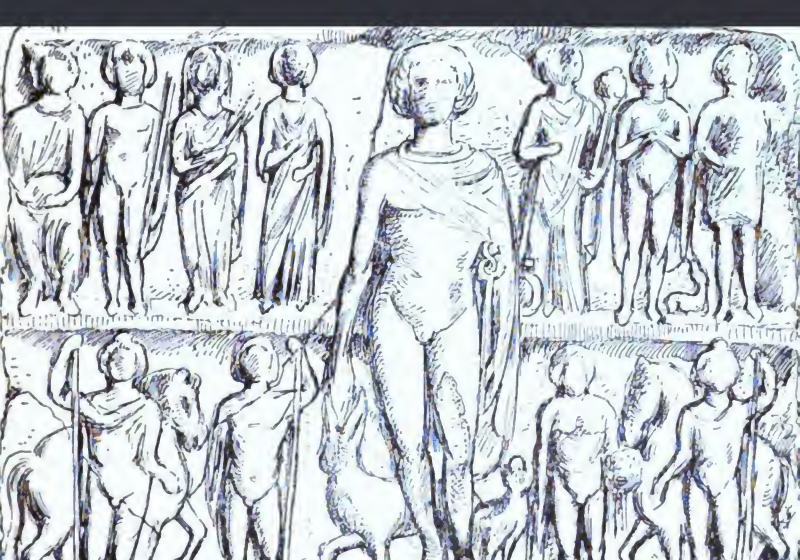


Neue Heidelberger Jahrbücher

Historische-Philosophischer Verein
(Heidelberg, Germany)

Digitized by Google

L Soc 1722.50

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT
(Class of 1828).

Received 12 Dec. 1896.

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY

NEUE
HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG VI

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1896

Digitized by Google

IX 314
L Soc 1722.50
HARVARD COLLEGE
DEC 12 1896
LIBRARY.
Minot fund.
(XI)

Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning in Heidelberg.

Digitized by Google

INHALT.

Seite

Erwin Rohde, Orpheus 1

F. von Duhn, Über die archäologische Durchforschung Italiens innerhalb der letzten acht Jahre 19

Ch. Hülsen, Caecilia Metella 50

G. Sixt, Zu den Votivsteinen der equites singulares 59

Reinhold Steig, Frau Auguste Pattberg 62

B. Erdmannsdörffer, Eduard Winkelmann † 123

Henry Thode, Eine italienische Fürstin aus der Zeit der Renaissance . . 129

Alexander Riese, Der Feldzug des Caligula an den Rhein 152

A. Hausrath, Luthers Bekehrung 163

B. Erdmannsdörffer, Kleine Beiträge zur Goethe-Biographie 187

O. Karlowa, Über die in Briefform ergangenen Erlasse römischer Kaiser . 211

E. Kraepelin, Zur Hygiene der Arbeit 222

Digitized by Google

NEUE
HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG VI HEFT 1

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1896

Digitized by Google

Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning, Heidelberg.

Digitized by Google

Orpheus.

Von

Erwin Rohde.

Orpheus ist in Mode. Man weiss nicht recht, ob man ihm dazu Glück wünschen soll. Gewiss wird durch die gesteigerte Aufmerksamkeit an Thatsachen und Zusammenhängen manches ans Licht gefördert, was bis dahin im Dunkel lag; so haben Arbeiten der letzten Zeit unsere Kenntnis des Orphischen Wesens an einigen Punkten zuverlässig erweitert und vertieft. Aber, wenn nun die Grenze des uns noch Erkennbaren erreicht ist, so steht zu fürchten, dass der lebhafte Wunsch, noch weiter ins Dunkle vorzudringen und womöglich mit recht Neuem und Unerhörtem zu Tage zu kommen, sich der trügerischen Leuchte jener wilden und schnellfertigen Kombinationsweise bedienen werde, an deren übler Einwirkung diese Philologie *fin de siècle* in mehr als einem ihrer Vertreter erkrankt ist. Die aus solcher Kombination gewonnenen fictiven Werte, behend in Umlauf gesetzt, machen dann dem echten Gold der Überlieferung bedenkliche Konkurrenz; nicht Jeder hat gleich den Prüfstein zur Hand, zu erproben *χρυσὸν καθαρὰ βασάνῳ* —

Das Buch[1]), das unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht als die jüngste Leistung auf diesem viel durchfurchten Boden, enthält eine Anzahl selbständig neben einander stehender Abhandlungen über Gegenstände des Orphischen Religionskreises. Es liest sich nicht ohne Beschwerde. Aus mancherlei Gründen; vornehmlich aber infolge einer sozus. stagnierenden Darstellungsweise, die den fliessenden Fortgang der Hauptuntersuchung in kurzen Abständen immer wieder zu hemmen und zu breit ergossenen Teichen abschweifender Betrachtungen und Auseinandersetzungen über fernabliegende Dinge auseinanderlaufen zu lassen liebt.

1) Orpheus. Untersuchungen zur griechischen, römischen, altchristlichen Jenseitsdichtung und Religion von Ernst Maass. München 1895.

Digitized by Google

Auf diese Weise kommt freilich vieles und vielerlei zur Sprache, wovon man nur gerade an dieser Stelle nichts zu hören wünscht; hier und da wird der ermattende Leser durch eine aus emsiger und ausgedehnter Lektüre gewonnene schätzbare Notiz ermuntert; aber die Aufmerksamkeit wird von der Hauptsache abgelenkt; die Teilnahme des Lesers ermüdet, die Verfolgung des logischen Fadens, an dem die Untersuchung läuft oder laufen sollte, wird ihm ohne Not erschwert. Unsere Betrachtung soll sich einzig auf die Behandlung des, unter wucherndem Beiwerk bisweilen kaum noch sichtbaren eigentlichen Themas des Buches richten.

Die Arbeit eröffnet sich mit einem Abdruck und umständlicher Erörterung der aus Wide's Veröffentlichung in den Athen. Mitteilungen von 1894 bekannt gewordenen athenischen Iobakcheninschrift (etwa aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts nach Chr., nach Maass etwas älter). Nicht vor S. 62 gelangt der Verfasser dazu, merken zu lassen, welchen Grund er zu haben meine, diese Inschrift in einem Buche über Orpheus und Orphik zu behandeln. Es heisst in der Inschrift: wenn Verteilungen (wohl von Opferfleisch) stattfinden, sollen sich (ihren Teil) nehmen: *ἱερεύς* und vier weitere Priester und Beamte des Kollegiums, zwei Götterpaare (d. h. Mitglieder, *οὓς δεῖ διασκευάζεσθαι εἰς θεῶν διάθεσιν*, wie es in der Mysterieninschrift von Andania heisst), zuletzt *πρωτεύρυθμος*. Dieser Ausdruck lässt an einen *ἐξάρχων*, einen *praesul* bei Prozessionen und Tänzen denken, der als Erster die rhythmischen Bewegungen ausführt und die andern zu solchen anleitet, oder, wenn *εὔρυθμος* einen Meister im *ῥυθμός* bezeichnet (dergleichen das Kollegium mehrere haben konnte [gleichwie z. B. ein Pergamenisches Kollegium auf 17 *βουκόλοι* zwei *ὑμνοδιδάσκαλοι* hat: *Hermes* 7, 40], ohne darum, wie Maass spottet, ganz aus Tanzmeistern zu bestehn), der oberste dieser Meister. Hinter den vier Göttern, als den Hauptfiguranten, mag dieser Mann, als der Anführer der dann noch folgenden Schaaren der Tanzenden passend seine Stelle finden. Maass denkt auf eine andere Auslegung; er rät auf eine umschreibende Bezeichnung des Orpheus, der als „erster Dichter, Musiker und Tänzer" und als Vater des *Rhythmonius* (Anon. de mus., *Gramm. lat.* VI 609, 10), oder, wie Maass „mit Zuversicht" (aber ganz willkürlich) ändert, des *Rhythmus bonus*, *πρωτεύρυθμος* genannt werden könne. Nur auf Grund dieser kaum auch nur möglichen, durch keinen Schimmer von Wahrscheinlichkeit empfohlenen, ratenden Deutung gilt es dem Verfasser als völlig gewiss, dass die athenischen Iobakchen einen orphischen Thiasos bildeten. Sonst lassen ihre Statuten nichts dergleichen erkennen oder vermuten: es lässt sich vielmehr nicht verkennen, dass das eine der

Digitized by Google

auf der Inschrift genannten zwei Götterpaare, Palaemon und Aphrodite, nicht eben wie Gottheiten eines speziell orphischen Kultes aussieht; da hilft die Auskunft, dass diese zwei eben nachträglich zu den echt orphischen Göttern des ersten Paares (*Διόνυσος, Κόρη*) hinzugekommen seien.

Weiterhin wünscht der Verfasser glaublich zu machen, dass orphischer Kult in Athen von Staatswegen betrieben worden sei. Plato, *Rep.* 2, 364 B—365 A redet von umwandernden *ἀγύρται, καὶ μάντεις*, die u. a. *βίβλων ὅμαδον παρέχονται Μουσαίου καὶ Ὀρφέως, καθ' ἃς θυηπολοῦσι, πείθοντες οὐ μόνον ἰδιώτας ἀλλὰ καὶ πόλεις, ὡς ἄρα λύσεις τε καὶ καθαρμοὶ ἀδικημάτων — ἐτσί κτλ.* Als die Handelnden und Thätigen werden deutlich überall die p. 364 B genannten *ἀγύρται καὶ μάντεις* bezeichnet. Bezeugt ist nicht im mindesten „ein staatlicher Betrieb orphischen Kultes" (M. p. 76), sondern lediglich, wie verständige Beurteiler es von jeher aufgefasst haben, eine gelegentliche Zulassung und Verwendung von Orpheotelesten und ihren, von ihnen selbst, nicht von irgend welchen Priestern oder Beamten des Staates zu exekutierenden Sühnungen und Weihen auch im Staatsauftrag (etwa zur Sühnung besonderer öffentlicher *ἀγη.* wo sonst die Staaten, Athen u. a. berühmte Sühnepriester, wie den Epimenides, heranzogen; in Sagen den Melampus, oder einen Bakis [*Psyche* 338 f., 357, 2]). — Die Worte des Aristophanes, *Ran.* 1032; des Pseudodemosth. 25, 11 (auch Plat. *Phaed.* 69 C) deuten wohl auf das Ansehen, eine gewisse Popularität der orphischen Weihekulte in Athen, aber durchaus gar nicht darauf, dass der athenische Staat diesen Kultus ausgeübt habe (vgl. Lobeck, *Agl.* 239). Maass freilich behauptet frischweg, „wir wissen", dass an den kleinen Mysterien in Agra der orphische Zagreus, seine Leiden, seine Zerreissung durch die Titanen, dramatisch vorgeführt worden seien (p. 81). Hauptzeuge ist ihm Nonnus, der, *Dionys.* 48, 968 berichtet: die Athener verehren einen dreifachen Dionysos, *Ζαγρέα ἅμα Βρομίῳ καὶ Ἰάκχῳ.* Nun ja, wird man denken, den Iakchos in Eleusis, den *Βρόμιος* an den Dionysien, Lenäen, Anthesterien, den Zagreus in den Kulten orphischer Genossenschaften. Nein, auch den Zagreus an einem Staatsfeste, fordert Maass. Aber das behauptet Nonnus gar nicht; und dass überhaupt der Poet in seiner vorüberrauschenden Phrase eine sorgfältige, antiquarisch genaue Scheidung zwischen Staatskult und Orgeonenkult machen wolle (und seinen Kenntnissen nach — die sich nur auf das poetisch-mythologische Gebiet erstrecken — habe machen können) — wer soll denn das glauben? Diese von ihm zu seinen Zwecken ungebührlich gepresste Phrase eines ägyptischen Christen aus dem fünften Jahrhundert giebt dem Verfasser das einzige Zeugnis

Digitized by Google

für das Bestehen eines staatlichen Zagreuskultes nach orphischer Observanz in dem Athen der klassischen Zeit. Er versichert freilich (p. 81 Anm.): „Arrian bezeugt dasselbe, ebenso Steph. Byz.“. Mit Verlaub! Arrian. *anab.* 2, 16, 3 spricht ausdrücklich von Iakchos, der von dem orphischen Zagreus völlig verschieden ist, und dessen Verehrung in Agra und Eleusis noch niemand bezweifelt hat. Stephanus Byz. s. *Ἄγρα* giebt als Inhalt der kleinen, in Agra gefeierten Mysterien an: *μίμημα τῶν περὶ τὸν Διόνυσον*. Von Zagreus kein Wort, noch weniger von „seinen Leiden, seiner Zerreissung durch die Titanen“, die Maass kurzweg hier substituiert. Gemeint ist zweifellos, an dieser Vorfeier der eleusinischen Weihen, derselbe Gott, dessen Bild später nach Eleusis feierlich getragen und der dort gefeiert wurde, Iakchos (s. Welcker, *Götterl.* 2, 546; *Psyche* 262).

Mit dem „Zeugnis“ des Arrian und des Stephanus für die neue Lehre ist es nichts. Auch Philostratus (M. p. 84) kann das vermisste Zeugnis nicht liefern. Wenn bei ihm (*v. Apoll.* 4, 21) Apollonius von Tyana im Anthesterion an den *Διονύσια* in das Theater geht, erwartend, dort lyrisch-dramatischen Aufführungen anwohnen zu können, so ist es rein unmöglich, hierbei (mit Maass) an die Festfeier der kleinen Mysterien (die kurzweg *Διονύσια* nie genannt werden konnten) zu denken. Öffentlich, im ungedeckten Theater, in das jedermann beliebig eintritt, sollen die Mysterien agiert worden sein? Und der alles Mysterienwesens überkundige Apollonius soll erwartet haben, an den Mysterien *μονῳδίας καὶ μελοποιίας παραβάσεων τε καὶ ῥυθμῶν ὑπόσαι κωμῳδίας τε καὶ τραγῳδίας εἰσίν* aufgeführt zu sehen? Wenn nun statt des Erwarteten die entartete Kunstübung der Zeit ihm *μεταξὺ τῆς Ὀρφέως ἐποποιίας τε καὶ θεολογίας* bakchische Tänze vorführte, so kann sich auch das nicht auf die Mysterien zu Agra — von denen eben gar nicht die Rede ist — beziehen; und wäre in der That, wie Maass wünscht, von diesen die Rede, so wären ihnen ja Vorführungen orphisch-bakchischen Charakters, die Maass ihnen als altes und legitimes Besitztum zuzuweisen wünscht, nur als späte Entartung zugesprochen, die neue Lehre wäre also auch dann gar nicht unterstützt. In Wirklichkeit kann nur an die (entartete) Anthesterienfeier gedacht werden, wie das auch von jeher geschehen ist.

Unter dem, was Maass p. 87 ff. sonst noch vorbringt, um staatliche Feiern orphischen Charakters in Athen zu erhärten, gehört Eurip. *Hipp.* 25 ff. überhaupt nicht hierher; die Phrasen des Himerius, *or.* 3 p. 432 W., beziehen sich auf die Dionysosfeier in Agra, die ja niemand läugnet, aber doch nicht im mindesten auf den orphischen Zagreus; wenn Clemens

Digitized by Google

Alex. *protr.* p. 21 D. (Sylb.) *τὰ ἐν Ἄγρᾳ μυστήρια καὶ τὰ ἐν Ἀλιμοῦντι τῆς Ἀττικῆς* flüchtig erwähnt, als Beispiele ganz auf ein enges und obscures Lokal beschränkter Mysterienfeiern, so ist es eine ganz unzulässige Willkür, diesen Mysterien in Agra als Inhalt (mit Maass) zuzuweisen das, was Clemens in dem losen Agglomerat von Excerpten und homiletischen Betrachtungen, aus denen er seine Schrift aufschichtet, viele Seiten früher berichtet hat, an einer Stelle, die mit p. 21 D in gar keinem Zusammenhang steht noch stehen soll, p. 11 D—12 B; wo in der Reihe der mit Mysterien gefeierten Götter auch Dionysos vorkommt, und nun die orphische Form der Erzählung von seinen *πάθη* skizziert wird. — Dio Chrysost. 12 p. 387. 388 R. redet von den Eindrücken bei einer grossartigen Mysterienfeier (wahrscheinlich der Eleusinischen), von der er das *ἐν τῷ καλουμένῳ θρονισμῷ* Geschehende ausdrücklich unterscheidet (dass der *θρονισμός* den „Akt der erst en Weihe“ bezeichne, wie Maass angiebt, p. 93, ist nur eine seiner Deutung der Stelle dienende Fiction: überliefert ist nichts dergleichen. *τεθρονισμένος ὑμῖν* [*τοῖς θεοῖς*] = *τετελεσμένος. Papyr. Aegypt.*). Der Einzuweihende werde, meint Dio, in den seltsamen Vorgängen der Weihen Sinn und wohlbedachte Absicht empfinden; und ebenso der Mensch bei Betrachtung der Vorgänge in Gottes Welt. Da nun Origenes *c. Cels.* 2, 10 von *τοῖς ἐν ταῖς Βακχικαῖς τελεταῖς τὰ φάσματα καὶ δείματα προεισάγουσιν* rede, Proclus (M. p. 95 Anm.) von *καταπλήξεις* und *ἀρρήτων φασμάτων δείξεις* an Weihefesten *πρὸ τῆς τοῦ θεοῦ παρουσίας*, so habe Dio, der freilich gar nicht von einem *προεισάγειν* redet, dionysische Weihen im Sinn, und zwar entweder in Agra oder in Eleusis begangene. Wenn auch die Konklusionen einer so wundersamen Logik ebenso giltig wären, wie sie verblüffend sind: was ergäbe sich denn selbst dann aus ihnen für das, worauf es hier allein ankommt, für orphische Staatsfeiern in Agra? Diese, immer noch mit nichts nachgewiesen, liegen dem Verfasser nun schon so schwer in Gedanken, dass, wie Proclus (in Tim. 330 B) nur den Vers: *Κύκλου τε λῆξαι* — als Gebet der *παρ' Ὀρφεῖ τῷ Διονύσῳ καὶ τῇ Κόρῃ τελούμενοι* erwähnt, er alsbald von den Mysterien zu Agra redet, wo doch Proclus ganz unfraglich an die Weihen orphischer *θίασοι* denkt, deren *μύσται* bekanntlich, so gut wie dem Dionysos, seiner Mutter, der *χθονίων βασίλεια*, geweiht wurden.

So viel, oder so wenig, von den orphischen Mysterien, die der Verfasser vom athenischen Staate in Agra möchte gefeiert wissen. Es fehlt jeder, auch nur irgendwie von ferne scheinbare Beweis für diese Behauptung. Und wenn man von verblassten Worten zu deutlichen Vor-

Digitized by Google

stellungen vordringt, so ergiebt sich vollends das Undenkbare dieser Annahme. Wer sich Inhalt, Umfang und Ziele der rechten Orphik, ihre durchaus auf allegorisches Verständnis angelegten Mythen, ihre Lehren und Satzungen, ihre Weisungen für die Askese in einem völligen βίος Ὀρφικός, ihre Verheissungen, die bis zu endlicher Vergottung der Menschenseele hinaufführen, — wer sich dies alles anschaulich vor Augen stellt, dem muss der Gedanke wahrhaft monströs erscheinen, dass all dieses, in den Mysterien zu Agra aller Welt eingeflösst, nur eine Vorstufe zu der grossen Weihe in Eleusis, deren viel bescheideneren Sinn und Inhalt wir ja auch genügend kennen, habe bilden können, und die Vorstellung, dass die orphischen und die eleusinischen Weihen, die einander nicht ergänzen sondern ausschliessen, im athenischen Staatscult auf- und übereinander getürmt worden seien, als ein ungeheuerlicher Unsinn gelten. Es ist nicht unwahrscheinlich (aus Gründen, die hier nicht entwickelt werden sollen), dass die Staatsmysterien und die Mysterien der orphischen Conventikel einige Fühlung miteinander (wahrscheinlich erst in späterer Zeit) gewonnen haben: um die Aufnahme des eigentlichen Inhalts der orphischen Heilslehre (etwa auch nur des allegorischen Mythus von der Zerreissung des Zagreus, der alles übrige nach sich ziehen musste) in die Staatsmysterien kann es sich dabei nicht gehandelt haben. Das wäre einer Zersprengung des ächten und wesentlichen Gehaltes der eleusinischen Mysterien gleichgekommen; auch giebt nie und nirgends ein antiker Zeuge Nachricht oder eine Andeutung davon, dass von den spezifisch orphischen Mythen und den Lehren orphischer Theologie irgend etwas in Eleusis Fuss gefasst habe. Die Entlehnungen, so weit sie stattfanden, können nicht über Äusserliches und Nebenwerk hinausgegangen sein. Dass aber nun gar, zu irgend einer Zeit, die unermesslichen Schaaren der im Laufe der Zeit in Agra in die kleinen Mysterien des Staates Eingeweihten sich mit den Lehren und Weisungen der orphischen Erlösungsreligion durchdrungen hätten, die orphische Lehre also ein Stück des *Credo* ungefähr aller Athener, und wie vieler Griechen (und Römer) sonst, gebildet habe — man braucht das nur auszusprechen, mit dem vollen Bewusstsein dessen, was es zu bedeuten hat, um zu sehn, dass es niemals war, niemals hat sein können[1]). Es fehlen denn auch — zum Glück — in dem

1) Um nur eine schwache Probe der Unmöglichkeiten, die diese neue Lehre hervorruft, zu geben: soll man denn glauben, dass alle in die athenischen Staatsmysterien Eingeweihten nach orphischer Religionsvorschrift sich aller Fleischnahrung ihr Leben lang enthalten haben? Maass, dem bei dieser Vorstellung doch wohl

Digitized by Google

geistigen Nachlass des Griechentums alle Spuren einer solchen Ausbreitung und Popularisierung dieser mystischen Sektenlehre.

„Orpheus ein griechischer Gott" überschreibt sich das zweite Kapitel (p. 129 ff.). Hier ist nun die Rede von den Sagen, die Orpheus am thrakischen Pangaion, sein Grab in Leibethra lokalisieren. Der Verfasser sucht dieses Leibethra auch am Pangaion, in einzelnen Fällen vielleicht mit Recht[1]). Dann von den Sagen, die von der Zerreissung des Orpheus durch Thrakerinnen am Hebros erzählen, und wie darnach sein Haupt und seine Leyer nach Lesbos geschwommen sei, oder (das Haupt) nach der Mündung des Meles, wo Orpheus erst mit heroischen, später mit göttlichen Ehren verehrt worden sei. Diese Geschichten können doch nicht zur Erhärtung eines anderen als thrakischen Ursprungs des Orpheus dienen. Andere Sagen lassen ihn stammen aus oder sich aufhalten in Dion, genauer in der benachbarten *κώμη* Pimpleia, unterhalb des Olymp, dicht bei der Meeresküste in Pierien. In Dion war des Orpheus Grab, in Leibethra sein hölzernes Bild, das vor Alexanders des Grossen Aufbruch nach Asien schwitzte. (Plut. *Alex.* 14. Dass nicht das pangäische L. gemeint ist, wie Maass p. 147 annimmt, sondern das berühmte pierische L., zeigt der Parallelbericht des Arrian 1, 11, 2. S. Knapp p. 6, 1 [verzerrt Pseudocallisth. 1, 42]). Auch diese Lokalisierung will jedenfalls O. zum Thraker machen. *Πιερία καὶ Ὄλυμπος καὶ Πίμπλα καὶ Λείβηθρον τὸ παλαιὸν ἦν θρᾴκια χωρία καὶ ὄρη. Strab.* 10, 471. (S. Knapp, *Orpheusdarstell.* p. 6. Ausdrücklich *Hygin., fab.* 14 init.: *Orpheus Thrax ex urbe Pimplea* [? *flevia* ist überliefert] *quae est in Olympo monte ad flumen Enipeum.*). Maass (p. 146) macht aus diesem Bericht Folgendes: „nach einer verbreiteten Ueberlieferung wird Orpheus der Olymp, der thessalische Götterberg, als Aufenthalt angewiesen —; so erfreut er wie Apollon die olympischen Götter." Das Letzte ist

---

ungemütlich zu Sinn werden mochte, beschränkt die *ἀπογὴ ἐμψύχων* für Orphiker nur auf den „heiligen Monat" (p. 87 u. ö.). Aber zu dieser Einschränkung hat nur er selber sich die Vollmacht erteilt; die antiken Berichte beschränken die Fleischenthaltung der Orphiker zeitlich durchaus nicht; die Orphiker waren völlige Vegetarianer (aus religiösen Gründen), ganz wie Empedokles, wie die meisten Pythagoreer (wahrscheinlich schon Pythagoras selbst), wie später Apollonius von Tyana u. A.

1) S. 136 Anm. hat M. darin Recht, dass bei Macrob. *Sat.* 1, 18, 1 meine Vermutung, dass statt *Ligyreos* zu schreiben sei *Ligyriscos* (*Psyche* 314, 2) unhaltbar ist. Sein: *Libethrios* könnte leidlicher scheinen; doch wäre es nicht wohlgethan, so beiläufig durch eine Buchstabenänderung ein Dionysosorakel in Leibethra in die Welt zu setzen, von dem man sonst nichts hört. Das pierische Leibethra hatte jedenfalls kein eigenes Orakel: es bezog Orakel anderswoher *ἐκ Θρᾴκης*: Paus. 9, 30, 9.

Digitized by Google

seine eigene freie Erfindung: kein antiker Zeuge sagt dies oder etwa ähnliches. Es hätte Orpheus, der gar nicht auf dem Olymp, sondern tief unten an dessen unterstem Fuss sich aufhält, auch schwer werden sollen, die auf den unsichtbaren höchsten Gipfeln des Berges thronenden Götter durch sein Spiel zu „erfreuen wie Apollon". Aber diese seine eigene freie Phantasie genügt dem Verfasser, um fortzufahren: „giebt es einen schlagenderen Beweis, dass Orpheus griechischer Nationalität nicht nur, dass er in gewissem Sinne ein apollinisches Wesen war?" Ja, wenn es dafür keine schlagenderen Beweise giebt als diese „verbreitete Ueberlieferung", die den Orpheus zum Thraker, in altthrakischem Lande wohnhaft, mit Apollo ganz ausser aller Verbindung stehend, macht, und durch eine einfache rhetorische Frage nicht in ihr eigenes Gegenteil umgestülpt werden kann, — dann steht es freilich schlimm mit der Theorie von Orpheus, dem griechischen, apolloartigen Gott. Dies ist in der That eine charakteristische Probe der Art, in der der Verfasser für seine Thesen „Beweise" findet oder macht. Mit diesem „schlagenden Beweise" gilt ihm die hier aufgestellte These als vollkommen gesichert. In Wahrheit fehlt ihr jedes Fundament. Griechischem Ursprung kommt jedenfalls O. nicht näher, wenn in dem Stammbaum des Homer und Hesiod, den Hellanicus (und Pherekydes) anfertigten (s. *Rhein. Mus.* 36, 386 f., 395) als sein Vater Oiagros (stets als Thraker gedacht), als seine Grosseltern Pieros und *νύμφη Μεθώνη* (Eponyme der Gegend von Methone an der Grenze von Pierien) genannt werden (M. p. 153 ff.). Eher könnte verwendbar scheinen die (möglicherweise auf Phanodemos zurückgehende) Angabe, dass Leos von Hagnus in Attika, der seine Töchter für das Vaterland sich opfern liess, Sohn des Orpheus gewesen sei (M. 129). Für gewöhnlich haben freilich die Rechenpfennige der Genealogen keinen ernsthaften Kurs; diesesmal muss — *car tel est Notre plaisir* — eine dorther stammende Angabe ächtes Gold der Überlieferung sein. Orpheus ist also in Attika „zu Hause". Es steht aber nirgends geschrieben, dass jener Orpheus, Vater des Leos, nicht einfach der berühmte *Ὀρφεὺς ὁ Θρᾷξ* war und sein sollte. Den Thraker zum Vater eines attischen Heros zu machen, konnte den Genealogen wenig Bedenken erregen; so nennen sie die auch für Athen sich opfernden attischen *Ὑακινθίδες* Töchter des Hyakinthos, und zwar ausdrücklich *Ὑακίνθου τοῦ Λακεδαίμονος* (Harpocrat. s. *Ὑακινθίδες*; Apollodor. III 212 Wagn.). Gerade die attischen Schriftsteller, Aeschylus, Euripides, der Verfasser des für Athen bestimmten *Ὄγυγος*, desgleichen Plato, auch die attische Kunst, kennen Orpheus nicht als einheimischen Heros, sondern durchaus

Digitized by Google

nur als Thraker. — Es bleibt für den Griechen Orpheus kein Zeugnis übrig als das — des *liber monstrorum*. Dieser (Haupt. *Opusc* 2, 229) berichtet: *Orpheus citharista erat Aeneae et quintus citharista in Graecia.* Der wackere Mönch, der (etwa im 8. Jahrhundert) das Büchlein zusammenschrieb, dachte hierbei ohne Zweifel an den *pius Aeneas*; der Verdacht liegt sehr nahe, dass der Name des Virgilischen Helden sich ihm untergeschoben habe, statt desjenigen der Stadt Ainos: dort, am Ausfluss des Hebros, in altthrakischer Gegend (*θρῃκῶν ἀγάς, ὃς ἀφ' Αἰνόθεν εἰλήλουθει* Il. *Δ.* 520 *Ῥῆσος Αἰνειῶν πάλιν* Hipponax, *fr.* 42) war ja ein Hauptsitz des Orpheus. Maass (142 ff.) denkt an die Stadt Aineia auf der nordwestlichen Ecke der Chalkidike, und nimmt diese Nachricht ungemein wichtig; aus ihr allein eruiert er seinen „minyschen Gott" Orpheus, mit dem er fortan hantiert. (Die Bewohner von Aineia seien nach „einer Vermuthung, einer sehr ansprechenden" eine Art Arkader gewesen; Arkader oder, so „dürfen wir ruhig sagen", Minyer. Den „Gott" giebt unser Verfasser aus eigenen Mitteln zu; der *liber monstrorum* ist hieran noch unschuldiger als an dem Übrigen [1]).

Dieser „Minyergott Orpheus", der auf den doch wirklich unerlaubt dünnen und kränklichen Kombinationsbeinchen, auf denen er steht, nicht weit kommen wird, ist, nach p. 147, apollinischer Art, dabei aber dennoch (p. 150) „ein echt chthonischer Gott"; zu Dionysos hat er von Hause aus keine Beziehung. In der That heisst ja Orpheus der Kitharode (und eben als Kitharode) bisweilen ein Sohn nicht des Oiagros, sondern des Apollo (s. Klausen, *Orpheus* [E. und Gruber] p. 11; Maass 148). Damit ist ihm Beziehung zu dionysischen Orgien noch keineswegs abgesprochen (so wenig wie etwa dem Melampus, dem *Ἀπόλλωνι φίλτατος*. S. *Psyche* 339 f.) in einer Zeit die von einem Widerstreit des Apollo und Dionysos nichts mehr weiss, den Apollo (besonders den delphischen) vielmehr als Patron des (ekstatischen) Dionysoskultes kennt. Insbesondere orphische Poesie und Theologie weiss nur von inniger Eintracht des Apoll und Dionys. Dagegen wirklich in einen Gegensatz zu dionysischem Orgiasmus setzte den Apollo-Helios-Diener Orpheus (übrigens den thrakischen Orpheus, nicht einen „griechischen Gott" Orpheus, den es nie gegeben hat) Aeschylus in den *Βασσαρίδες*. Ob das eine Konstruktion des Dichters war, durch die das in älterer Sage überlieferte Schicksal des O., seine Zerreissung durch die dionysischen Maenaden, erklärt werden sollte (nach Analogie der Zerreissung des Lykurg, des Pentheus)? Oder

1) Himerius *or.* 5 p. 482 f. (s. M. 143) will nichts weiter sagen als: Orpheus hätte von Rechtswegen in Thessalonike zu Hause sein sollen.

Digitized by Google

ob wirklich alte, vielleicht älteste Gestaltung der Orpheussage den Orpheus nur als *φορμικτάς, ἀοιδὰν πατήρ*, ganz apollinischen, antidionysischen Charakters kannte, den erst spätere Sagen mit seinem Gegenfüssler, einem hieratischen O., Stifter dionysischer Orgien, vertauschte (man sieht freilich nicht, wodurch bewogen) oder verschmolz? (So ungefähr denkt sich Klausen p. 21 die Sache.) Eine ganz reinliche Scheidung zwischen den beiden Orphei ist schon darum nicht möglich, weil die Sagen von der Hadesfahrt, von der Zerreissung des O., die, als Parallelen zu bekannten dionysischen Sagen, deutlich auf Zusammenhang mit dionysischem Kult hinweisen, sich gerade an den nicht-hieratischen, den apollinischen Kitharoden Orpheus geheftet haben. Lassen wir's also bei der Frage. Es scheint allerdings Leute zu geben, bei denen Solche, die in *tenebrae* dieser Art, in denen (wenn wir einmal die Wahrheit gestehen wollen) kein Mensch irgend etwas deutlich sehen kann, den Lynkeus spielen, und den Naiven zuversichtlich und bestimmt erzählen, was sich da alles im Dunkeln rege, bewundernde Hochachtung geniessen.

Bei Maass giebt es also in uralter Zeit — nicht einen apollinischen Kitharoden Orpheus (auf den doch höchstens irgend eine Art von Überlieferung führen könnte) sondern einen „minyschen Gott" Orpheus. Dieser genoss in ältester Zeit einen Kult, der mit Dionysischem noch ganz unverbunden war. Spuren solcher ältesten Orphik ohne Dionysos-Zagreus findet er (p. 162 ff.) — man sollte 's nicht denken — bei dem Scribenten, der, etwa im ersten Jahrh. vor Chr., der Phintys eine Schrift *περὶ γυναικὸς σωφροσύνας* unterschob: denn dort (Stob. *Flor.* 74, 61) werden pythagoreischen Frauen *ὀργιασμοὶ καὶ μαινομασμοὶ* verboten. Was in aller Welt soll daraus für Orphik, und gar für eine urälteste Orphik folgen? Hat es denn wirklich schon so unkundige oder unklare Leute gegeben, die das Pythagoreerthum auch in orgiastischem Kult den orphischen *θίασοι* nacheifernd sich gedacht haben, oder gemeint haben, alles was pythagoreisch (und pseudopythagoreisch) sei, müsse auch orphisch sein, und umgekehrt? — Herodot soll (M. 164 ff.) von einer Orphik ohne Dionysos wissen, 2, 81, wo er nach M.'s (leicht als unrichtig zu erweisender) Auslegung die *Ὀρφικὰ καὶ Βακχικά* nicht verbinde, sondern unterscheide. Das Argument hätte nur dann einen Sinn, wenn angenommen wird, dass noch zu der Zeit, als Herodot schrieb, in den Anfängen des peloponnesischen Krieges, die Verbindung der Orphik mit „dionysischer Religion" nicht vollzogen war. Immer noch nicht, nachdem doch ein Jahrhundert vorher Onomakritos, der Archeget der athenischen Orphik, *Διονύσῳ συνέθηκεν ὄργια* (Paus. 8, 37, 5) und von

Digitized by Google

der Zerreissung des Dionys durch die Titanen gedichtet hatte. Herodot erläutert (nach der richtigen Erklärung) den Inhalt der *Ὀρφικά* durch den Zusatz *καὶ Βακχικά*; unterschiede er aber auch *Ὀ.* von *B.*, was hätte denn das weiter zu besagen, als was kein Kundiger je geleugnet hat: dass ausser und neben dem orphisch-dionysischen Kult es auch anderen und sehr mannichfach gestalteten Bakchoskult und dionysische Orgien gab, die als *Βακχικά* (in genere) neben den *Ὀρφικά* genannt werden konnten? — So wenig Dionysoskult beschränkt war auf die Orphiker, ebensowenig waren die Orphiker in ihrem Kult beschränkt auf Dionysos (ich weiss von niemanden, der sich das eingebildet hätte). Maass (166) schliesst, in der Art zu argumentieren, gegen deren Überraschungen wir nun schon abgehärtet sind: weil O. auch Stifter von Kulten der Kore, der Demeter, der Hekate heisse, so habe er ursprünglich mit Dionysos nichts zu thun.

Schliesslich macht sich der Verfasser daran, den Entwicklungsgang der orphischen Religion, den er mit voller Gewissheit „zu erkennen im Stande ist," abzumalen (p. 168 ff.) Erst gab es einen reinen Kult des griechischen, minyschen Gottes („und Propheten" 168) Orpheus; schon neben ihm die Lehre von dem Göttlichen im Menschen, der Unsterblichkeit der Seele, die Sage von der Zerreissung des Gottes durch „irgend welche böse Feinde", welche die Zerteilung des einen Gotteswesens durch die Welt der Erscheinungen bedeuten sollte. Also diese theologische, spekulative Dichtung der Orphik (s. *Psyche* 412) bestand, lange vor aller Theologie, in rein griechischer Volkssage. Und die greuliche, kannibalische Symbolik von der Zerreissung des lebendigen Leibes begegnet uns nicht, wie sonst immer, im Sagenkreis des thrakischen, ekstatischen Dionysos (bei Lykurg, Pentheus, dem thrakischen Orpheus, dem Zagreus selbst), in der Kultpraxis thrakischer Dionysosorgien (bei der Zerreissung des Stieres; *Psyche* 303; 307; 411), sondern in ungemischt griechischer, nicht dionysischer Religion uraltester Zeit! — Diese uralte, mit dionysischem noch unvermischte, griechisch-orphische Unsterblichkeitslehre (von deren Dasein vor der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts nirgends das geringste zu spüren ist) übernahm Pythagoras und seine Schule; sie fügten aber selbständig die Seelenwanderungslehre hinzu (man erwarte keinen Beweis für diese grundfalsche Behauptung). Mittlerweile waren, und seit langem, die Minyer mit ihrem Gotte Orpheus an die thrakische Küste gelangt (p. 157 ff.) Dort trafen sie eine der ihrigen unglaublich ähnliche Religion an. Zuvörderst die Geschichte von dem Gott-heros Zalmoxis, welche einfach „die Orpheusgeschichte" ist (p. 158. In Wahrheit ist freilich alles hier und dort verschieden. S. über Zalmoxis *Psyche* 319 ff.) Dann

Digitized by Google

aber Kult und Kultsage des thrakischen Dionysos. Auch hier Zerreissung des Gottes, hier durch die bösen Titanen (also auch die sind spezifisch thrakisch), die den Leib des Gottes fressen, dann durch den Blitz des Zeus verbrannt, aus ihrer Asche das Menschengeschlecht hervorgehen lassen. Diese trakischen Dionysossagen sind der urgriechischen Orpheussage „vollkommen gleichartig" (p. 170); beide sind aus „identischen Elementen" zusammengesetzt (p. 157). In Thrakien verschmolzen nun die minysche Orphik und die dionysische Religion der Thraker. Der minysche Gott „Orpheus ward zum Propheten des thrakischen Dionysos, aber widerwillig (!)" (p. 158); und von da an gab es eine dionysisch-orphische Religion. (In der praestabilierten Harmonie zwischen der neuerfundenen orphischen Minyerreligion und der thrakischen Dionysosreligion findet P. Knapp, *Ueber Orpheusdarstellungen* [Progr. Gymn. Tübingen 1895], in welcher Schrift eine Reihe durchweg treffender Einwendungen gegen diese neuen Konstruktionen der Orphik vorgebracht werden, mit Recht „einen der schwächsten Punkte der neuen Auffassung" (p. 9). Es kann freilich auf einen schwachen Punkt mehr oder weniger nicht ankommen, wo alle Punkte von gleicher Schwäche sind). Nachher, heisst es weiter, habe sich orphisch-pythagoreisches und orphisch-dionysisches vermischt; zuletzt sei Plato darüber zugekommen.

Es kann Niemanden angeraten werden, für diesen Roman (den man wohl kaum auch nur „gut erfunden" nennen kann) die einfache, mit einfachen Mitteln zu gewinnende Wahrheit preis zu geben: dass die orphische Religionsbewegung eine rein griechische ist, von Griechen, für Griechen, nach griechischen Seelenbedürfnissen durchgeführt, aber durchgeführt auf dem Boden des thrakischen Dionysoskultes und seiner Mythen, seiner Impulse, seiner Ahnungen und fast schon Lehren. Dass es thrakischer Kult war, dessen bewegende Gedanken hier, in Verflechtung mit ächt griechischer Sage und griechischen Religionsstrebungen, zu einer aus Symbolen und unverhüllten Lehren gemischten Theosophie ausgebildet wurden, kündigt sich noch in der Figur des Trägers aller hier gespendeten Offenbarung, des Orpheus, an, den diese theologische Poesie durchaus als thrakischen Sänger, Propheten und Hierophanten fasst, mag im übrigen seine Gestalt und sein Wesen in älterer Sage welches Aussehen immer gehabt, welche Wandlungen immer durchgemacht haben (das ist für diesen Zusammenhang eine durchaus untergeordnete Frage). Vor dieser Vereinigung griechischer Theologie mit thrakischem Dionysoskult, und ohne sie, (und also auch vor der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts) hat es eine Orphik nie gegeben. Das Werden und Hervorspringen und

Digitized by Google

die ersten Schritte dieses Religionsgebildes sind uns, anders als bei anderen, gleich dieser nicht gewordenen, sondern gestifteten Religionen' unerkennbar; es würde aber unsere Erkenntnis nicht fördern, wenn wir, wo das Brot ächter Ueberlieferung fehlt, ihr die Steine selbstersonnener Konstruktionen und Fabeln aufdrängen wollten.

Cap. III (p. 173 ff.) „Aus dem orphischen Hymnenbuch". Über den synkretistischen Charakter der in den „orphischen" Hymnen angerufenen Göttergesellschaft (die doch noch Niemand verkannt hat) wird, nicht sonderlich aufklärend, geredet; auch über die hohe Altertümlichkeit der in diesen Hymnen nachgebildeten Weise der *ὕμνοι κλητικοί*. Den in dem schulmeisternden Tone, in dem zu reden der Verfasser hier und anderswo für geziemend und geschmackvoll hält, hart angelassenen „Philologen" war die Art dieser *ὕμνοι* nicht so unbekannt und unverständlich wie hier vorausgesetzt wird. Einige gute Bemerkungen, von denen der Verfasser hätte lernen können, giebt z. B., auch die orphischen Hymnen nicht vergessend, Bergk, *Gr. Litt.* 1,326 ff. — In *hymn.* 24, 12; 76, 10 weisen, meint M. 184/5, die Worte: *Καλλιόπῃ σὺν μητρί* darauf hin, dass Orpheus selbst als Sprecher dieser Hymnen gedacht sei. Unbedingt sicher ist das nicht: warum soll nicht der orphische *μύστης* oder *βουκόλος*, der hier redet, sagen können: „mit Kalliope der Mutter", scil. unseres Orpheus? Keinenfalls folgt aber, dass *h.* 1,9 (wo *κούρην* gewiss auf Hekate, nicht, wie M. will, auf Persephone geht) 10; 31, 6 f., der redende *βουκόλος* Orpheus sein müsse, der (anders als Dionysos selbst) nie *βουκόλος* heisst, obwohl Maass das wieder und wieder versichert. Wäre die Deutung richtig, so müsste in allen Hymnen der für sich selbst (z. B. 41, 10: *ἐλθεῖν ἐυάντητον ἐπ' ἐυτέρῳ σεο μύστῃ*) oder für die Gemeinde der *μύσται, νεόμυσται* Betende Orpheus sein: was ganz undenkbar ist.

Cap. IV (p. 205 ff.) „Die Niederfahrt der Vibia". Mit der Orphik haben die hier weitläuftig erörterten Darstellungen und Beischriften des Grabmals des Sabaziuspriesters Vincentius und der Vibia (in Rom) nichts zu thun; wiewohl p. 224 ein Zusammenhang der Sabazismysterien mit der Orphik behauptet wird. Dieser soll aus einer Betrachtung des Virgilischen Culex (p. 224 ff.) erhellen. Der Culex hat darum mit orphischer Poesie und Lehre noch nichts zu thun, weil in der Nekyia dieses Gedichtes unter vielen anderen Gestalten und Geschichten auch (rein dichterisch und nicht im mindesten theologisch aufgefasst) die Sage von Orpheus und Eurydice erwähnt wird (V. 268 ff.) Aber der Verfasser wittert auch hier Orphisches. Der (nicht einmal irgend wahrscheinlich) von ihm auf Reinigungen der Seele im Hades bezogene

Digitized by Google

Vers 376 f. giebt ihm Veranlassung, von antiken Berichten von einem Fegefeuer zu reden; auch diese Vorstellung soll aus „orphischer Ueberlieferung“ stammen. „Das beweist das gewichtige Zeugnis des Plutarch (*de ser. num. vind.* 564 E ff.)“ heisst es p. 232. Wieso denn Zeugnis? Plutarch deutet mit keinem Worte an, dass in seiner eschatologischen Schilderung am Schluss jener Schrift irgend etwas aus orphischer Quelle stamme (auch da nicht, wo er wenigstens von Orpheus und seiner *καταβάσις* ein Wort sagt, p. 566 c.). Vollends den Klearch von Soli wegen eines Wortes in dem Überrest seiner Erzählung von der ekstatischen Vision des Kleonymos (bei Procl. in Plat. Remp. p. 17 Pitr.) zu „einem der frühesten Gewährsmänner des orphischen Fegefeuers“ zu machen, mit dem Verfasser, dazu gehört schon ein hoher Grad von Hellsichtigkeit — oder Verblendung. Nicht die entfernteste Hindeutung auf orphische Quellen findet sich in dem Bericht des Proclus aus Klearch. Beide, Klearch und Plutarch, gehen ja offenbar in den Bahnen des Plato und dessen eschatologischer Erdichtungen weiter. Wenn also in Zukunft jede der aus den verschiedensten (zum Teil auch wirklich orphischen) Elementen gemischten, in der Hauptsache doch aus eigener Phantasie der Dichtenden geflossenen eschatologischen Schilderungen philosophisch-theologischer Art bei griechischen Autoren ohne alles Weitere, ohne Begründung, Rechtfertigung, Einschränkung als orphisch angesprochen werden darf, so muss das vor Allem von Platos drei Darstellungen des Jenseits gelten. Da wäre ja Stoff genug, um, vermittelst der „vorsichtigen geschichtlichen Analyse“ (in deren Ausübung Maass [p. 189] sich selbst den Kranz zuerkennt) ganz nach Wunsch die widersprechendsten Bestandteile für den wüsten Hexenkessel zu gewinnen in dem sich, bald siebzig Jahre nach Lobecks luftreinigender Kritik, ein gräuliches Gemisch aufs Neue als der *χυχεών* der wahren Orphik zusammensudeln zu wollen scheint. Es hat freilich auch nach Lobeck nie ganz an sinnigen Gemütern gefehlt, die es sich, zur eigenen Erbauung, nicht rauben lassen wollten, dass alles Orphische konfus und so ziemlich alles Konfuse orphisch sein müsse. — Dass nun im Culex, in dem kein Wort und kein Gedanke aus orphischen Kreisen stammt, die so natürliche Erwähnung der Alcestis unter den treuen Frauen (V. 262) aus orphischer Dichtung übernommen, und also auch die Abbildung der treuen Alcestis neben der Vibia auf deren Monument einer von der Orphik beeinflussten Kunst entlehnt sei — dies und alles was daran sich von homiletischen Ausführungen anschliesst (p. 242 ff.) — *in vento et rapida scribere oportet aqua.*

Digitized by Google

Cap. V (p. 249 ff.). Es wird, in Nachahmung bekannter Vorgänger, die *Apocalypsis Pauli*, eines der blödesten Produkte der apokalyptischen Litteratur der Christen (verfasst am Ende des vierten oder am Anfang des fünften Jahrhunderts) auf angebliche orphische Bestandteile in ihrer Schilderung der Höllenstrafen angesehen, ohne dass etwas Glaubliches oder der Rede Wertes sich ergäbe. — Die Aufzählung grässlicher Strafen und Verstümmelungen, zu deren Genuss Apollo bei Aesch. *Eum.* 185 ff. die blutgierigen Erinyen von seinem reinen Tempel fortzueilen heisst, sollen nicht, wie bisher noch jeder Leser verstanden hat, am Hochgericht und bei Folterstätten vor sich gehend zu denken sein, sondern in der Unterwelt und dann natürlich von dem Dichter abermals — orphischer Poesie entlehnt sein (Zeugnis müssen wieder die vielgequälten christlichen Apokalypsen geben, denen, wer will, Orphisches überall aufhängen darf). Hätte Aeschylus an den Hades gedacht als die Stätte, *οὗ καρανιστῆρες ὀφθαλμορύχοι δίκαι ἀφαγαί τε, σπέρματός τ' ἀποφθορᾷ παίδων κακοῦται χλοῦνις* u. s. w., so hätte er dies mit deutlichen Worten hinzugesetzt; ohne solchen Zusatz konnte jeder Hörer (wie bisher auch jeder Leser) gar nicht anders, als bei diesen (von dem Verfasser übrigens an drei Stellen durch willkürliche Änderungen erst für seine Zwecke brauchbar gemachten) Versen an die Orte auf der Erde zu denken, an denen solche Dinge eben wirklich vor sich zu gehen pflegten. Und an nichts anderes hat der Dichter selbst gedacht; von der widerlichen Vorstellung, dass er sich, gleich irgend einem orphischen Busspfaffen, an der Ausmalung grässlicher Sündenstrafen im Jenseits habe delectieren wollen, soll sein Andenken rein bleiben.

Nach einigen Bemerkungen zu Pindar *Ol.* II folgt ein letzter Abschnitt, überschrieben „Philetas" (p. 278 ff.). Für die anmutige Erzählung von Aristaeus und seinen Bienen, mit der Virgil die Georgica abschliesst, soll Philetas die Quelle sein. Antigonus, *mirab.* 19 sagt, nachdem er von dem *παράδοξον* der Entstehung von Bienen aus in die Erde eingegrabenen Ochsenleichen erzählt hat: *ᾧ καὶ φαίνεται Φιλητᾶς πρωέχειν, ἱκανῶς ὢν περίεργος· πρωσαγορεύει οὖν αὐτὰς „βουγενεῖς", λέγων· βουγενέας φάμενος πρωσεβήσαο μακρὰ μελίσσας*[1]). Hätte auch Philetas

1) Die Überlieferung scheint nicht ganz in Ordnung zu sein. *φάμενος* auf dieselbe Person wie *πρωσεβήσαο* zu beziehen, mit Maass (p. 295), ist kaum recht möglich. Es müsste dann sein Objekt im vorhergehenden Satzteil (und Verse) gehabt haben und konnte, von diesem abgerissen, zwischen zwei Worte des zweiten Satzteils nicht so sinnlos hineingesprengt werden, wie man bei dieser Erklärung annehmen müsste. *φάμενος* kann, wenn es richtig überliefert ist, nur auf einen dritten bezogen

Digitized by Google

jenen mirakulösen Vorgang erzählend auseinandergesetzt, so wäre noch kein Grund zu glauben, dass Virgil seinen Bericht von dem im Altertum sehr bekannten und sehr häufig erzählten Ereignis gerade aus Philetas entlehnt habe. An den Wortlaut jenes Verses des Philetas klingt nichts bei Virgil an; und die Situation ist eine ganz andere bei Philetas, wo Jemand kurzweg „zu den stiergeborenen Bienen" tritt als bei Virgil, wo Aristaeus (*Georg.* 4, 553 ff.) die im Haine liegen gelassenen Stierleichen wieder aufsucht, und nun erst — wovon er bis dahin keine Ahnung hatte — verwundert wahrnimmt, dass aus ihnen Bienen hervorschwärmen. Der Unterschied ist sehr begreiflich: Philetas hatte überhaupt gar nicht gleich Virgil — was der Verfasser ohne weiteres annimmt — erzählt von dem Vorgang oder einem einzelnen Beispiel dieser Bienenentstehung. Antigonus redet ja ganz deutlich; er schliesst auf Ph.'s Kenntnis von jenem Paradoxon daraus, dass dieser die Bienen *βουγενέας* benenne (*πρωταγωνιεύει*). Das ist seine Gewohnheit, Dichterworte anzuführen, in denen das von ihm eben berichtete *παράδοξον* nicht erzählt, sondern als bekannt vorausgesetzt und, anspielelend, nur kurz berührt wurde: s. cap. 7 (Homer) 8 (Philetas) 45 (Kallimachus) 127 (Philoxenus). Es ist durch Antigonus' Redeweise geradezu ausgeschlossen zu glauben, dass Philetas jenes Mirakel erzählend berichtet habe. Gar nichts anderes liegt also vor, als dass Philetas irgendwo in gelehrter Anspielung die Bienen *βουγενέας* genannt hatte. Hieraus, und hieraus ganz allein folgt, wenn wir den Verfasser hören, dass das Gedicht des Philetas für Virgil die Quelle seiner ganzen langen, reich geschmückten Erzählung von Aristaeus war, von seinem Bienenverlust, seinem Hinabsteigen zu seiner Mutter Cyrene in deren Wellenschloss, der Fesselung des Proteus, dessen Erzählung von Orpheus und Eurydice, dem auf Anraten der Mutter dargebrachten Opfer für die Nymphen und Orpheus, der Wiederentstehung der verlorenen Bienen aus den Ochsenleibern. Flotter kann freilich, auf weniger als gar keinem Fundament, eine „Quellenforschung" nicht durchgeführt werden. Der Verfasser fordert denn auch den Leser auf, seine grosse Freude über diesen seinen „Fund" zu teilen (p. 294). — Weil nun bei Virgil von Orpheus und Eurydice erzählt wird, so „wird", decretiert Maass p. 296, „Philetas in Zukunft unter die orphischen Dichter zählen". Philetas gewiss nicht, von

---

werden: „indem er sagte: ‚Du bist zu den *β. μ.* geschritten'". Das hat etwas Albernes. Es wird wohl ursprünglich gehiessen haben: *βουγ. φθάμενος π. μ. μ.*: (den andern) zuvorkommend gingest du mit langen Schritten zu den Bienen. Homerisch: *ὡς ἦλθεν φθάμενος* u. dgl.

Digitized by Google

dem als der Quelle des Virgil gar nicht die Rede sein kann; aber an Virgil selbst würde das hängen bleiben, wenn anders die Verkehrtheit, einen Dichter, der irgend etwas, ohne jeden Anflug orphischen Glaubens und orphischer Gesinnung, von Orpheus berichtet, unter die „orphischen Dichter" zu zählen, Mode werden sollte. Das wollen wir uns aber doch nachdrücklich verbitten.

Im „Anhang" werden ausser einer Stelle des Tibull (1, 10, 37 f., die M. ganz unwahrscheinlich auf Reinigungen im Hades deutet) und einer nun vielleicht richtiger verstandenen Stelle in dem Rheaepigramm aus Phaestos (Athen. Mittheil. 1893, 272) zwei Plutarchea behandelt. Plutarch bei Hippolyt. *ref. haeres.* p. 144 Mill. erzählt von einem seltsamen Bildwerk in der Vorhalle eines Tempels der *Μεγάλη*, d. i. der Ge, zu Phlya in Attika: ein priapeischer geflügelter Greis verfolgt eine *γυνὴ κυνοειδής*; jenem war beigeschrieben: *φάος ῥυέντης*, dieser *περιεγικόλα*. Da die Lykomiden in Phlya, bei irgendwelchen Gentilsacra, angeblich Hymnen des „Orpheus" sangen, so gilt dem Verfasser dieses Heiligtum der Ge ohne Weiteres als orphischem Kult geweiht, obwohl nirgends auch nur das überliefert ist, dass die Lykomiden in dem, an allerlei Götterkulten besonders reichen Phlya (s. Paus. 1, 31, 4) gerade mit der *Μεγάλη* irgend welchen Zusammenhang gehabt haben. Unter dem *φάος ῥυέντης* vermutete (nur weil Phanes — aber doch nicht er allein! — auch geflügelt ist) schon Ten Brink eine Bezeichnung des orphischen *Φάνης*; Maass macht ausserdem aus dem *ῥυέντης*: *ἐριέντης*. *Ἐριεντης Ἀφροδίτης ἐπώνυμον*, sagt Hesych. Obwohl er selber bezeugt, dass er den Sinn des Beiwortes nicht deuten könne, hält M. dieses Beiwort der Aphrodite für geeignet, auch als Beiwort des Phanes zu gelten. Den Phanes schildern uns die Orphiker als ein mit vielen Tierhäuptern versehenes, vierängiges, geflügeltes, mannweibliches Wesen, *αἰδοῖον ἔχοντα ὀπίσω περὶ τὴν πυγήν*, dabei jugendlich schön, *ἁβρὸς Ἔρως* zubenannt. Diese komplicierte, gewiss nicht greisenhafte Erscheinung sollen wir wiederkennen in dem simpeln geflügelten Greis auf dem Bilde zu Phlya: ein Greis müsse es sein, belehrt uns Maass, weil Phanes „zuerst von allen Wesen entstanden" sei. Wer von alledem etwas glauben kann, dem mag wohl auch die Emendationskunst munden, durch die der Name der *γυνὴ κυνοειδής* (welches Nyx sei) aus *περιεγικόλα* hergestellt wird zu *ἐριέντου κόρη* (p. 303)!

Zuletzt soll das, seit Wyttenbach allgemein dem Plutarch zugeschriebene (eine viel verwendete Äusserung über Mysterienvorgänge enthaltende) Stück eines Dialogs zwischen dem Bruder des Plutarch, Timon,

Digitized by Google

und Patrokleas, Plutarchs Schwiegersohn (die beide, nicht nur, wie Maass angiebt, Patrokleas, als Dialogfiguren auch sonst bei Plutarch vorkommen: *de sera num. vind.* u. ö.), das bei Stobaeus, *Flor.* 129, 28 als *θεμιστίου ἐκ τοῦ περὶ ψυχῆς* überliefert ist, dem Themistius vindiciert werden (p. 303 ff.). Wer die Art sowohl des Plutarch als des Themistius kennt, und daran jenes Bruchstück misst, wird das unglaublich finden und es bei Wyttenbachs Entscheidung bewenden lassen [1]). —

Von den neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Orphik hat keine sich bei näherer Betrachtung als ächt bewährt; nicht eine. Wir werden uns ohne sie behelfen müssen. Bleibt gleich vieles dunkel in diesem Bereiche der Religionsgeschichte, so sollen uns wenigstens Irrlichter nicht foppen und vom sicheren Wege seitwärts locken. Das verhüten zu helfen, sind diese kritischen Bemerkungen geschrieben.

1) Stobaeus hat wirklich eine, nicht dialogisch gehaltene Schrift des Themistius *περὶ ψυχῆς* benutzt: denn *Flor.* 11, 43; 69, 22; 115, 28; 120, 25 an der Richtigkeit der Überlieferung des Lemma: *θεμιστίου ἐκ τοῦ περὶ ψυχῆς* zu zweifeln, ist kein hinreichender Grund vorhanden. Aber dem Excerpt 120, 28 hat der Schreiber — vielleicht durch das kurz vorher stehende Lemma *θεμιστίου ἐκ τ. π. ψ.* 120, 25, verführt — eine unrichtige Ueberschrift gegeben.

Digitized by Google

Über die archäologische Durchforschung Italiens innerhalb der letzten acht Jahre.

Von

F. von Duhn.

Vortrag, gehalten auf der Philologenversammlung in Köln am 27. September 1895.

Vor acht Jahren hatte ich die Ehre, auf der Philologenversammlung in Zürich über die Wege, Ziele und Faktoren der archäologischen Durchforschung Italiens zu sprechen[1]). Eine solche rück- und vorwärtsblickende Betrachtung schien mir damals angemessen, da wir an einem Abschnitt standen, eine alte Epoche mit der Umwandlung des archäologischen Instituts, dem Tode Henzens, dem Rücktritt Helbigs, zu Ende ging, eine neue Epoche begann, von der man voraussetzen musste, dass sie ein in mancher Hinsicht verändertes Antlitz zeigen würde.

Vor der Einigung Italiens konnte von einer wirklichen, nach einheitlichen Gesichtspunkten durchgeführten wissenschaftlichen Durchforschung des Landes ja nicht die Rede sein; auch das Institut für archäologische Korrespondenz, die einzige nicht an die innern Landesgrenzen gebundene wissenschaftliche Anstalt, konnte bei der Beschränktheit seiner eigenen Mittel und der Schwierigkeit der Verbindungen nur eine leidliche Berichterstattung über das räumlich Naheliegende ins Auge fassen: über Rom selbst, über Südetrurien, wo die päpstliche Regierung und Privatleute vielfach gruben, über Pompeii, wo die neapolitanische Regierung in langsamem Tempo arbeiten liess. Anderswo wurde überhaupt kaum oder nur in Form heimlichen unkontrollierbaren Raubbaues gegraben. Bearbeitung des noch über dem Boden Vorhandenen wurde, von Rom und Sicilien abgesehen, nur in völlig principloser und ungleichartiger Weise betrieben, was wir heute Statistik der Kunstdenkmäler nennen, war noch unbekannt.

Digitized by Google

Es war eine naturgemässe Folge dieser Verhältnisse, dass das archäologische Institut neben jener sehr partiellen, wenn auch im Einzelnen vorzüglichen Berichterstattung, seine Hauptaufgabe in Veröffentlichung und Besprechung von Kunstwerken sehen musste, die in erreichbarer Nähe in öffentlichen oder privaten Sammlungen oder im Kunsthandel sich befanden. Die Signatur der Archäologie ist bis in die 70er Jahre hinein durch diese Gestaltung der Dinge bestimmt gewesen.

Die Einigung des Landes und der Ausbau der Eisenbahnen eröffneten auch für die Archäologie eine neue Zeit. Den kartographischen und physikalischen Neuaufnahmen folgte naturgemäss der Wunsch, dem Lande abzufragen, was es selbst über seine Geschichte noch mitzuteilen hat. Italien war wieder ein Ganzes geworden, zum erstenmal seit den Römerzeiten: in dieser seiner wiedergewonnenen Totalität es geschichtlich zu erfassen, dem Gefühl der Gemeinsamkeit auch durch gemeinsame Arbeit zu gemeinsamem Ziele Ausdruck zu geben, war ein begreiflicher Wunsch der geschichtlich denkenden Italiener. An zahlreichen Punkten setzte in den 70er Jahren die Arbeit ein, hier mit mehr, dort mit weniger Erfolg; und die Hauptstadt auch für diese Arbeit wurde Rom. Das erste publicistische Unternehmen, welches mit vollem Bewusstsein von der Bedeutung dieses Schrittes sich in den Dienst einer das ganze Land umfassenden archäologischen Erforschung stellte, war das seit 1875 erscheinende, von Chierici und Strobel in Parma, von Pigorini in Rom gegründete und musterhaft geleitete Bullettino di paletnologia italiana. Beschränkte und beschränkt sich diese Zeitschrift auf die Frühzeit des Landes, vor 1875 ein unbekanntes, jetzt ein durch methodische Durcharbeitung und trefflich geordnete Museen immer klarer vor uns sich ausbreitendes Gebiet, so umfasst die Berichterstattung der von der Accademia dei Lincei herausgegebenen Notizie degli scavi seit 1876 den ganzen Rahmen des klassischen Altertums. Den mageren ersten Jahrgängen folgten immer reichere, bis um Mitte der 80er Jahre einige mit Tafeln besonders reich ausgestattete Bände umfassende Bearbeitungen besonderer Fundgebiete, meistens Nekropolen, zu enthalten begannen. Ein gewisses Missverhältnis zwischen diesen Abhandlungen und der gewöhnlichen daneben herlaufenden, mitunter etwas mageren officiellen Berichterstattung machte sich fühlbar. Für das Jahr 1885 waren zum letztenmale die Monumenti inediti und die Annali durch unser Institut im Jahre 1887 ausgegeben worden. Die Verlegung der Monumenti nach Berlin, die Verschmelzung von Annali und Archäologischer Zeitung zum Jahrbuch des archäologischen Instituts, ebenfalls unter Verlegung nach

Digitized by Google

Berlin, öffneten für Italien eine gerade den Italienern empfindliche Lücke. Da eine homogene Ausgestaltung der Notizie schwierig erscheinen mochte, entschloss sich die Accademia dei Lincei, ein neues Organ zu schaffen, das der wissenschaftlichen Veröffentlichung von Kunstdenkmälern und umfassender Verarbeitung, sei es besonderer Fundstücke, sei es ganzer Ausgrabungsgruppen, dienen sollte: die Monumenti antichi, in Kleinfolioformat, gelegentlich auch von grossen Atlanten begleitet. Seit thatsächlichem Beginn ihres Erscheinens, von 1891 ab, folgen sich rasch die ungemein inhaltsreichen Bände.

Fünf Bände sind schon ausgegeben worden, VI ist zum Ende dieses Jahres zu erwarten, für VII und VIII ist das Material in emsiger Vorbereitung.

Die Akademie hat das Glück, in ihrer Mitte in der Persönlichkeit Helbigs einen in Redaktionsgeschäften ausserordentlich erfahrenen Fachmann zu besitzen: dass die künstlerische und redaktionelle Ausgestaltung der Zeitschrift Italien in so hohem Masse zur Ehre gereicht, wird somit bis zu einem gewissen Grade sogar in unmittelbarer Weise der früheren vielseitigen Thätigkeit unseres Instituts mitverdankt. Mit Rücksicht auf die Monumenti antichi wurden die Notizie degli scavi zunächst von 1889 ab wieder auf den Massstab ihrer Anfangsjahre herabgedrückt, die eingehender darstellende Berichterstattung und namentlich die Tafeln daraus verbannt. Aber die Monumenti allein konnten nicht ausreichen, um das wichtigere von Jahr zu Jahr zuströmende Material verarbeitet vorzulegen; ferner musste man die naturgemässe Wahrnehmung machen, dass die überall leicht hinfliegenden Notizienhefte zur Verbreitung gewisser Kenntnisse von den archäologischen Tagesinteressen und zur Erzielung möglichst gleichmässiger Berichterstattung durch die lokalen Ausgrabungsinspektoren unendlich viel mehr beitragen können, als die kostspieligen und daher verhältnismässig wenig verbreiteten Bände der Monumenti; somit wurde es der seit 1876 in den bewährten Händen F. Barnabei's liegenden Redaktion der Notizie ermöglicht, auch dieser Zeitschrift einen neuerdings von Jahr zu Jahr steigenden selbständigen wissenschaftlichen Wert in höherem Grade wieder zu verleihen, und durch die so ungemein wünschenswerte reichlichere Ausstattung mit Zinkdrucken für die nötige Anschaulichkeit zu sorgen.

Die Notizie degli scavi, die Monumenti antichi pubbl. dall' Accad. dei Lincei und das Bullettino di paletnologia italiana sind somit jetzt die wichtigsten periodischen Organe geworden, in denen die Ergebnisse der archäologischen Durchforschung des Landes niedergelegt sind. Dazu

Digitized by Google

kommen dann in zweiter Linie natürlich auch zahlreiche lokale Zeitschriften und Einzelveröffentlichungen, sowie die Römischen Mitteilungen und sonstige Publikationen unseres Instituts und die Mélanges d'archéologie, sowie Einzelpublikationen der École française in Rom, denen sich bald die Arbeiten des in diesem Herbst zu eröffnenden amerikanischen Instituts anreihen werden. In erster Linie der Staat sah und sieht es in Italien als seine Pflicht an, die archäologische Erforschung des Landes zu betreiben. Hie und da, aber verhältnissmässig selten und meistens mehr vom Zufall als von festem Plan geleitet, beteiligen sich auch Gemeinden und Privatleute, leider erst ganz vereinzelt auch Provinzen an dieser Arbeit.

Es ist merkwürdig, wie rasch der politisch und wirtschaftlich noch so starke Regionalismus auf unserm Gebiet vor der bequemeren Centralisation durch den Staat die Flagge gestrichen hat. Allerdings macht der Staat seine Sache auch vorzüglich! Geradezu staunenswert ist es, was mit geringen, aber planvoll verteilten Mitteln geleistet worden ist. Auch die zur Verfügung stehenden leitenden Kräfte sind nicht gerade zahlreich, und trotzdem hat, wer Ausgrabungs- oder Untersuchungsarbeiten beizuwohnen das Glück hatte, oder wer nur aufmerksam die Berichte durchgeht, die Empfindung, dass fast überall der rechte Mann am rechten Platze war und ist. Dass die Dinge sich so erfreulich entwickelt haben, teilweise erst in neuerer und neuester Zeit, wird zum guten Teil der klugen Zurückhaltung der Regierung zuzuschreiben sein, die nicht bald hier, bald da „etwas machen" will, sondern, von einigen grossen und leitenden Gesichtspunkten abgesehen, in ihren Entschliessungen sich durchaus bestimmen lässt durch die sachverständig begründeten Vorschläge der im Lande verteilten Archäologen und Ausgrabungsinspektoren, welche ihr Terrain genau kennen und über das, was im Augenblick gerade gethan werden kann, ein zuverlässiges Urteil haben.

Als die italienische Verwaltung sich zuerst einrichtete, glaubte man, einen Facharchäologen als Generaldirektor der Altertümer haben zu müssen. Nach Fiorelli's Rücktritt half man sich einige Jahre mit interimistischen Einrichtungen sehr decentralisierender Tendenz, unter Aufhebung der Stellung eines Generaldirektors, bis man jetzt eine Einrichtung getroffen hat, von der man sich Gutes versprechen darf. Ausgehend von der Ansicht, dass die Objektivität der Entscheidung und die Willigkeit der Unterordnung leicht leide, wenn die letzte Entscheidung über Vorschläge wissenschaftlich gleichberechtigter Fachmänner wiederum in den Händen eines Fachmannes liegt, hat man die von neuem wieder

Digitized by Google

errichtete Stelle eines Generaldirektors einem Verwaltungsbeamten übertragen. Diesem Generaldirektor unterstehen jetzt die beiden Abteilungen — divisioni — für Museen, Gallerien und Ausgrabungen die eine, für die Denkmäler die andere, Abteilungen, die früher völlig selbständig leicht in Kollision gerieten, während jetzt der Generaldirektor den Beruf hat, die Wirkungskreise zu teilen und etwaige Friktionen zu beseitigen. Die Abteilungen, aus Fachmännern zusammengesetzt, werden vorkommenden Falls noch durch die Direktoren der hauptsächlichen Museen verstärkt. Eine weitere Verstärkung konsultativer Art sollte die aus Vertretern der hauptsächlichen Akademien des Landes gebildete Giunta per la storia e l'archeologia bilden — erst einmal zusammengerufen und wohl ein ziemlich totgeborenes Kind. Während so eine wirkungskräftige Centralleitung wieder hergestellt ist, welche selbst einen integrierenden Teil des Unterrichtsministeriums bildet, besteht die äussere Organisation zunächst aus dem über das ganze Land verteilten Netz lokaler Inspektoren, Männern, die ihre Stellung meistens als Ehrenamt inne haben. Diese Inspektoren haben über den Kunstbestand im weitesten Sinne des Wortes zu wachen, alle neuen Funde und Ausgrabungsergebnisse unmittelbar nach Rom zu berichten behufs Veröffentlichung in den Notizie, während ihre Berichte über den Erhaltungszustand der Baudenkmäler an die sog. Uffici regionali per i monumenti, über einzelne Kunstwerke oder solche in öffentlichen und privaten Sammlungen an die Direktoren der Regierungsmuseen in den betreffenden Landesteilen zu gehen haben. Diese Museumsdirektoren haben zugleich wieder die Oberleitung der Ausgrabungen in ihren Bezirken, wofern nicht ausnahmsweise die eine oder die andere Spezialität Entsendung eines dafür besonders geeigneten Fachmannes erfordert. Es liegt auf der Hand, wie sehr durch die Wahrnehmung wichtigerer Ausgrabungsleitung durch die Museumsdirektoren wissenschaftliche und rationelle Ordnung der Museen selbst verbürgt wird.

Das wäre in den Hauptzügen die Organisation des praktischen archäologischen Dienstes im Lande, eine Einrichtung, die allerdings noch nicht überall gleichmässig ausgebaut ist, sich aber im allgemeinen, da wo sie wirklich funktioniert, vorzüglich bewährt, die im Interesse der Einheitlichkeit und wissenschaftlich gleichmässigen Sammlung und Verarbeitung des Materials notwendige Centralisation gewährleistet, und daneben in ziemlich weitgehender Weise decentralisiert und sich schonsam den individuellen Eigentümlichkeiten der einzelnen Landesteile wie der einzelnen wissenschaftlichen Arbeiter anzupassen im Stande ist.

Digitized by Google

Etwas ausführlicher, als es manchem der verehrten Anwesenden vielleicht nötig erschien, habe ich die Organisation der archäologischen Arbeit in Italien dargestellt, doch möchte ich glauben, dass dadurch auch der Charakter der Arbeit, die Verteilung derselben im Lande, und manches Besondere verständlicher wird. Auch kann man zweifellos in anderen Ländern Einiges daraus lernen.

Nun zu den Arbeiten selbst! Dass unsere Kenntnisse vom Lande vielfach noch so lückenhaft und ungenau sind, ist eine Folge der früheren staatlichen Zersplitterung, der erschwerten Verbindung und vielfach mangelhafter Sicherheit, namentlich aber der Abhängigkeit der archäologischen Erforschung von der zufälligen Anwesenheit brauchbarer Forscher, auch diese Männer von vielfach sehr engem Gesichtskreise, an diesem oder jenem Orte. Wir dürfen uns das zum weitaus grössten Teile ja Mommsen zu verdankende Verdienst zuschreiben, durch das Corpus inscriptionum Latinarum den Italienern an einem leuchtenden Beispiel gezeigt zu haben, was planmässige Durchforschung des ganzen Landes eigentlich heisst, und wie aus einer solchen wenigstens für ein bestimmtes Forschungsgebiet ein einheitliches Bild sich entwickelt. Namentlich wurde durch das Corpus erziehlich auf die Kritik gewirkt: die Notwendigkeit, überall soweit irgend thunlich, auf den vorhandenen Thatbestand, in diesem Falle auf die Steine zurückzugehen, und nur wo solche nicht mehr oder nur unvollständig da sind, sekundäre Hilfe, alte Abschriften und Lokalberichte mit vorsichtiger Kritik als Quelle zu verwenden, — diese Nothwendigkeit erscheint uns jetzt selbstverständlich, war es aber vor Veröffentlichung des Corpus inscr. regni Neapolitani in Italien keineswegs. Eine Folgeerscheinung dieser Erkenntnis ist der Entschluss der italienischen Regierung, eine archäologische Karte des ganzen Landes in Vorbereitung zu nehmen. Man hat dies Unternehmen ein titanisches genannt und Zweifel an der Ausführbarkeit geäussert:[2]) ich weiss nicht, ob mit Recht. Unser Institut hat für eine, allerdings die geschichtlich wichtigste Landschaft der griechischen Welt, für Attika, dies Werk nunmehr glücklich zu Ende geführt und stand dabei noch vor der Aufgabe, die Karte selbst auch kartographisch erst entwerfen zu müssen, da frühere Karten für diesen Zweck nicht brauchbar waren: ja die Karte war in erster Linie Selbstzweck. Für Italien liegt dagegen die treffliche Generalstabskarte nahezu abgeschlossen vor, und es handelt sich nur darum, die fertige Karte, allenfalls in vergrösserter Gestalt, als Grundlage zu benutzen für den Eintrag des aus dem Altertum noch Vorhandenen. Dies mit möglichster Voll-

Digitized by Google

ständigkeit zu ermitteln ist freilich eine Arbeit, die noch viel Zeit und Mühe verlangen wird: aber die Aufgabe ist gross und schön und wahrlich wertvoll: ja, sie wird erst zu einer wirklichen Landeskunde des alten Italien, und damit zu einer wirklich historischen Kenntnis auch des jetzigen Landes den Grund legen. Die beiden wesentlichsten Aufgaben einer solchen Karte, die Örtlichkeiten alter Ansiedelungen und die Strassenzüge festzustellen, werden nur in engstem Zusammenhang gelöst werden können; die Richtungen und Kreuzungen ermittelter Strassen werden wieder zur Auffindung von Örtlichkeiten und wiederum werden aufgefundene Reste von Ansiedelungen mit Notwendigkeit zur Aufspürung der Linien führen, welche sie mit anderen Niederlassungen verbanden.

Vielfach wird der Spaten dem Auge des Ingenieurs und Archäologen helfen müssen, um auf die Richtigkeit von Vermutungen die Probe zu machen, um archäologische Anhaltspunkte zu gewinnen, Aufhellung zu bringen in die Geschichte einer Niederlassung, und soweit thunlich ihren Umfang festzustellen, und damit wenigstens eine ungefähre Idee von der Bevölkerungsdichtigkeit zu geben: um diese letztere vielfach so dunkle und doch für eine korrekte Vorstellung vom Altertum so wichtige statistische Handhabe zu verstärken, wird Erforschung der Nekropolen, die sich rings um die Niederlassungen lagern, ebenfalls manches beitragen können; natürlich nur als Nebenergebnis, denn die Hauptzwecke, die die Wissenschaft bei Erforschung der Nekropolen verfolgt, sind ja anderer, noch höherer Art: ohne genaue Kenntnis ihrer Gräber und des in ihnen niedergelegten Inhalts, auch des Begräbnisritus, soweit er noch erkennbar, kann ja überhaupt nicht die Rede sein von einer wissenschaftlich begründeten Vorstellung über Geschichte und Kunst, Kultur und Handelsbeziehungen, ja vielfach über ethnologische Zugehörigkeit einer Ansiedelung.

Dass alle diese Aufgaben ernst erfasst und thunlichst gelöst werden müssen bei Bearbeitung eines jeden Blattes der archäologischen Karte Italiens, das haben sich die ausgezeichneten Männer, welche kühn genug waren, diesen grossartigen Plan zu fassen, völlig klar selber gesagt und ausgesprochen.

In stiller Arbeit, namentlich der Herren Graf Cozza, Pasqui und Gamurrini unter Leitung Barnabei's, sind eine grosse Anzahl vorzüglicher Probeblätter aus dem südlichen Etrurien und dem Faliskerlande bereits fertig gestellt, allerdings noch nicht vervielfältigt. Wie gewissenhaft die Vorbereitungen für diese Kartenblätter betrieben worden sind, und wie überraschend zahlreiche und wichtige neue Ergebnisse

Digitized by Google

selbst in solcher Nähe Roms sich bei diesen Vorarbeiten herausstellten, das lehrt das zum grössten Teil aus dem Arbeitsgebiet dieser Kartenblätter zusammengekommene und durch Barnabei's Verdienst musterhaft geordnete Museo dell' agro Romano in der Villa Papa Giulio, das lehrt der von Barnabei unter Mithilfe von Gamurrini, Cozza und Pasqui herausgegebene ganze vierte Band der Monumenti antichi, von einem trefflich ausgeführten Abbildungsheft in grossem Format begleitet; unter dem Titel Antichità del Territorio Falisco stellt dieser Band die Frühzeit dieses eigenartigen Ländchens dar, eines Ländchens, das auch unter etruskischer Fremdherrschaft, gestützt auf die angrenzend frei gebliebenen oder wieder frei gewordenen Stammesverwandten in Latium und der Sabina, sein italisches Volkstum bewahrte, dessen die sonstige italische Grundbevölkerung Etruriens nach der Überschwemmung des Landes durch die stammfremden Herren in höherem oder geringerem Grade verlustig ging. Wir wussten ja wohl schon im allgemeinen, dass im bergigen Mittel- und Süditalien die Entwickelung der geregelten Ansiedelungen des auf die locker verteilte Urbewohnerschicht folgenden eigentlich italischen Stammes von oben nach unten, von Berg zu Thal geht: die Höhe bot Sicherheit sowohl gegen Mensch und Tier, wie gegen die Tücken der damals gewiss noch wasserreichen Thäler, gegen Überschwemmung und Fieber: gegenüber diesem Vorteil kam die Unbequemlichkeit oder gar der Zeitaufwand in einer noch verbindungs- und handelsarmen Epoche nicht in Betracht. So sind die einsamen Höhen Süditaliens noch vielfach von alten Steinringen umzogen [3]), die bei steigender Kultur der überall nahen Küstenebene früh verlassen wurden. Länger hielten sich vielfach diese Hochburgen im mittleren Italien, namentlich in Etrurien und Umbrien, wo die heutigen Städte in vielen Fällen noch die unmittelbare Fortsetzung der ältesten Niederlassungen darstellen: der Grund zu diesem Festhalten lag mitunter gewiss in politischen Verhältnissen, häufiger aber in der unverbesserlichen Beschaffenheit der Thäler: man denke nur an die Volskerstädte zwischen Saccothal und pontinischen Sümpfen! Liessen sich diese Schwierigkeiten überwinden, so war der Zug ins Thal oder wenigstens auf die Vorhöhen die selbstverständliche Folge: manche Stadt z. B. Etruriens lässt uns ihre ursprüngliche Lage nur noch erschliessen aus der Lage alter Gräberplätze auf dominierender Höhe, hoch über der späteren Ansiedelung: die sonderbare Thatsache, dass vielfach die ältesten Gräber die höchsten, die jüngeren die tieferliegenden sind, erklärt sich nur aus Annahme der zugehörigen älteren Ansiedelung eben auf dem Gipfel jener Höhe.

Digitized by Google

Nirgends jedoch tritt uns dies geschichtliche Bild anschaulicher entgegen, als in dem nunmehr so sorgsam durchforschten und von Barnabei und seinen Mitarbeitern vor uns ausgebreiteten Faliskerländchen: der grösste Teil dieses Ländchens wird umfasst durch das zahlreich verästelte Flussgebiet des Treia, der mit seinen Zuflüssen in tief eingeschnittenen steilrandigen und langgestreckten Furchen das auf den vulkanischen Höhen des ciminischen Waldes und der südlich von ihm gebildeten Krater und Kraterseen sich sammelnde Wasser zum Tiber abführt. Die ältesten Ansiedelungen, dabei auch die kleinsten, sind nun durchweg hoch oben, oberhalb des Thalbeginns, auf Höhen wiederaufgefunden, die thunlichst isoliert, vielfach noch den Kamm des Gebirges überragen, das als alter Kraterrand die Seen vom Flussgebiet scheidet. Lange mögen diese geschichtslosen Ansiedelungen eines voretruskischen, italischen Hirtenstammes hier ungestört bestanden haben. Wir gewahren Erweiterungen, Loslösungen von Sonderansiedelungen, erkennbar an der jüngeren technisch besseren Form ihrer Mauerringe; auch die durch jedenfalls zahlreiche Generationen uns hier begleitenden Brandgräber zeigen im Aufbau, Ornamentierung, Färbung ihrer Thongefässe, meistens Gefässe der den Italikern von Haus aus eigenen sog. Villanovaform, leichte Fortschritte; die allmählig auftretenden Begleitvasen zeugen von Bekanntwerden neuer Formen u. dgl. Nichts jedoch hier oben, in Monte Santangelo, Monte Lucchetti, Rocca Romana, Monte Calvi, das ruhige Fortdauer bis in jüngere Zeit verriete, kein nach Phönizien oder Griechenland hinweisendes Importstück. Schon im achten Jahrhundert spätestens muss die regelmässige Besiedelung hier oben aufgehört haben: nur einige ganz vereinzelte Neubesiedelungen, in Gestalt offener Gehöfte mit Bestattungsgräbern, deren Inhalt in das siebente und sechste Jahrhundert weist, ferner einige wenige Anzeichen römischer Kultur bezeichnen Versuche der bereits ackerbauenden Zeit, ihre lockere Siedlungsweise auch bis auf diese Höhen auszudehnen. Wo waren im achten Jahrhundert die Bewohner dieser Höhen geblieben? Die Antwort geben uns zwei thalwärts gelegene Städte, die erste Narce, erst jetzt entdeckt, die zweite Falerii, oberhalb des Tiberthales, das heutige Cività Castellana, bis zur römischen Eroberung, im Anfang des dritten Jahrhunderts v. Chr., Hauptstadt der Landschaft. Um dieselbe Zeit etwa, als die südlichen Nachbarn von ihren albanischen und sabinischen Höhen herabstiegen, um sich auf den weltgeschichtlichen Hügeln am Tiber niederzulassen, mögen die allmählig zu anderen Lebensformen übergehenden oder übergegangenen Falisker das Treiathal abwärts gezogen sein, natürlich schwerlich von heute auf morgen, sondern in langsamer Bewegung.

Digitized by Google

Vielleicht haben auch politische Verhältnisse mitgewirkt. Ich habe vor einigen Jahren nachzuweisen versucht, dass ungefähr im achten Jahrhundert der etruskische Vorstoss nach Süden begonnen hat[4]). Da galt es für die Italiker, der stammfremden Eindringlinge sich nach Kräften zu erwehren. Latium konnte nur an der Tiberlinie verteidigt werden, daher die Gründung Roms; die Hochburgen auf den ciminischen Kraterkämmen lagen zwar hoch, aber weder central im Verhältnis zu ihrer bedrohten Landschaft, noch gegen Berennung sicher, da die roh aufgetürmten Steinwälle mehr ein Hindernis als eine wirkliche Wehrmauer darstellten, der nasse Graben aber, der den terreus murus der italischen Flachansiedelungen erst verteidigungsfähig machte, auf den Bergkämmen natürlich fehlen musste.

Es begann die Zeit, wo die Spitzen von Höhenzügen, welche durch zusammenmündende, tief eingeschnittene Wasserfurchen wenigstens auf zwei Dreieckseiten vom Umland abgeschnitten sind oder allseitig isolierte Steilhöhen zur Ansiedelung aufgesucht wurden, Naturbildungen, an denen das westliche Mittelitalien in seinen Abdachungszonen bekanntlich besonders reich ist. Keine Gegend wieder reicher daran, als das Faliskerländchen. In Rom geben uns neben der blos litterarischen Überlieferung nur kümmerliche, vielfach undeutbare Baureste und verhältnissmässig wenige, dabei vielfach ungenügend beobachtete Gräber Kenntnis von der Geschichte der Stadt in ihren ältesten Perioden, namentlich von ihrer allmähligen Ausdehnung. In Narce ist das anders. Narce mag uns sehr wohl dienen, um durch Analogieschlüsse auch auf Rom helles Licht zu werfen. In demselben achten Jahrhundert, das in ursprünglich noch rohem Quaderbau die ersten wirklichen Mauern um den Kern so mancher Stadt Latiums und Etruriens sich erheben sah, wurde der Haupthügel von Narce in drei successiven Zonen ummauert, während im Innern die Wohnhütten der alten einfachsten Form, wie die Hüttenurnen oder die casa Romuli sie uns vergegenwärtigen, sich erhoben[5]). Das Topfgeschirr war noch das alte einfache, handgemachte aus schwarzgrauem Thon. Gegen Ende des Jahrhunderts ward eine Vergrösserung nötig: man zog den nächsten südlichen Hügel, Monte li Santi, in der Weise zur Stadt, dass man ihn durch eine Brücke mit dem Haupthügel verband und in schon vollendeterer Mauertechnik ummauerte.

Bereits zur Zeit dieses Mauerbaues war mit glänzend roter Decke überzogenes Thongeschirr im Gebrauch, das wir in Gräbern zusammen mit phönikischen und griechischen Handelsartikeln des achten und siebenten Jahrhunderts zu finden pflegen. Noch drei andere Hügel und

Digitized by Google

Felszungen wurden in der Folgezeit in das Stadtgebiet einbezogen. Als die Stadt gegründet wurde, war sie noch rein italisch, Zufluchtsort und Bollwerk gegen die Etrusker: denn alle älteren Gräber sind Brandgräber, angelegt nach italischem Ritus, ebenso wie früher bei den Höhenansiedelungen auf dem Bergkamm, in der Weise, dass die Gräbergruppen ein Stadtbild im Kleinen geben, jede vom Wall umschlossen, von Kardo und Decumanus geteilt, die äussern Grabeszeichen vielfach den Hüttendächern im Kleinen vergleichbar.

Die Beigaben, namentlich das Aschengefäss zeigen zu Anfang noch denselben rein italischen Charakter der früheren Zeit, nur gegenüber Monte Santangelo u. s. w. in Technik, Form und Ornamentik etwas vorgerückt. Später dringt dann auch griechischer und orientalischer Import, sei es in Gestalt von Metall oder Thongefässen, sei es an kleinem Schmuckzeug u. dgl. ein. Frühestens um die Wende vom achten zum siebenten Jahrhundert fällt auch Narce in die Hände der Etrusker: und nunmehr treten neben die zunächst noch zahlreich weitergehenden Brandgräber die etruskischen Bestattungsgräber a fossa und später a camera, ganz wie in Rom während der etruskischen Herrschaft. Während aber Rom gegen Ende des sechsten Jahrhunderts das Fremdjoch abschüttelt, und daher der fremde Bestattungsritus dort wieder zurückweichen muss, bleibt das Faliskerland unter etruskischer Herrschaft, eine Thatsache, die sich in Beschaffenheit der Gräber treu wiederspiegelt. Bis zum Ende des fünften Jahrhunderts lässt sich der griechische Vaseninport dort verfolgen — dann, zu Anfang des vierten Jahrhunderts, hört mit einem Male alles auf: die Zerstörung Veii's durch Camillus im Jahre 396 hat zweifellos auch diejenige Narce's nach sich gezogen. Schon vorher war Narce durch das günstiger gelegene Falerii weit überflügelt worden; auch Falerii's Stadtgeschichte und Gräbergeschichte verläuft ähnlich; nur ist dort alles reicher und reichlicher, wie das Museum in der Villa Papa Giulio nunmehr leuchtend zeigt, und dauert ein Jahrhundert länger.

Ich will diesen Überblick über das Faliskerländchen nicht schliessen, ohne zu erwähnen, dass mit der Musterhaftigkeit der Durchforschung des Landes und der Grabungsarbeiten auch die Aufstellung und Verarbeitung der Fundstücke gleichen Schritt gehalten hat. Jede wirklich sorgfältig und sachverständig geleitete Grabung pflegt Licht nach allen Seiten zu geben: so verdanken wir denn der sorgsamen Erwägung der Fundumstände in Verbindung mit Barnabei's eigenem Scharfblick und keramischer Kennerschaft die erste wirkliche Geschichte der älteren einheimischen Keramik Mittelitaliens; sie ist seinem Faliskerbande einverleibt.

Digitized by Google

Die Frühzeit dieser jüngeren, bereits verbrennenden Italikergruppe, die das Land zwischen Arno und Volskerbergen besetzte, ist somit für das Faliskerland schon planmässig durchforscht, an vielen anderen Orten aber durch monatlich kann man sagen sich mehrende Einzelfunde immer mehr erhellt. Greifbarer jedoch tritt uns derselbe Stamm in Oberitalien entgegen. Hier haben die langjährigen geduldigen Forschungen von Männern wie Chierici, Pigorini, Brizio und vielen andern uns Blicke der merkwürdigsten Art thun lassen in die Vorzeit des römischen Stammes. Die ersten voritalischen Urbewohner des Polandes hielten sich von den Flussläufen, insbesondere vom Flussgebiet des Po selber, fern, den unwirschen und ungleichen Charakter des Flusses fürchtend. Die ältere noch bestattende Italikergruppe fand keine Freude an dem noch unwirtlichen Lande, und wandte sich längs der Adria südwärts, um den Osten und Süden der Halbinsel zu besetzen; erst die jüngere, verbrennende Gruppe machte da Halt. Sie brachte die Sitte des Pfahlbaues wahrscheinlich schon mit sich, begann die kleineren Fluss- und Bachläufe zu regulieren, selbst in das Hauptthal des Po vorzudringen, überall auf ihre Pfähle und Ablaufgräben vertrauend. Fand nach T. Taramelli die erste Eindeichung des Po auch erst gegen die römische Periode hin statt[6]), so war doch schon durch das Pfahlbausystem und die damit verbundenen Regulierungen der erste bedeutende Schritt zur kulturellen Ausnutzung des Stromgebietes gethan. Unweit Pavia's[7]) beginnend, erstrecken sich die Pfahlbauansiedelungen, die sogen. Terremare der verbrennenden Italiker, ostwärts bis in die Enganeen nördlich des Po, südlich bis an den Panaro, bis hoch in die Abdachungszonen emporsteigend. Geringer werdende oder ganz zurücktretende Überschwemmungsgefahr, vielleicht auch steigendes Gefühl politischer Sicherheit führten schliesslich an einigen Punkten des Pogebiets, durchweg aber in der Romagna, bis herunter nach San Marino, wo der Apennin ans Meer tritt und eine alte Völkergrenze sich schon äusserlich markiert, zum Verlassen der Pfahlbausitte und Errichten der Ansiedelungen in Hüttenform auf festem Boden: in diesem Stadium wurde auch das südlich vom Apennin bis zu den Volskerbergen sich ausbreitende Land besiedelt. Die Kenntnis der wirklichen Pfahlbauniederlassungen ist durch überaus geduldige und scharfsinnige Forschungen Pigorini's und seines Schülers Scotti gerade in den letzten fünf Jahren wesentlich erweitert, ja zum erstenmal der Plan einer solchen Ansiedelung wirklich gewonnen[8]). Ein Rechteck ist zunächst ausgesteckt worden, mit Hilfe zweier gerader Linien, die sich in rechtem Winkel kreuzen, Linien, deren erste Festlegung vermutlich

Digitized by Google

mit Hilfe einfacher astronomischer Beobachtungen gefunden wurde. Auf der Querlinie, dem Kardo, wurden noch in Castellazzo je zwei rechteckige und in der Mitte zwischen ihnen eine quadratische Vertiefung gefunden, 1,50 m tief, die mit Holz eingedeckt, jedoch inwendig leer waren, bis auf einige „signa", Stücke primitiver Thonscherben, und, in ziemlich grosser Zahl, Muscheln. In der kleineren Ansiedelung von Rovere di Caorso, unweit Piacenza's, waren es nur drei solche Gruben. Ähnlich wie über 1000 Jahre später in den Limeskastellen wird man diesen regelmässigen, stets in der Linie des Kardo liegenden und von der Arx umschlossenen Löchern möglicherweise gromatischen Ursprung zusprechen müssen [9]). Das somit festgelegte und in der Gesamtlage orientierte Rechteck wurde alsdann den örtlichen Verhältnissen angepasst: es lag z. B. auf einer zum Pothal sich unmerklich senkenden Abdachung: ein benachbarter Bach wurde hergeleitet und zur Füllung eines Grabens benutzt, der die Ansiedelung rings umzog und an entgegengesetzter Seite einen Ausgang fand; dem besseren Wassergefälle zu liebe wurde auch wohl das ursprüngliche Rechteck in ein Trapez verwandelt. Die vom Graben ausgehobene und durch Planierung des Inneren gewonnene Erde wurde benutzt, um den hohen und breiten Wall aufzuwerfen, dessen innere Seite senkrecht abgeschnitten und durch starke Holzpalisaden gehalten wurde.

Nur an der einen Schmalseite wurde ein Eingang geschaffen, genau in der Axe des Decumanus, eine breite und feste Brücke aus massiven Balken über den Graben gelegt, der hier zu doppelter Breite erweitert wurde, augenscheinlich um die Annäherung an die Brücke zu erschweren, die Verteidigung zu erleichtern. Im Innern wurde zunächst ein regelmässiges Strassennetz angelegt, in der Weise, dass die aus Erde aufgehöhten Strassenkörper unmittelbar auf die Bodenfläche gelegt wurden, und zwar in regelmässigster Weise, Decumanus und Kardo als breitere Hauptstrassen in der Linie der beiden Mittelaxen, dazwischen ein System kleinerer, ebenso aufgehöhter Strassen, die teils dem Kardo, teils dem Decumanus parallel gehen. In jeder insula zwischen diesen Strassenlinien wurde alsdann je ein solider Pfahlrost errichtet, und auf dem von den Pfählen getragenen Verdeck die Wohnhütten runder oder elliptischer Form in wahrscheinlich ziemlich regelmässiger Weise verteilt. Frei blieb von jeder Bebauung zwischen Decumanus und der einen Wallseite ein vom Kardo halbiertes Rechteck, das, ringsum festgehalten durch ein mächtiges, aus Pfählen und Geflecht bestehendes Faschinenwerk, von breitem Graben umzogen, im stark aufgehöhten Innern eben jene oben erwähnten vielleicht gromatischen Gruben, aber keine Wohnhütten zeigte:

Digitized by Google

Eine in der Kardoaxe liegende Holzbrücke verband diese Arx mit dem Mittelpunkt der Ansiedelung.

Ein Gegenbild der Wohnstätte der Lebenden waren die Begräbnissplätze [10]). Ausserhalb, aber in nächster Nähe der Ansiedelung, gewissermassen unter dem Schutze ihrer Wälle gelegen, wiederholten sie im Kleinen das Bild der bewohnten Ansiedelungen, eine Erscheinung, der wir schon bei den Faliskerniederlassungen begegnet sind [11]). Wall und Graben umzieht die Nekropolis, eine Brücke führt in der Richtung des Decumanus in dieselbe hinein, im Innern ein Pfahlgerüst im Kleinen, und darauf in Reihen dicht nebeneinander und hernach übereinander die schmucklosen mit der Trinkschale abgedeckten Urnen, welche ausser den Resten der verbrannten Leiche nur ganz ausnahmsweise und zwar versehentlich Reste mitverbrannter Gegenstände enthielten: ein starrer, strenger Ritus! Die Leiche wurde in ihren Kleidern verbrannt (auch die gemeinsame Brandstätte ist gefunden) und hernach alles Heterogene entfernt, nur die Asche aufgehoben. Auch keinerlei Merkmal an der Urne oder über ihrem Standort ermöglichte spätere Feststellung des Individuums. Hier wie in der ganzen Anlage überall starre Gesetzmässigkeit, gemeinsames Vorgehen, Unterordnung des Individuums unter das Ganze: eine Vorahnung der Grundzüge des römischen Staats! Jede dieser Ansiedelungen hatte natürlich nur für eine bestimmte Zahl Insassen Platz: ging der Raum zu Ende, so musste, wohl in Form des „ver sacrum", ein Auszug junger Mannschaft und Neugründung einer gleichartigen Ansiedelung erfolgen: auf solche Weise bedeckte sich das Land zwischen Alpen und Apennin mit zahllosen italischen Niederlassungen, zum Teil Vorläufern der späteren Städte, und wurde in langsamem Vorschreiten kultiviert.

Aber auch von gewaltsamen Unterbrechungen des ruhigen Ganges und grösseren Wanderungen erzählt uns die sorgsame Bodenforschung der letzten Zeit. Der fremdartige, vielleicht illyrische Veneterstamm brach von Nordost durch das allzeit offene Thor herein und machte sich das noch heute als Venetien umfasste Land zwischen Etsch und Alpen zu Eigen: seine merkwürdige, auch für die Alpenländer wichtige Kunst, am reichsten im Museum von Este vorgeführt, wird durch zahlreiche verdienstliche Arbeiten, namentlich Prosdocimi's und Ghirardini's [12]) von Jahr zu Jahr mehr aufgehellt. Die Italiker wichen vor den neuen venetischen Eindringlingen zurück: ob unter dem Einfluss dieses Schubes oder schon früher die Besetzung von Etrurien und Latium durch diese Italikergruppe eintrat, steht noch nicht fest. Später erfolgte

Digitized by Google

m. E. der Durchbruch und die Ausbreitung der ebenfalls fremdartigen Etrusker. Noch nicht völlig klar, trotz vielfacher Anstrengungen tüchtiger Forscher — ich nenne namentlich Castelfranco —, ist die ethnologische Bestimmung einer westlichen Gruppe von Pfahlbauern, durch Pigorini von der grossen östlichen mit vollem Recht getrennt[13]). Dieser Stamm besetzte den grösseren Teil der Lombardei und Teile von Piemont, namentlich die lombardischen Seen und Flussläufe mit seinen Ansiedelungen: auch hier scheinen, wenigstens bei den Seeansiedelungen, die Nekropolen kleine Sonderpfahlbauten gebildet zu haben[14]). Diese westlichen Pfahlbauer setzten ihre vom Kulturstrom der Mittelmeerküsten am meisten entfernte Existenz bedeutend länger als ihre östlichen italischen Nachbarn ungestört fort. Sie scheinen ihre nächsten Verwandten in den Pfahlbauern der Schweiz zu besitzen, somit vielleicht einem keltischen oder ligurischen Stamm anzugehören.

Mit dem Namen „ligurisch" streifen wir ein neues Forschungsgebiet, das des Interessanten so viel bietet, dass ich zuerst die Absicht hatte, Ihnen nur über die Ligurerforschungen der letzten Zeit eine Darlegung zu geben. Die Höhlenwohnungen und offenen Wohnstätten, namentlich aber die Höhlengräber Liguriens sind durch Morelli, Issel, Amerano, Colini u. a.[15]) mit grosser Sorgfalt und schönen Erfolgen immer weiter durchforscht worden, und manches frühere Vorurteil und und unrichtige Synchronismen sind dadurch beseitigt. Aber Thatsache bleibt, dass bis an die römische Zeit hinan die Bewohner der westlichen Hälfte des ligurischen Apennin in jenem merkwürdigen, halbwilden Zustand verharrten, den uns noch Poseidonios schildert. Die östliche Hälfte dagegen, bis weit ins Arnothal hinein[16]), erscheint früher civilisiert, wie ihre Bewohner auch von den nördlich, östlich und südlich anstossenden Stämmen frühzeitig[17]) die Verbrennung annahmen, zu der ihre westlichen Stammesgenossen in Ligurien und dem südlichen Piemont erst in der römischen Zeit übergingen.

Die Ligurer sind ein voritalischer Stamm, der in dem später Ligurien genannten Lande sich besonders zäh, in Folge der dafür günstigen geographischen Verhältnisse erhielt, aber zweifellos bei seinem Eintritt in die Halbinsel sich nicht diese ungünstige Landschaft ausgesucht hat. Wir sind berechtigt, ihre Spuren, sei es vor, sei es neben den später eingerückten Italikern, auch noch anderswo zu finden. Dass sie auch im südlichen Frankreich sassen, und erst im fünften Jahrhundert von den vorstossenden Kelten unterjocht und wohl allmählig mit ihnen amalgamiert wurden, wissen wir zufällig, für Italien fehlt uns ein brauchbares

Digitized by Google

litterarisches Zeugnis: da muss der Spaten fragen, und mit gutem Erfolg hat er gefragt.

Sowohl in der Poebene, wie an der adriatischen Küste und im südlichen Mittelitalien hat man Gruppen von Gräbern, auch Hüttenwohnungen aufgefunden, meist aus der Steinzeit oder der sogen. aeneolithischen Periode, denen gewisse charakteristische Eigenschaften mit den Ligurern des westlichen Ligurien gemeinsam sind, z. B. die regelmässige Skelettlage auf der Seite, die Beisetzung in zusammengezogener Körperlage, die Art der Ausstattung mit zahlreichen Stein- und Kupferdolchen, Muschelketten und Muschelschmuck auf den Kleidern, und andere besonders bezeichnende Beigaben. Es war die letzte That Chierici's, dass er bei Remedello, unweit Brescia, eine sehr charakteristische Gruppe solcher Gräber aushob [18]), zu denen auch entsprechende Wohnhütten gefunden sind [19]).

Sehr merkwürdig ist nun, dass in den letzten Jahren Ausgrabungen unweit Pesaro's, bei Novilara, die Brizio geleitet hat und in diesem Augenblick noch fortfährt zu leiten, grosse Gruppen solcher Gräber geliefert haben: und ähnliche kamen auch anderswo in Picenum, zwischen Foglia und Chienti, zu Tage, z. B. bei Numana (der Vorgängerin Ancona's), bei Ancona selbst, bei Monteroberto, Osimo, Tolentino und anderswo. Auch von zugehörigen Hüttenwohnungen sind hier und da Spuren gefunden. Von kürzeren Mitteilungen abgesehen, liegt nunmehr im V. Band der Monumenti antichi von Brizio's Hand ein äusserst genauer, ausführlicher und reich mit Abbildungen ausgestatteter Bericht vor, und zahlreiche Gräber selbst sind ausgehoben und in die Museen von Pesaro, Ancona und Rom verbracht.

Was diese picentische Gruppe besonders interessant macht, ist zweierlei: erstens die lange Dauer dieser bis ins fünfte, ja vierte Jahrhundert fortgesetzten uralten und voritalischen Wohn- und Begräbnissweise: so fand man z. B. bei Serrapetrona in derselben Gräberschicht Steinwerkzeuge, Muschelschmuck und Eisenwaffen [20]): nur aus der etwas isolierten Lage dieser Berglandschaft ist das erklärlich; alsdann sind hochmerkwürdig einige erhaltene Grabstelen, deren Spiralornamentik auf der einen Seite, eingeritzte Darstellungen, z. B. Schiffskämpfe, auf der anderen [21]) lehrreiche Beispiele sind von der ungestörten Fortdauer mykenischer Kunstprincipien in diesen Gegenden [22]), eine kultur- und kunstgeschichtliche Thatsache, die übrigens auch durch zahlreiche Kunstformen von Bologna, dem Veneterlande, den Alpenländern, ja auch dem Kaukasus [23]), anderweitig belegt werden kann. Zwei dieser Stelen [24])

Digitized by Google

tragen nur auf der einen Seite Ornamentik, auf der andern Inschriften, darunter eine recht lange in einem auch früher schon an der Ostküste vorgefundenen Alphabet, das demjenigen von Kerkyra am meisten entspricht. Die Inschriften nun, die ja wohl geeignet wären, einen wichtigen Schlüssel zum besseren Verständnis dieser Gruppe zu geben, sind leider bis jetzt noch völlig unverständlich. Nur negativ kann man sagen, dass sie keine Italikersprache wiedergeben, und auch, trotz verzweifelter Versuche von Lattes, sie für etruskisch zu erklären, nicht etruskisch sind, schon dem Grabritus nach, wie Brizio mit Recht bemerkt[25]), gar nicht sein können. Nach den vorher gegebenen Darlegungen werden die Sprachforscher vielleicht gut daran thun, das wenige, was wir vom Ligurischen wissen können, heranzuziehen.

Wenden wir die Blicke nunmehr zunächst nach dem Süden, so tritt uns in imponierender Fülle entgegen, was in Sicilien geleistet wurde.

Paolo Orsi hat hier seine nordische Energie eingesetzt, um lange vernachlässigtem Boden überraschende Ergebnisse abzuringen.

Seit 1889 folgen von seiner Hand Berichte auf Berichte über seine rastlose, entsagungs- und mühevolle Ausgrabungsthätigkeit im Südosten Siciliens und ein Bild entrollt sich uns schon jetzt, so vollständig und farbenreich, wie wir es kaum von einer andern italischen Landschaft so besitzen! Was dem Boden abgewonnen werden kann, wenn ein wirklich wissenschaftlich geschulter, mit strenger Methodik vorgehender und mit den Ergebnissen der neueren Forschungen allseitig vertrauter Archäologe seine Bearbeitung in die Hand nimmt, zeigt Orsi. Auf ihn, seine Arbeiten, das von ihm zu einer musterhaft geordneten Arbeitsanstalt erhobene Museum von Syrakus kann Italien stolz sein; um so erfreulicher, als leider sonst das alte Königreich Neapel noch des weniger Erfreulichen auch auf unserm Felde genug bietet: darüber ziehe ich jedoch vor, zu schweigen, da Negatives für uns Deutsche irrelevant ist, und ich den einsichtigen italienischen Freunden nichts ihnen Neues zu sagen vermöchte. Orsi's bis jetzt siebenjährige Thätigkeit umfasst fast das ganze Altertum, von den Spuren der reinen Steinzeit, in der eine vorsikulische Urbevölkerung dahin lebte, bis zu den christlichen Katakomben; den Glanzpunkt jedoch stellen ohne Zweifel dar: erstens die Erforschung der mit Troia, Mykene, schliesslich der wiedergewonnenen Herrschaft des geometrischen Stils und der ersten griechischen Kolonisation parallel gehenden eigenartigen Kultur der Sikuler[26]), zweitens die ersten $2^1/_2$ Jahrhunderte griechischer Kultur, namentlich in Syrakus[27]) und Megara Hyblaea[28]). Ich bedaure, dass die Zeit mir nicht erlaubt, die Ergeb-

Digitized by Google

nisse dieser Forschungen Ihnen eingehender vorzuführen: es sind namentlich die tholosartig in den Fels getriebenen Grabhöhlen, in denen die Toten zuerst hockend, später liegend, mit Speisen versehen, successive bestattet sind, die uns ein treffliches Bild der Sikuler vorführen, merkwürdig anschaulich gemacht durch Wandelungen des Ritus und allmählig unter dem Einfluss östlicher Kulturen sich ändernden künstlerischen Charakter der Beigaben, ein Bild, zu dem die Örtlichkeit der Wohnstätten, ihre Auswahl, ihre Naturbefestigung, wertvolle Ergänzungen geben: bis ins fünfte Jahrhundert hinab hat Orsi die zähen Spuren dieser eigenartigen Sikulerkultur verfolgen können, welche vielfach an Stelle der uns auch aus griechischer Zeit bekannten Städte ihren Sitz hatte: das Wenige, was die litterarische Tradition uns erzählt, hat sich durchweg monumental belegen lassen[29]): nur die thukydeischen Phönikeransiedelungen wollen an der Ostküste schlechterdings sich nicht zeigen[30]).

Nicht blos auf das italische Festland, z. B. nach Lucanien, wendet sich der Verwandtes suchende Blick, sondern namentlich auch nach Sardinien, den südlichen Gegenden Spaniens und Nordafrika. Ganz kürzlich erst hat Orsi mit bestem Erfolg im Auftrag seiner Regierung das einsam zwischen Sicilien und Afrika liegende Pantellaria, das alte Kossura, untersucht[31]), wo die merkwürdigen Steinbauten der Sese schon lange die Aufmerksamkeit derer auf sich gezogen hatten, die sich für die Nuragen Sardiniens, die Talajots der Balearen, die Dolmens in Algier u. s. w. interessiert hatten. Es scheint nicht, trotz der bekannten Glossen[32]), als wenn die, nach aussen allerdings sehr receptiv sich verhaltenden Sikuler italischen Stammes gewesen seien; vor den Italikern mögen sie langsam die Halbinsel herabgerückt und schliesslich nach der Insel übergesetzt sein — noch in der alten Litteratur treffen wir bekanntlich die Erinnerung an ursprüngliche Sikulersitze auch auf dem Festlande[33]). Ein Zusammenhang mit der Bevölkerung Sardiniens und Nordafrika's ist wahrscheinlich, mit den sogen. Ligurern nicht unmöglich. Im achten Jahrhundert kamen die Griechen zur definitiven Festsetzung: die 482 v. Chr. zerstörte Stadt Megara bot schon Cavallari, dann Cavallari und Orsi, schliesslich Orsi allein reichen Stoff zur Ermittelung der Handelsbeziehungen mit dem Osten: Stadt und Nekropole sind in einer schönen und gründlichen Arbeit von Cavallari und Orsi gemeinsam vor vier Jahren behandelt (Anm. 28); die seit der Zeit fortgesetzte Ausgrabung der Nekropole von Megara hat dem syrakusaner Museum reiches Studienmaterial zugeführt und den Endpunkt der Stadt im Jahre 482 durch die Vasenfunde vollauf bestätigt: Rotfiguriges ist kaum gefunden. Vasen-

Digitized by Google

und Terrakottenkunde zogen und ziehen von diesen Forschungen natürlich besonders reichen Gewinn, und die festen chronologischen Handhaben gestatten uns, auch ziffernmässig die Geschichte der Stadt und ihres Handels aus den Funden abzulesen. Ebenso in Syrakus, wo die älteste und wichtigste griechische Nekropole, del Fusco, früher nur angearbeitet, in den letzten Jahren mit musterhafter Genauigkeit weiter erforscht und veröffentlicht worden ist (Anm. 27). Ich muss der Zeit wegen mir leider versagen, auf Einzelnes einzugehen, auch die vielfachen schönen Entdeckungen und Beobachtungen Orsi's zur Topographie und Geschichte von Syrakus, auch aus spätester Zeit, hier so vorzuführen, wie sie es verdienten. Kamarina, Gela, Akragas, Heraklea sind leider in ähnlicher wissenschaftlicher Weise noch nicht angefasst worden, obwohl es, des Raubbaues wegen, vielfach hohe Zeit wäre[34]). Dagegen ist die Tochterstadt Megara's, Selinus, Gegenstand fortgesetzter Aufmerksamkeit gewesen: die Regierung hat dort Jahr für Jahr durch Patricolo und Salinas graben und den Kern der alten Stadt mit seinem überraschend regelmässigen Strassennetz und den Befestigungen bloslegen lassen, Befestigungen, die an Interesse mit den von Dionysios in Syrakus angelegten thatsächlich wohl wetteifern mögen, zumal neben den ursprünglichen Anlagen auch die merkwürdigen Neubefestigungen durch Hermokrates mit ihren bastionartigen Vorwerken, verdeckten Gängen, Sperrgräben u. s. w. nunmehr vollständig zu Tage liegen. Zu den alten Tempeln sind Reste von neuen gekommen[35]), vier neue Metopenplatten[36]) zeugen von untergegangenen Tempeln, die zwischen dem ältesten Burgtempel und den im fünften Jahrhundert auf der Ostterrasse errichteten ungefähr die Mitte halten, so dass auch unsere Kenntnis der selinuntiner grossen Plastik nunmehr recht vollständig ist. In grossen Mengen sind aus den beiden Nekropolen der Stadt Gräber ausgehoben und ihr Inhalt nach Palermo gebracht, Vasen und namentlich Terracotten, diese besonders bei einem den Unterirdischen geweihten Heiligtum vor der Westnekropole zu Tage getreten, auch eine leider wieder in Privatbesitz untergetauchte, höchst merkwürdige Bronzestatuette[37]). Leider hält die Berichterstattung nicht mit dieser ganzen emsigen und glücklichen Thätigkeit selbst gleichen Schritt[38]). Auch die gewaltigen karthagischen und die bescheiden renovierenden römischen[39]) Befestigungen des benachbarten Lilybaion sind neuerdings Gegenstand eifrigen Studiums, z. T. Bloslegung, durch die Regierung geworden.

In den griechischen Gegenden des italischen Festlandes ist in den letzten acht Jahren wenig geschehen; nur das Wichtigste sei erwähnt: in

Digitized by Google

Lokri sind durch Orsi und Petersen ein älterer und ein ihn überbauender jüngerer ionischer Tempel aufgedeckt, bei deren Aufnahme Dörpfeld erfreulicherweise mit eintreten konnte: die ersten ionischen Tempel griechischer Zeit auf dem italischen Festlande, reich an interessanten Einzelheiten. Auch bedeutende Stücke zweier im Abspringen begriffener reitender Jünglinge, vielleicht der Dioskuren, kamen dabei zu Tage möglicher Weise aus dem Giebelfeld oder von der Giebelkrönung; ebenso zahlreiche Terracotten und Vasen einheimischer griechischer Fabrik[40]).

Bei Kroton, einem aussichtsvollen Platz, sind durch das amerikanische archäologische Institut am Lakinion im Dezember 1886 und Januar 1887 Grabungen leider nur begonnen; sie mussten unvollendet wieder eingestellt werden[41]). Sybaris wird immer noch gesucht, nachdem sowohl die jungen Grabbauten des dritten Jahrhunderts wie eine ziemlich entfernte, wenn auch interessante Italikernekropole bei Torre Mordillo[42]) nur falsche Fährte zeigten. In Tarent haben die Arsenalbauten einige neue Gelegenheitsfunde aus der Nekropole geliefert; ein capitales Stück Bronzeinschrift ist von Viola gefunden und für das Museum von Neapel gesichert, eine lex municipalis wahrscheinlich aus vorcäsarischer Zeit; einzelne Funde von Interesse tauchen noch hier und da in der jetzigen Stadt auf. Von dem arg vernachlässigten Apulien ist jetzt, wo dem vielbeschäftigten Jatta ein deutscher Fachmann, M. Mayer, als Direktor des Provinzialmuseums in Bari zur Seite getreten ist, hoffentlich bald ernste wissenschaftliche Arbeit zu melden. An der Westküste ist das früher fast unbekannte und unzugängliche Velia durch W. Schleuning durchforscht und kartographisch aufgenommen worden[43]).

Was in Campanien gefunden wurde, ist von Pompeji und Neapel abgesehen, nicht unter Regierungscontrolle zu Tage getreten, und im Allgemeinen herzlich wenig: es scheint als ob die früher ausgiebigsten Nekropolen der Erschöpfung nahe sind[44]). Nur die für die Geschichte italischer Kultur so wichtige Nekropolis von Kyme ist durch E. Stevens weiter ausgegraben, und die Ergebnisse seiner Sammlung einverleibt worden. Leider fehlen immer noch die gerade hier so wünschenswerten Berichte. Kaum ein Punkt Italiens würde so sehr wie Kyme eine kartographische und archäologische Bearbeitung im Stil von Cavallari und Holm's Topografia archeologica di Siracusa oder Cavallari und Orsi's Megara oder Brizio's Marzabotto verdienen!

In Neapel haben die Assanirungsarbeiten manchen Baustein zur Topographie und Geschichte der Stadt geliefert, auch gelegentlich Gräber,

Digitized by Google

darunter ein besonders interessantes aus früh kaiserlicher Zeit mit reicher plastischer Ausstattung; in Pompeii sind zahlreiche Häuseraufdeckungen und Einzelfunde gemacht, über die Mau in bekannter vorzüglicher Weise Jahr aus Jahr ein in den römischen Mitteilungen berichtet hat, aber, abgesehen von einer durch die badische Expedition von 1889 ausgeführten Aufgrabung des sog. griechischen Tempels[45]), kein neues öffentliches Gebäude zu Tage gefördert. Recht interessant war dagegen die Entdeckung einer vornehmen Villa bei Boscoreale[46]), deren kostbarster Inhalt, eine am 13. April dieses Jahres gefundene Reihe von über 40 Gold- und Silbergeschirren, reich und höchst eigenartig verziert, diesmal z. T. ein wirklicher Abglanz Alexandria's, freilich durch Rothschild's Liberalität den Weg in den Louvre gefunden hat[47]).

Über Rom, das unerschöpfliche, liesse sich natürlich ein ganzes grosses Kapitel vortragen[48]): sind doch seit 1887 allein drei neue Antikenmuseen dort erstanden! Das bald schier unübersehlich werdende Gebiet römischer Topographie wird jetzt, wo in der Neubauperiode ein Stillstand eingetreten scheint, durch den so sehnlichst erwarteten, nunmehr endlich im Erscheinen begriffenen Stadtplan Lanciani's festgelegt[49]). Der Palatin geht seiner vollständigen Erforschung entgegen, nachdem die Villa Mills, welche das Haus des Augustus und den Apollotempel bedeckte, jetzt Staatseigentum geworden ist; das mit diesem Palastbau bereits in Zusammenhang stehende sog. domitianische Stadium ist in der von Septimius Severus ihm verliehenen Form aufgedeckt, durch Mariani und Cozza reconstruiert und veröffentlicht[50]), auch andere wichtige Einzelfragen der Topographie von Palatin und Forum, auch Quirinal sind neuerdings wesentlich gefördert, namentlich durch die Arbeiten Gatti's, Lanciani's und Hülsen's.

Durch die richtige Datierung des Pantheon und genaue Feststellung seiner Konstruktion sind überraschende und wesentlich neue Thatsachen gewonnen; einige durch ihren bildlichen Schmuck besonders wichtige Bauten, wie die Ara Pacis, den Constantinbogen — und auch der Traiansbogen in Benevent sei hier genannt — fruchtreich bearbeitet zu haben ist Petersen's Verdienst[51]); in allerjüngster Zeit erst ist die Marcaurelsäule neuer ungemein ergiebiger Untersuchung und Reproduktion unterworfen worden[52]); auch die grosse Inschrift über die ludi saeculares ist wohl wichtig genug, um ihrer Auffindung an dieser Stelle dankbare Erwähnung zu thun[53]). Zahlreiche topographische und archäologische Einzelfunde haben Vervollkommnung und Berichtigung des Stadtbildes in reicher Fülle gebracht: auf Einzelnes einzugehen fehlt hier die Zeit;

Digitized by Google

dass endlich auch die Villa des Hadrian, so lange ein etwas dunkler Punkt der Archäologie, durch Winnefeld eine treffliche Durchforschung, Aufnahme und Beschreibung erfahren hat, muss ich erwähnen[54]). Ebenfalls durch Winnefeld und Graf Cozza ist Alatri, die alte Hernikerstadt, hübsch bearbeitet worden[55]). Der Nemisee schenkte dem Lord Savile im Jahre 1885 wertvolle Erinnerungen aus dem Heiligtum der Diana Nemorensis[55a]), und ganz neuerdings entsteigen seiner Tiefe glänzende Reste aus der ersten Cäsarenzeit, Teile eines Prachtschiffs, das kaiserlichem Luxus gedient haben muss[55b]). Auch Terracina, lange isoliert und daher vernachlässigt, jetzt durch die Bahn zugänglicher geworden, hat eine Ueberraschung gebracht, indem die früher für ostgotisch gehaltenen Unterbauten auf der stolzen Höhe oberhalb der Stadt, wo man sich gern Theodorich thronend vorstellte, sich als Terrassen herausstellten, von denen ein Tempel, in einzigartig schöner Lage, auf Land und Meer herabschaute: wem geweiht, steht noch nicht völlig fest[56]).

Auch im inneren Mittelitalien beginnt neuerdings, seit die Verbindungen besser werden, und damit der Horizont für die Lokalforscher weiter, und seit das fortschreitende Corpus inscript. den Boden immer mehr ebnet, auch der Universitätsunterricht in alter Geschichte zu wirken anfängt, die Erforschung der Örtlichkeiten durch die dazu Berufenen erfreuliche Erscheinungen zu zeitigen: freilich noch wenige, da der Typus des arbeitenden Gymnasiallehrers in Italien noch immer so selten ist. Persichetti's Viaggio archeologico sulla via Salaria (Rom 1893) und Gabrielle Grasso's Studi di storia antica e di topografia storica (Ariano 1893) sind z. B. derartige Lichtpunkte, neben denen es freilich auch manche recht schattige Partieen gibt. Männer wie de Nino in Solmona, G. und A. Jatta, Michele Lacava sind eben, Dank dem Bourbonenregiment, in der ganzen südlichen Hälfte der Halbinsel Ausnahmen.

Dass in Etrurien allerorten Brandgräber der voretruskischen Bewohner italischen Stammes auftauchen, erwähnte ich schon: Veii, Bisentium und andere Orte am Bolsener See, Vulci, Volterra[57]), Florenz, inmitten der heutigen Stadt[58]), seien hier nur beispielsweise genannt. Für die etruskische Periode, jetzt durch Milani im etruskischen Centralmuseum in Florenz in musterhafter Ordnung vorgeführt, mehrt sich das Material andauernd besonders reich und merkwürdig aus Vetulonia[59]). Aber auch Corneto, Vulci, durch ein schönes Buch von St. Gsell über die von Torlonia dort veranstalteten Grabungen vor vier Jahren uns wieder näher geführt (s. Anm. 4), und das Binnenland, machen sich her-

Digitized by Google

vorragend in der Fundstatistik bemerkbar, ebenso wie die unter etruskischem Kultureinfluss stehenden östlich benachbarten Gegenden, z. B. Todi. Während die Sphinx der etruskischen Sprache noch immer ihren Oedipus sucht, tritt das Verhältnis der altetruskischen Kunst zur altionischen immer greifbarer hervor [60]), so sehr, dass wir bereits in eine antiphönikische Reaktion einzutreten beginnen, in einer solchen vielleicht schon hier und da zu weit gehen. Auch in Bologna und dem Bolognesischen hat die etruskische Periode durch zahlreiche neue Funde sich näher bestimmen [61]) und ihr Bild sich ausgestalten lassen, wovon neugeöffnete Säle im Museo civico Zeugniss ablegen [62]).

Ganz besonders erfreulich ist es, dass Marzabotto, jene Sperrfestung im Renothal mit Recht ein etruskisches Pompeii genannt, durch gemeinsame Action des Grafen Aria und der Regierung nunmehr gründlich aufgenommen ist, soweit der Reno es nicht weggerissen hat und es überhaupt aufgegraben ist [63]). Die von Brizio geleistete und geleitete Arbeit zeugt wiederum von staunenswertem Fleiss und Scharfblick. Die Geschichte Marzabotto's, im Altertum wohl Misanum, steht hinreichend fest: sie beginnt erst um die Mitte des sechsten Jahrhunderts — man hat noch Spuren der Hütten gefunden, in denen die Erbauer während der Herrichtung provisorisch hausten — und endet ziemlich früh in der keltischen Zeit, dauert also nur etwa 2 bis $2^1/_2$ Jahrhunderte. Da ist es nun von Interesse, ähnlich wie wir es schon, den jüngsten Entdeckungen zufolge, in den altitalischen Pfahlbauniederlassungen der Poebene gewahrten, ebenso, wie es in Selinus und Solus, oder wie es im fünften Jahrhundert im Piraeus, Thurii und sonst war, eine völlig regelmässige Stadtanlage vor sich zu sehen, mit gesetzmässigem Wechsel von Haupt- und Nebenstrassen, schönster Herrichtung von Abflusskanälen, Wasserleitung, „römischen" Häusergrundrissen u. dgl. Nur weiter vervollkommnet, wie es der höheren Stufe von Griechenland übermittelter Kultur- und Steintechnik entspricht, zeigt uns Marzabotto das Bild jener alten italischen Ansiedlungen wieder, welche zuerst den Etruskern das Beispiel solch regelmässiger Anlage gegeben hatten. Das Rom des Gallierbrandes sah über 200 Jahre später noch wesentlich anders aus! Rom konnte eben nicht nach Ausfüllung eines gewissen gegebenen Raumes aufhören zu wachsen, und erweiterte sich in willkürlicherer Form über den ursprünglichen gewiss regelmässigen Kern der Roma quadrata hinaus schon in seiner voretruskischen Zeit. Im sonstigen Poland hat, von der schon besprochenen Frühzeit abgesehen, die keltische und römische Zeit mancherlei Förderung erfahren, von denen ich hier nur erwähnen will

Digitized by Google

die folgenreiche Feststellung der keltischen Gräberschichten im Bolognesischen[64]), eine Reihe glücklicher Architektur- und Sculpturfunde in Verona[65]) und eine bedeutende Nekropole im Piemontesischen: die vom verstorbenen Bianchetti bearbeitete gallische und gallo-römische Nekropole von Ornavasso[66]). Der früher in Piemont aufgedeckten barbarischen, wohl langobardischen Nekropole von Testona[67]), reiht sich nunmehr ein grossartiger ähnlicher Fund von Castel Trosino bei Ascoli in Picenum an, Verwandtes auch von Rom: eine von de Rossi's letzten Arbeiten galt einem solchen[68]). Gedacht werden muss auch der durch vier Jahre hindurch fortgesetzten Ausgrabungs-Campagnen auf der schneeumstürmten Höhe des Grossen St. Bernhard, des wichtigsten Alpenpasses, von Ferrero, z. T. auch Castelfranco mit Glück geleitet, die uns zahlreiche Passbauten, Einzelfunde von grossem Interesse und viele Münzen bescheerten, welche über die Geschichte und Richtung der Handelswege nach dem Norden in römischer und vorrömischer Zeit, und über die Beteiligung an diesem Handel uns Licht brachten. Die Mähr vom etruskischen Tauschhandel nach dem Norden möchte durch diese Arbeiten und die Durchforschung anderer Alpenpassstrassen als beseitigt gelten[69]).

Mit zwei Worten sei schliesslich noch Sardiniens gedacht, wo Olbia, freilich das römische, durch Tamponi seit vielen Jahren fleissig bearbeitet wird, und neuerdings namentlich durch einen merkwürdigen Friedhof, demjenigen der officiales praetorii bei Karthago vergleichbar, die Aufmerksamkeit erregt[70]). Im Süden wird besonders die ältere, unter dem Zeichen griechischen Importes stehende Zeit durch Regierungsgrabungen in den silber- und goldreichen Nekropolen von Nora und Sulci mehr und mehr aufgehellt, während das grossartige Tharros leider immer mehr der beutegierigen Privatindustrie zu verfallen scheint[71]). Cagliari hat neuerdings vorwiegend durch Zufallsfunde unsere Kenntnis der römischen und frühchristlichen Zeit bereichert. Die Erforschung der eigentlichen Sarderzeit ruht jetzt mehr. Möchte Filippo Nissardi, jetzt wohl der erfahrenste Kenner Sardiniens, Zeit und die materielle Möglichkeit finden, um die reiche Fülle seiner Materialsammlungen und Kenntnisse einmal vor uns auszubreiten!

Länger schon als billig habe ich Ihre Geduld in Anspruch genommen. Mir aber war es eine Freude darzulegen, wenn auch vielfach nur in raschen Andeutungen, wie so Manches, was ich vor acht Jahren in Zürich noch als Wunsch bezeichnen musste, nunmehr ausgeführt oder doch begonnen ist, wie mit entschlossenem, zielbewusstem Vorgehen,

Digitized by Google

das Bild namentlich der früheren Kulturperioden des Landes wiedergewonnen und vervollständigt wird, wie greifbare Einzelbilder von Ansiedelungen und Städten, mit grösster Gewissenhaftigkeit vor uns aufgebaut, erstehen. So bahnt sich allmählig der Weg zur Möglichkeit einer historischen Landeskunde Italiens, allerdings noch ein ziemlich weiter Weg. Gewiss hat die natürliche Liebenswürdigkeit und die gesunde rationelle Denkweise der Italiener, alter guter Tradition treu, uns Deutschen und anderen erlaubt, an manchen Punkten mit Hand anzulegen: aber das gute Beste haben doch sie selbst gethan und werden sie ferner thun. Noch vor zwei bis drei Decennien waren auf den meisten Gebieten wir die Gebenden, sie die Empfangenden: die nationale Wiedergeburt des schönen Landes hat auch hier Wandel geschaffen und es ist wahrlich nicht zum Nachteil der Wissenschaft ausgeschlagen, dass wir, einstmals Italiens Schüler, dann die Lehrmeister, nunmehr aus den Lehrern Freunde, warme dankbare Freunde geworden sind.

Anmerkungen.

1) Verhandl. der Philologenvers. in Zürich 1887, 191–209 = Nuova Antologia 1887 (III, XII), 451–478.

2) U. v. W.-M, Litt. Centralblatt 1895, 134.

3) O. Richter, in Baumeister's Denkm. d. class. Altert. 1694 folg. Chronologie und Geschichte dieser alten Hochburgen im mittleren und namentlich dem südlichen Italien ist freilich meistens noch völlig dunkel. Dass hier nur umfassende Nekropolengrabungen helfen können, ja helfen müssen, hat schon vor zwanzig Jahren Gamurrini bei der Altertumsverwaltung klar und energisch betont, freilich ohne damals Verständnis für diese Aufgabe zu finden: s. seinen vortrefflichen Brief an Pigorini über diese Angelegenheit: Bull. di paletnol. ital. XXI (1895), 86–88.

4) Bonner Studien 28. 35 = Bull. di paletnol. ital. XVI (1890), 118. 129. Die hier genannte Arbeit bemühte sich, in der Geschichte der Gräberriten ein neues Kriterium für Beurteilung frühgeschichtlicher Verhältnisse in Italien zu gewinnen. Den Zweck, diese Frage in Fluss zu bringen und zu schärferer Beobachtung der Fundthatsachen anzuregen, hat sie erfreulicherweise erreicht. Manche haben zugestimmt, andere haben Bedenken ausgesprochen: mit dankenswerter ausführlicher Begründung thaten das namentlich Reisch, Berl. philol. Wochenschr. 1891, 1574–77, St. Gsell, Fouilles de Vulci (1891), passim, und Lattes, di due nuove iscriz. preromane trov. pr. Pesaro (Rendic. dei Lincei 1891), Appendice seconda (p. 93 ff.). Gegen Gsell suchte ich gerade am Beispiel von Vulci die Richtigkeit meiner Ansicht darzuthun: Atti e mem. d. R. Deput. di stor. patr. p. le prov. di Romagna 1892, 210–223, wogegen Gsell replicierte: Mél. d'archéol. et d'hist. XII (1892), 425–31. Vgl. Neue Heidelb. Jahrb. IV (1894), 155, 2. Nur in Italien und für Italien kann diese Frage zunächst ernstlich gefördert werden, da nur in Italien die methodische Gräberforschung weit genug vorgeschritten ist. Mit der Analogie des europäischen und kleinasiatischen Griechenlands ist, so lange wir dort nicht noch viel mehr archaische

Digitized by Google

Nekropolen kennen, wenig zu machen, und hätte E. Meyer, Gesch. d. Altert. II, 508 besser gethan, diese Parallele ganz unerwähnt zu lassen. Übrigens ist gerade der Ritenwechsel in Griechenland für mich der erste Ausgangspunkt für meine Untersuchungen gewesen.

5) Über diese altitalischen Wohnhütten, ihre Form und Konstruktion s. Lanciani, Athenaeum 1889, 424 (über Reste solcher Hütten aus Stroh und Geflecht auf Holzunterbau, von aussen durch Steine gesichert); Barnabei, Not. d. sc. 1893, 198—210. Über die italischen Hausurnen gab die letzte sorgsame Zusammenstellung und Verarbeitung A. Taramelli: Rendic. dell' Accad. dei Lincei 1893, 423—450.

6) T. Taramelli, La valle del Po nell' epoca quaternaria (Atti del primo congresso geogr. ital. Genova 1892), 40, in Übereinstimmung mit Ermittelungen des Ingenieurs A. Stella, wie mir Taramelli mitteilt. Lombardini hatte (Notiz. natur. e civili della Lombardia cap. IV) die ersten Eindeichungen sogar schon den Etruskern zuschreiben wollen. Damals (1844) herrschte bekanntlich noch die Überschätzung der Etrusker, von der wir erst jetzt uns allmählig erholen.

7) Am Lambro, also weit in die Lombardei vorgeschoben, sind neuerdings noch Reste der Pfahlbauansiedler gefunden, während bis vor Kurzem erst Oglio, dann Adda für ihre westliche Grenze galten: Not. d. sc. 1891, 44. 303. 1892, 437—440. Bull. stor. Pavese II (1894): A. Taramelli, di alcuni oggetti preistorici esistenti a Chignolo.

8) In seiner letzten Gestalt veröffentlicht von Pigorini, Not. d. sc. 1895, 10 = Bull. di paletnol. ital. XXI (1895) Tav. V. Ebenda (Not. a. a. O. 9—17; Bull. 78—80) Pigorini's letzte Berichte. Eine Zusammenfassung der bis 1894 gewonnenen Ergebnisse gab ich Neue Heidelb. Jahrb. IV (1894), 143—156, darnach Montelius, Civil. primit. en Italie I, 142—146. Bei Rovere di Caorso, unweit Piacenza's, gelang es L. Scotti, den in allem Wesentlichen gleichen Grundriss einer andern solchen Ansiedelung festzustellen und durch deren Veröffentlichung Not. d. sc. 1894, 374 (= Montelius a. a. O. 143) eine erfreuliche Probe auf die Richtigkeit von Pigorini's Entdeckung zu geben. Ein weiterer Bericht Scotti's ist noch in den Notizie für 1895 zu erwarten, ein noch wichtigerer Bericht Pigorini's (über die im Innern entdeckten Strassenzüge) wird in den Notizie für 1896 erscheinen.

9) So Pigorini Not. 1895, 16—17. Bull. 1895, 79.

10) Näheres darüber: Neue Heidelb. Jahrb. IV (1894) 152 folg.

11) Mon. dei Lincei IV (1894), 72. 85—86. 159.

12) Namentlich auf Gh's ausgezeichnete Bearbeitung des im fondo Baratela gefundenen Heiligtums und seiner zahlreichen Weihegaben (Not. d. sc. 1888, 3—42; 71—127; 147—173; 204—214; 313—385 mit 13 Tafeln), und auf den, allein bis jetzt erschienenen, Anfang seiner Gesamtbearbeitung der Bronzesitulen von Este, Mon. dei Lincei II (1893), 161—252, sei hier hingewiesen. Siehe auch Montelius, Civilis. primit. I, Sér. B 273—314 und pl. 50—61.

13) Rendic. dei Lincei 1888, 301—303. Die letzte Zusammenstellung der Litteratur über diese Scheidung: Bull. di paletnol. ital. XX (1894), 12, [10]. Das wichtigste Centrum der Westgruppe ist Golasecca (mit dem gegenüber liegenden Castelletto Ticinese), wahrscheinlich die Nekropolen zu einer einstmals im Ticino gestandenen bedeutenden Ansiedelung. Die Litt. darüber s. bei Montelius, Civilis. primitive en Italie I, 236—37.

14) Castelfranco, Bull. di paletn. ital. XX (1894), 81—90.

15) Eine, allerdings hoher gespannten Erwartungen nicht völlig entsprechende Gesamtbearbeitung des vorrömischen Ligurien gab Issel 1892 in Band II seines Werkes „La Liguria". Wichtig ist auch seine Bearbeitung der caverna Pollera in

Digitized by Google

den Atti der Società ligur. di sc. natur. e geogr. V (Genova 1894). Reichliches anderes neues Material in den letzten Jahrgängen des Bull. di pal. it., namentlich XIX (1893), 327 folg. (Colini). Die früher bezweifelten Wohnplätze ausserhalb der Höhlen sind neuerdings zahlreich nachgewiesen; s. z. B. Castelfranco, Bull. di pal. XVIII (1892), 148; Issel, Bull. di pal. XIX (1893), 87—91.

16) Die bis jetzt östlichsten ligurischen Gräber am Lago di Bientina, am nördlichen Arnoufer gegenüber Pontedera, östlich vom Monte Serra, beschr. von Ghirardini, Rendic. dei Lincei 1894, 185—188.

17) Die ältesten Brandgräber Liguriens, aus der jüngeren Certosazeit, wurden 1884 bei Savignone, nördlich von Genua, östlich von Monte de' Giovi, gefunden: Ghirardini, Rendic. dei Lincei 1894, 205—218.

18) Bull. di pal. X (1884), 133—141 Tav. VI. XI (1885), 138—146. XII (1886), 134—140. Comm. dell' Aten. di Brescia 1886, 81 (Nadel aus Gusssilber aus solchem Grabe). Pigorini, Rendic. dei Lincei 1887 (III, I), 296. Montelius, La civilisation primit. en Italie I pl. 36. 37, 191 folg. Ähnliche Gräber bei Fontanella di Casal romano: Bull. di pal. XVI (1890), 50. XVIII (1892), 55. XIX (1893), 17—30. 92 — 102 Tav. IV. Rivalta (bei Mantua): Bull. di pal. II (1876), 126; südlich des Po bei Caleno: Bull. I (1875) 104 vgl. XIX, 27; Collecchio (bei Parma): Bull. II (1876), 77 vgl. Bull. XII. 82, 4. 139. Cumarola: Bull. X (1884), 141 folg. Tav. VII vgl. Bull. XVIII, 218. Santilario d'Enza: Bull. V (1879), 133. 195. Gorzano: Bull. X (1884), 130. XII (1886), 158. Jünger, aber noch zur selben Familie gehörig: Povegliano (worüber Litt. bei Montelius, Civilis. primit. I, 200 und pl. 37). Zur Skelettlage, die besonders typisch in Lengyel, aber auch in zahlreichen Gräbern des mittleren und westlichen Mitteleuropa vorkommt, s. die treffenden Bemerkungen und Zusammenstellungen Brizio's, Mon. dei Lincei V (1895), 105—111.

19) Hierüber s. die Aufsätze Castelfranco's, Bull. di pal. XIX (1893) 17—30. 92—102.

20) Bull. di pal. ital. (1888), 44—46.

21) So die am frühesten, durch Undset, bekannt gewordenen Stücke dieser Art: Zeitschr. für Ethnol. 1883 Taf. V wozu S. 209—219 = Mon. dei Lincei V (1895). 91—98 (Fig. 2 und 3). Ähnlich 171—172, Fig. 25.

22) Vgl. Schumacher, prähist. Ciste im Museum zu Karlsruhe 47.

23) Mykenisch ist z. B. die Randornamentik der von Virchow, über die kulturgeschichtliche Stellung des Kaukasus (Abh. der kgl. preuss. Akad. der Wissensch. phys. Kl. 1895) Taf. I—IV veröffentlichten Bronzebleche.

24) Mon. dei Lincei V (1895), 177—178. 179—182. Die Stele mit der Hauptinschrift auch bei Lattes, di due nuove iscrizioni preromane trov. pr. Pesaro (Rendic. dell' Acc. dei Lincei 1894) Tav. I. II.

25) Mon. dei Lincei V, 178. Dass die Sprache der Inschriften weder „italisch" noch etruskisch sei, bestätigten mir auf meine Bitte F. Buecheler und H. Osthoff.

26) Die Berichte hierüber stehen meist im Bull. di paletnol. ital., einzelne auch in den Mon. dei Lincei II (1893) und dem Arch. stor. Siciliano; kürzere Mitteilungen auch vereinzelt in den Not. d. scavi. Eine nützliche nach Perioden geteilte Übersicht über die Sikulerarbeiten Orsi's gibt Tropea, Riv. di stor. antica I, (1895) zu S. 96. Seine Sikulararbeiten von 1889—1893 hat Orsi selbst zusammengefasst in dem Buch Quattro anni di esplorazioni sicule. Parma 1894.

27) Not. d. sc. 1891, 404—416. 1893, 122—129. 445—486. 1895, 109—192.

28) Mon. dei Lincei I (1892), 689—950 und 9 Tafeln (Cavallari und Orsi). Not. d. sc. 1892, 124—132. 172—183. 210—214. 243—252. 278—288 (Caruso, unter Orsi's Leitung).

Digitized by Google

29) Nur ein Beispiel: Thuk. VI, 4 lässt die Megarer sich auf ihrem Stadtplatz ansiedeln *Ὕβλωνος βασιλέως Σικελῶν προδόντος τὴν χώραν καὶ καθιζησαμένου*: also war der Platz zwar unter Botmässigkeit des einheimischen Häuptlings, aber nicht selbst Sikulerort: denn nirgends hausen, nach treffender Beobachtung Orsi's (Mon. L. I, 692) Sikuler und Griechen am selben Flecke: dagegen können die, gerne *ἐπὶ τῶν ὀχυροτάτων λόφων* (Diod. V, 6) wohnenden Sikuler fremde, meergewohnte Handelsleute an der Küste natürlich gut brauchen. Gegen Pais (Storia della Sicilia e Magna Grecia I, 180—82,592; Studi storici I, 394), der trotzdem eine Sikulerniederlassung auf dem Stadtboden von Megara festhalten wollte, ist es nun Orsi gelungen, zu erweisen (Bull. di pal. ital. XXI (1895) 50), dass auf dem Stadtboden wohl eine vorsikulische Niederlassung sich befunden hat, mit Stein- und Thonsachen vom gleichen charakteristischen Steinzeittypus, wie diejenigen der Ansiedelung von Stentinello (Bull. di pal. XVI (1890) Tav. VI—VIII, 177—200), aber kein Sikulerstück, während umgekehrt das Megara dominierende Hybla (vgl. den König „Hyblon"), heute Melilli, sich als ein sehr bedeutendes sikulisches Centrum erwiesen hat (Bull. di pal. it. XVII (1891) Tav. IV—VI, 53—76. XVIII (1892) 31, 34), wogegen dort nach Orsi Bull. XVII, 55 bisher kein einziges archaisch-griechisches Grab gefunden ist. Vgl. auch Rizzo, Riv. di stor. ant. I, 3,77—78.

30) Nur wer den Mut haben sollte, mit Helbig (Acad. d. inscr. et belles lettres 1895 Sitz. v. 31. Mai) die mykenische Kultur für eine phönikische zu erklären, könnte Thukydides (bis jetzt) Recht geben, denn Orsi's zweite Sikulerperiode ist allerdings „mykenisch". Vgl. Neue Heidelb. Jahrb. I (1891), 162. Zu den dort S. 164 aufgeführten mykenischen Dingen von den ionischen Inseln in Neuchâtel haben Wolters, Bulle und Noack inzwischen verwandte Gräber wenigstens auf Kephallenia wieder aufgefunden und beschrieben: Athen. Mitth. XIX (1894), 486—490. Merkwürdigerweise scheint ihnen von dem Vorhandensein der Fundstücke in Neuchâtel trotz meiner Notiz nichts bekannt geworden zu sein.

31) Not. d. sc. 1895, 240 (vorläufige Notiz).

32) Zu denselben zuletzt: Studniczka, Berl. philol. Wochenschr. 1894, 1236. Freeman, Gesch. Sicil. deutsch von Lupus I 1895, 431—434. 439.

33) Zusammenstellung der Zeugnisse bei Holm, Gesch. Sic. I, 360.

34) Ebenso Orsi, Bull. di pal. ital. XXI (1895), 85.

35) Vorzügliche Neuaufnahmen der alten wie der später gefundenen Tempelreste sind von Koldewey und Puchstein gemacht, und werden in ihrem sämtliche messbaren Tempel und zahlreiche andere griechische Bauten von Grossgriechenland und Sicilien umfassenden Werke vermutlich schon im Jahre 1896 erscheinen. Bis 1892 habe ich die Selinus betreffende Litteratur im Register zu Durm's Baukunst der Griechen[2] S. 383 verzeichnet.

36) Mon. dei Lincei I, 2 (1891), zu S. 248. I, 4 (1892) Tav. I—III zu S. 958—962.

37) Arndt, Einzelverkauf 569 - 572. Vgl. Furtwängler, Meisterw. 77 Anm. Die Figur, die ich noch 1893 im Museum von Castelvetrano sah, ist, wie auch mir Augenzeugen versicherten, in einem Kammergrabe der Nord-Nekropole (von Galera Bagliazzo) gefunden; der Platz des Grabes selbst wurde mir gezeigt. Ebenso Arndt E. V. S. 53. — Anlässlich dieses Einzelfundes eines altgriechischen Werkes sei auch eines andern kurz gedacht, eines wie es scheint höchst merkwürdigen hoch archaischen Reliefs, bacchischen Tanz und darunter zwei Sphinxe darstellend, das Pais kürzlich in Caltagirone wiedergefunden, veröffentlicht und mit interessanten Betrachtungen über die Städte im Hinterland von Gela begleitet hat: Rendic. dei Lincei 16 Giugno 1895.

Digitized by Google

38) Not. d. sc. 1894, 202—220 ist der letzte, die ergebnissreichen Jahre 1887 bis 1892 überknapp zusammenfassende Bericht, der über Vieles, wie z. B. die so ausgiebige Nekropolenforschung, so gut wie völlig schweigt, über anderes Hochwichtige, namentlich die Hermokratischen Befestigungen, etwas raschen Fusses hinweggeht.

39) Diese z. T. (portum et turres) einer neugefundenen Inschrift zufolge von S. Pompeius angelegt oder wenigtens neu hergerichtet: Not. d. sc. 1894, 388—391.

40) Not. d. sc. 1890, 248—262. Ant. Denkm. des arch. Inst. I (1890) Taf. 51. 52. Röm. Mitth. V (1890) Taf. VIII S. 166—227. Neuveröffentlichung durch Koldewey und Puchstein steht bevor.

41) Berichte: Eighth annual report of the american Institute of archaeol. (1887), 42—46 und: Amer. journ. of archaeol. III (1887), 181—182. An Ort und Stelle erhält der Besucher das unerfreuliche Bild einer verständig begonnenen, dann — durch etwas harte Anwendung der legge Pacca — plötzlich abgebrochenen Grabung: was sich aus diesem Bilde über Gestalt und Grundriss des leider im sechszehnten Jahrhundert durch Bischof Lucifero abgetragenen Tempels ermitteln lässt, wird Koldewey's und Puchstein's Aufnahme darlegen. Es ist sehr bedauerlich, dass jene Grabungen von italienischer Seite nicht wenigstens fortgesetzt wurden, um so mehr, als u. a. bereits acht z. T. sehr schöne Stücke der Giebelsculpturen — fünftes Jahrhundert —, aus weissem Marmor, festgestellt waren. Leider erfreuen sich die Mehrzahl derselben, ebenso wie die zahlreichen bei der Grabung gefundenen architektonischen Zierstücke, Bronzen und Terracotten zur Zeit noch immer einer höchst unberechtigten Verborgenheit.

42) Pigorini u. Pasqui, Not. d. sc. 1888, 239—268. 462—480. 575—592. 648—671.

43) Archäol. Jahrb. IV (1889), 164—195 nebst Karte.

44) Eine, allerdings nur in grossen Zügen gehaltene, aber das Wesentliche zusammenfassende Darstellung der Geschichte Campaniens nach Massgabe der neueren archäologischen Entdeckungen, die ich 1879 auf der Philologenversammlung in Trier vortrug (Verhandl. S. 141—157), erscheint nunmehr in italienischer Fassung in Tropea's Rivista di storia antica I, 3,31—59. Durch leichte Änderungen und Zusätze im Text, namentlich aber durch reichlich hinzugefügte Anmerkungen und litterarische Nachweise habe ich mich bemüht, diese Neuausgabe möglichst nützlich zu gestalten und sie thunlichst auf den Standpunkt unseres augenblicklichen Wissens zu bringen.

45) v. Duhn und Jacobi, der griechische Tempel in Pompeji. Heidelb. 1890. Vgl. Mau, Röm. Mitth. VI (1891), 258—266.

46) Mau, Röm. Mitth. IX (1894), 349—358. Not. d. sc. 1895, 207—214.

47) Vorläufige Nachricht und Veröffentlichung einiger der Hauptstücke: Gaz. d. beaux arts 1895 (XIV, 3), 89—104 (H. de Villefosse). Eine würdige Veröffentlichung des grossartigen Fundes steht bevor in den Monuments et Mémoires der Fondation Piot.

48) Statt aller besonderen Hinweise möge hier derjenige genügen auf die inhaltsreichen Jahrgänge des Bull. communale, sowie auf die trefflichen, auch an Eigenem reichen Jahresberichte Hülsen's in den Römischen Mittheilungen. Der letzte, bis Ende 1892 geführt: R. M. VIII (1893), 259—325.

49) Lanciani, Forma urb. Romae. Consilio et auctor. R. Acad. Lyncaeorum veröffentlicht. Massstab: 1 : 1000. Mailand. Hoepli. Bis jetzt (seit 1893) zwei Lieferungen. Vgl. Hülsen, Rhein. Mus. XLIX (1894), 380—381.

50) Mon. dei Lincei V (1895), 17—84 mit 4 Tafeln. Vgl. auch F. Marx, Archäol. Jahrb. X (1895), 129—143.

51) Röm. Mitth. IX (1894), 171—228; X (1895), 138—145 (ara Pacis). IV

Digitized by Google

(1889), 314—339 (Constantinsbogen). VII (1892), 239—264 (Traiansbogen in Beneventum).

52) Archäol. Anz. 1895, 91. Die Veröffentlichung der ganzen Säule in Bruckmann'schen Lichtdrucken nach trefflichen Aufnahmen Andersons ist für 1896 zu erwarten, mit Text von Calderini, v. Domaszewski und Petersen.

53) Barnabei und Marchetti, Mon. dei Lincei I, 3 (1891), 601—616. Mommsen ebenda 617—672 und Ephem. epigr. VIII, 225—309. Die Nation 1891 Dec. 12 = 114 bis 122 des Wiederabdrucks Berl. 1894.

54) Winnefeld, Die Villa des Hadrian bei Tivoli. Berl. 1895 (Ergänzungsheft III zum archäol. Jahrb.)

55) Röm. Mitth. IV (1889), 126—152 mit 2 Tafeln. VI (1891), 344—355.

55a) Jetzt im Art Museum in Nottingham: Wallis, Illustrated Catalogue of class. antiq. from the site of the temple of Diana, Nemi, Italy, discov. by Lord Savile. Nottingham 1893. 20 Tafeln.

55b) Barnabei, delle scoperte di antichità nel lago di Nemi. Relazione a S. E. il Ministro della pubbl. istruz. Roma 1895. 38 S. (abgedruckt in den Notizie d. sc. 1895 Ottobre).

56) Not. d. scavi 1894, 96—111. Röm. Mitth. X (1895), 86—90.

57) Ghirardini, Rendic. dei Lincei 1895, 176—181 (topographisch besonders wichtige Notiz).

58) Not. d. sc. 1892, 458. Bull. di pal. it. XIX (1893), 55. 114. 345—346.

59) Isidoro Falchi, Vetulonia e la sua necropoli antichissima. Florenz 1891. Kl.-fol. mit 19 Tafeln. Sehr brauchbare Zusammenfassung des bis dahin, wesentlich durch Falchi's Verdienst, Geleisteten. Seither: Not. d. sc. 1893, 496—514. 1894, 335—360. 1895, 22—27 und 272—317. Das Auftauchen eines zweiten, noch „echteren" Vetulonia gibt seit fünf Jahren Anlass zu einer ganzen polemischen Litteratur: s. über diese Streitfrage die kurze Zusammenfassung Petersens: Röm. Mitth. X (1895), 79, 1. Die neueste Streitschrift (für Colonna): Isid. Falchi, La tradizione di Vetulonia e gli avanzi di Vetulonia e di Vitulonio, erschien September 1895 in Florenz.

60) Ich verweise namentlich auf Petersen's Aufsatz über die Bronzen von Perugia: Röm. Mitth. IX (1894), 253—319, und die neueren Behandlungen der sog. caeretaner und verwandten Vasengattungen, auf die von Körte, Archäol. Stud. für Brunn (1893) Taf. I neuveröffentlichte Statue einer „Aphrodite" aus Orvieto mit meinen Bemerkungen Berl. phil. Wochenschr. 1893, 1552 und denjenigen Furtwängler's ebenda 1894, 80 und Meisterw. 633.

61) Chronologie: v. Duhn, Atti e mem. d. R. Dep. di stor. p. le prov. di Rom. III, VIII (1890). 1—18. Brizio, Mon. d. Lincei I (1890), 250. Ghirardini, Atti e mem. a. a. O. X (1892), 227—265.

62) Montelius, Civilis. primit. en Italie I, 459—494 pl. 100—106 (letzte Übersicht und nützliche Litteraturzusammenstellung).

63) Brizio, Mon. dei Lincei I (1890), 249—422 und 10 Tafeln. Vgl. auch Montelius, Civilis. primit. en Italie I, 495—520 pl. 107—110.

64) Brizio, Atti e mem. d. R. Deput. di stor. patr. per le prov. di Romagna III, v (1887), 457—532. Montelius, Civilis. primit. I, 521—532 pl. 111—113.

65) Milani, Le recenti scop. di antich. in Verona (Ver. 1891) = Röm. Mitth. VI (1891), 285—331). Ghirardini, Nuova Antol. 1891, 677—688. Orsi, Not. d. sc. 1891, 5—17.

66) Bianchetti, I sepolcreti di Ornavasso (einer keltisch, der andere römisch). Torino 1895, mit 26 Tafeln (= Atti d. Soc. di antich. e belle arti di Torino VI).

Digitized by Google

67) Atti d. Soc. di antich. e belle arti di Torino IV (1883), 17—52 Tav. I—IV.

68) Bull. comun. XXII (1894), 158—163.

69) Not. d. sc. 1890, 294—305 (Ferrero). 1891, 75—81 (Castelfranco). 1892, 63—77. 1893, 33—47. 440—450 (Ferrero). v. Duhn und Ferrero, Le monete galliche del medagliere dell' Ospizio del Gran San Bernardo: Memorie della R. Accad. d. scienze di Torino XLI (1891), 331—388, 2 Tafeln. v. Duhn, Die Benutzung der Alpenpässe im Altertum: Neue Heidelb. Jahrb. II (1892), 55—92.

70) Jeder Band der Notizie enthält inhaltreiche Berichte Tamponi's. Der auf den neuen Friedhof bezügliche: Not. d. sc. 1895, 47—66. Der Stoff fliesst ihm so reichlich zu, dass er bereits eine eigene Silloge epigrafica Olbiense (Sassari 1895) herausgeben konnte.

71) Um jedem Missverständnis vorzubeugen, möchte ich jedoch hervorheben, dass die Wissenschaft dem trefflichen Dr. Pischedda in Oristano nur dankbar sein muss, wenn er für seine aufs liberalste gehaltene Privatsammlung rettet, was zu retten ist. Die Schuld für Tharros liegt an der Gleichgiltigkeit und Unfähigkeit derer, die zunächst berufen wären, für die nötige Aufsicht und eventuelle wissenschaftliche Ausnutzung Sorge zu tragen.

Digitized by Google

Caecilia Metella.

Von

Ch. Hülsen.

Jeder Besucher Roms kennt das mächtige Rundgrab an der Via Appia jenseit San Sebastiano mit der lakonischen Inschrift: CAECILIAE | Q · CRETICI · *filiae* | METELLAE · CRASSI. Unzählige Male ist es gemalt, gestochen, von Architekten aufgenommen und von Archäologen beschrieben worden; seit dem Beginn der Forschung über römisches Altertum hat man sich dafür interessiert, wer die Frau gewesen, der dies grossartige Monument gewidmet ist. Die Archäologen des 15. Jahrhunderts waren schnell mit der Antwort bei der Hand: Metella musste die Gattin Crassus des Triumvirn gewesen sein, dessen fabelhaftem Reichtum einzig ein solches Denkmal entsprechend schien. Diese Meinung hat sich Jahrhunderte lang gehalten, sie findet sich in unzähligen populären und wissenschaftlichen Büchern; erst in neuerer Zeit ist sie mit gewichtigen Gründen bekämpft worden. Drumann [1]) zuerst hat kurz und schlagend nachgewiesen, dass Metella unmöglich die Gattin des Triumvirn gewesen sein könne: er lässt die Möglichkeit offen, dass sie die Gemahlin des ältesten Sohnes des Crassus, Marcus [2]), gewesen sei, oder dass ihr Gatte überhaupt gar nicht der Gens Licinia angehört habe, da auch andere Geschlechter den Beinamen Crassus führten [3]). Drumanns Ansetzung

1) Röm. Gesch. 2, 55: „(Crassus, der Triumvir) war nur einmal verheiratet, mit Tertulla, der Mutter seiner Kinder... Sie lebte noch, als er gegen die Parther zog. Seine Söhne waren schon damals erwachsen; wäre also Caecilia seine erste Gemahlin gewesen, so fiele ihre Heirat in Zeiten, wo eine Tochter des Metellus Creticus noch nicht mannbar sein konnte. Seine beiden Brüder verheirateten sich noch bei Lebzeiten der Eltern: aus demselben Grunde darf man daher an sie nicht denken."

2) Die Gemahlin des jüngeren Sohnes Publius war Cornelia, Tochter des Q. Metellus Scipio, Consul 52, und nach dem Tode des Crassus mit dem Triumvir Pompeius verheiratet (Drumann 4, 117).

3) Allerdings kamen in der Consularliste Crassi vor ausser bei den Liciniern noch bei den Canidii Claudii Otacilii Papirii Veturii (CIL. 1² p. 354); aber die Mit-

Digitized by Google

hat Henzen (CIL VI 1274) angenommen; zweifelnd verhalten sich Ritschl (PLME zu tab. LXXXIVD) und H. Dessau in seiner trefflichen neuen Inschriftensammlung (Inscriptiones latinae selectae, Berolini 1892), wo er zu dem Epitaph der Metella (n. 881) bemerkt: *filia Q. Caecilii Metelli Cretici consulis a. 685; maritus Crassus ignotus est.*

Die Inschrift mit ihren lakonischen drei Zeilen giebt allerdings keinen direkten Anhalt zu entscheiden, welcher von den zahlreichen Cretici und Crassi aus dem ersten Jahrhundert vor oder nach unserer Zeitrechnung gemeint sei, wohl aber hilft hier die Betrachtung des figürlichen Schmuckes des Grabmals weiter. So unglaublich es nämlich klingen mag, der am meisten charakteristische und historisch interessanteste Teil dieses Reliefschmucks, der seit undenklichen Zeiten vor den Augen aller Beschauer lag, ist erst jüngst in getreuer Wiedergabe bekannt gemacht worden.

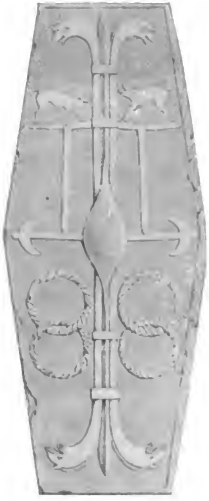
Der mit Bukranien und Festons geschmückte Fries (nahezu 20 m über dem jetzigen Pflaster), welchem der Bau seinen populären Namen *Capo di Bove* verdankt, ist in der Mitte der Front, oberhalb der Inschrifttafel unterbrochen, um Raum für einige figürliche Darstellungen zu geben. Von der Figurengruppe, die das Centrum bildete, sind nur dürftige Reste vorhanden, welche jede Deutung ausschliessen (s. Fig. 1 auf S. 52); wohl erhalten dagegen ist, an der linken Seite derselben, ein Tropaeum, dem rechts ein gleiches entsprochen haben muss. Das Tropaeum zeigt die übliche Anordnung: an einem Baume mit Querholz ist zwischen zwei Schilden ein kurzes, am unteren Rande mit Fransen geschmücktes Kriegsgewand aufgehängt. Die Spitze des Baumes trägt einen Helm, am Fusse desselben liegt, nach links gewendet, ein Gefangener mit auf dem Rücken gefesselten Händen. Dass die Darstellung sich auf kriegerische Thaten eines Verwandten der Metella, wahrscheinlich ihres Gatten, bezieht, liegt auf der Hand. Aber die bisher beschriebenen Teile der Darstellung sind zu wenig charakteristisch, um eine bestimmte historische Deutung zu ermöglichen. Das entscheidende Detail, die Embleme der beiden Schilde war bisher nirgends richtig wieder gegeben. Selbst der scharfblickende G. B. Piranesi, dem wir die beste Abbildung des Denkmals verdanken

glieder der letzteren vier gentes, die diesen Beinamen führen, gehören alle in's vierte oder fünfte Jahrhundert der Stadt, mit einziger Ausnahme des Consul (suffectus) P. Canidius Crassus 42 v. Chr. Dass aber ein Angehöriger dieses obscuren Geschlechtes einfach als Crassus bezeichnet sei, während in der Epoche, in die wir die Inschrift ohne Zweifel setzen müssen, das Cognomen in der Aristokratie nur bei den Liciniern (bei diesen aber auch häufig) vorkommt, wird man sehr unwahrscheinlich finden.

Digitized by Google

1.

2.



3.

Digitized by Google

(*Ant. di Roma* tom. III tav. 50, nach dem unsere Fig. 1 verkleinert ist; Canina *Via Appia* Taf. 15 hat nur Piranesi schlecht copiert), bedeckt die Fläche beider mit bedeutungslosen Ornamenten.

Die erste wirklich treue Abbildung verdanken wir dem römischen Architekten Fr. Azzurri. Schon vor langen Jahren war ihm, wie er in seinem jüngst erschienenen Aufsatze: *Osservazioni sul fregio marmoreo del sepolcro di Cecilia Metella (Bullettino della commissione archeologica comunale di Roma,* 1895 Heft 1 S. 14—25) erzählt, Gelegenheit geboten, auch die höchst gelegenen Teile des Monuments genau in der Nähe zu studieren. Ausländische Architekten, deren Namen er nicht nennt, hatten in den fünfziger Jahren an dem Rundbau Gerüste angebracht, auf denen auch Azzurri bis zur Höhe des Frieses gestiegen ist und denselben in allen seinen Details zum Teil in Originalgrösse gezeichnet hat. Nachdem diese Zeichnungen, ebenso wie die Studien jener ungenannten Ausländer, lange Jahre hindurch in den Mappen der Architekten verborgen geblieben waren, giebt Azzurri jetzt, auf der jenem Aufsatz beigefügten Tafel, stark verkleinerte, doch deutliche Reductionen seiner Zeichnungen.

Der Erklärungsversuch, den der Verfasser im Texte aufstellt, geht freilich sehr in die Irre. Er hält die Metella für die Gattin des Triumvirn Crassus und sieht in den Reliefdarstellungen eine Anspielung auf die Eroberung von Kreta, der der Vater der Bestatteten seinen Beinamen verdankt. Wir brauchen uns, nach dem oben Gesagten [1]) auf eine Widerlegung nicht einzulassen, da die Vergleichung der Reliefs mit einem anderen Monument, über dessen Deutung kein Zweifel obwalten kann, den richtigen Weg weist.

Der länglich-sechseckige Schild, den wir beistehend nach dem Lichtdruck im Bullettino comunale reproduzieren (s. Fig. 2), zeigt eine symmetrische Dekoration mit Waffen, oder Feldzeichen, die meistens scheinbar durch den länglich runden Schildbuckel festgehalten werden. Wagerecht gehen von der Mitte des Schildes nach rechts und links zwei Anker aus, nach oben und nach unten dagegen zwei Bündel, von dem jeder besteht aus einem Speereisen mit lanzettförmiger Spitze, sowie (rechts und links davon) zwei Trompeten, die in Drachenköpfe auslaufen. Von den vier durch die Anker und Bündel entstehenden Feldern enthalten die beiden oberen

1) Herrn Azzurri ist Drumann's Ansicht nicht unbekannt geblieben; aber durch sein offen ausgesprochenes Bekenntnis: *nella discordanza delle opinioni ho preferito attenermi a quella ch'è più comune* hat er sich selbst das richtige Verständnis der Darstellung verschlossen.

Digitized by Google

je ein Feldzeichen: einen Eber auf einer T-förmigen Tragstange; die beiden unteren je zwei gewundene Halsringe (*torques*)[1].

Ein Blick auf die Tafeln 16—20 in Caristies Prachtwerk: *Monuments antiques d'Orange*, welche den Reliefschmuck des aus der frühesten Kaiserzeit stammenden Triumphbogens von Orange wiedergeben, genügt, um zu erkennen, dass die auf unserem Schilde dargestellten Waffen gallische sind. Schon die ganze Form der länglich sechseckigen Schilde am Grabmal der Metella entspricht denen auf dem Bogen von Orange; in genau entsprechender Darstellung sehen wir die Feldzeichen mit dem Eber[2] und die in Tierköpfe auslaufenden Trompeten. Der *torques* als Abzeichen gallischer Krieger ist allbekannt; ähnliche Schildornamente finden sich bei Caristie auf Tafel 18 und auf der Kampfscene Tafel 21; Lanzenspitzen und Anker sind natürlich weniger charakteristisch, aber doch ganz ähnlich auch auf dem Bogen von Orange zu finden.

Die Embleme dieser Schilde (der zweite, Fig. 3, zeigt nur ein reiches, aber wenig charakteristisches Ornament) müssen wir also beziehen auf einen Offizier, der sich in Kriegen gegen die Gallier, unter anderem auch in Seekämpfen, ausgezeichnet hatte. Für solche Kriege kommen (in der Zeit, der unser Monument ohne Zweifel angehört, dem 1. Jahrh. v. Chr.) nur zwei Epochen in Betracht, die Cäsarische und die Augustische.

An den gallischen Kriegen Cäsars, auf die sich unser Blick zunächst lenkt, nahmen bekanntlich zwei Söhne des Triumvirn Crassus Teil (Drumann 4, 115—116): Marcus, der des Feldherrn Quästor von 55—49 und sodann Statthalter von Gallia cisalpina war (*B. G.* V 24. 46. 47. VI 6; Appian. II 453; Iustin. XLII 4), und dessen jüngerer Bruder Publius. Letzterer hat sich als Legat in den ersten Kriegsjahren (58 bis 55) mehrfach ausgezeichnet unter Anderen gegen die *maritimae civitates* der Nordküste, Veneter, Veneller, Osismer u. s. w. (*B. G.* II 34), und man würde deshalb zunächst geneigt sein, das Schildemblem der Anker auf ihn zu deuten. Aber dem steht entgegen, dass wir seine Gattin Cornelia kennen (s. o. S. 50 Anm. 2). Publius selbst fiel, noch in jugendlichem Alter, im Partherkriege 53, so dass an eine zweite Ehe nicht zu denken ist.

1) Nach Azzurri wären die Feldzeichen römisch, die *torques* die bekannte römische militärische Auszeichnung, die spitzen Eisen kretische Pfeilspitzen. Letzteres ist wegen der Form unmöglich; eine Vermischung von römischen und feindlichen Emblemen wäre zudem äusserst befremdlich.

2) Über diese Eberfeldzeichen s. bes. Schreiber in den Mitth. des histor. Vereins für Steiermark V (1854) S. 53 ff. Von später gefundenen Denkmälern verdienen namentlich die Reliefs auf dem Harnisch der Augustusstatue von Prima Porta Erwähnung (Kochler *Annali dell' Ist.* 1863 p. 443).

Digitized by Google

Es bleibt also der ältere Bruder Marcus; um jedoch zu erwägen, ob das, was wir über seine Lebenszeit wie über die Altersverhältnisse der Metella und ihres Vaters wissen, zu dieser Hypothese stimmt, ist es notwendig, den Stammbaum der gentes Caecilia und Licinia (s. S. 56), soweit er in Betracht kommt[1]), kurz zu erörtern, zumal da Drumanns nahezu erschöpfende Ausnutzung der Schriftstellerzeugnisse durch neu gefundene oder richtiger erklärte Monumente manche Bereicherungen und Berichtigungen erfahren hat.

Ueber die einzelnen Personen ist folgendes zu bemerken:

A. Caecilii Metelli.

1) *C. Caecilius Metellus Caprarius*, jüngster Sohn des Q. Metellus Macedonicus († 115), Consul 113, Censor 102; geboren demnach etwa um 160 (Drumann 2, 23).

2) *Q. Caecilius Metellus Creticus*, über dessen Abstammung noch Drumann (2, 50) nichts sicheres zu ermitteln im Stande war, ist Sohn des Caprarius gewesen, wie Mommsen aus der Inschrift von Argos *CIL.* I 595 = III 531 erschlossen hat (vgl. noch CIA III 565). Er war im Jahre 72 Prätor, 69 Consul, muss also vor 112, eher wohl um 120 geboren sein. Im Jahre 54 war er noch am Leben (Cic. Planc. 27), starb aber bald darauf (Vell. II 48, 6).

3) Nach einer freilich nicht sicheren Combination Drumanns (2, 56) hatte er einen gleichnamigen Sohn, Quästor 60, gestorben vor 56. Die Metelli Cretici der Kaiserzeit leiten sich nicht von ihm ab, sondern von einem

4) *M. Caecilius Metellus Creticus:* wahrscheinlich, wie Mommsen (*Eph. epigr.* 3, 14) annimmt, einem jüngern Bruder desselben. Dessen Sohn war dann

5) *Q. Caecilius Metellus Creticus* Prätor und Proconsul von Sardinien vor 6 n. Chr. (Mommsen, *Eph. epigr.* l. c.; *CIL.* X 7581); sein Enkel

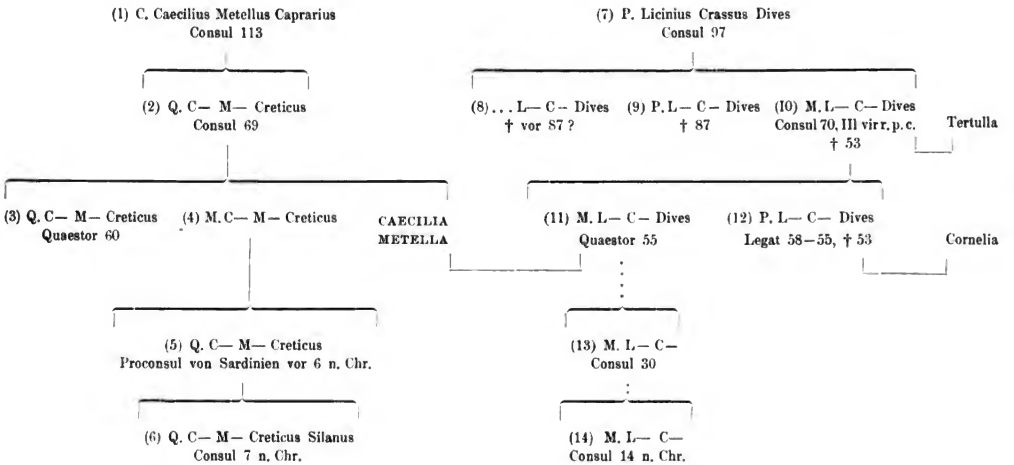
6) *Q. Caecilius Metellus Creticus Silanus* (seine Vorfahren sichert das neugefundene Stück der Consularfasten *CIL.* I² p. 29 n. XLII) Consul 760/7 n. Chr., Legat von Syrien 16 n. Chr.

B. Licinii Crassi.

7) *P. Licinius Crassus Dives*, Consul 97, Censor 89 (also geboren vor 140), fiel in der marianischen Verfolgung 87 (Drumann 4, 70).

1) Den Zweig der Licinii Crassi, zu welchem der Redner gehörte, ziehen wir hier nicht hinein: der Redner selbst hatte bekanntlich keine männlichen Nachkommen, sondern adoptierte den Sohn einer seiner Töchter, L. Licinius Crassus Scipio (Drumann 4, 69).

Digitized by Google


(1) C. Caecilius Metellus Caprarius
Consul 113
(2) Q. C— M— Creticus
Consul 69
(3) Q. C— M— Creticus
Quaestor 60
(4) M. C— M— Creticus
CAECILIA
METELLA
(5) Q. C— M— Creticus
Proconsul von Sardinien vor 6 n. Chr.
(6) Q. C— M— Creticus Silanus
Consul 7 n. Chr.
(7) P. Licinius Crassus Dives
Consul 97
(8) . . . L— C— Dives
† vor 87 ?
(9) P. L— C— Dives
† 87
(10) M. L— C— Dives
Consul 70, III vir r. p. c.
† 53
Tertulla
(11) M. L— C— Dives
Quaestor 55
(12) P. L— C— Dives
Legat 58—55, † 53
Cornelia
(13) M. L— C—
Consul 30
(14) M. L— C—
Consul 14 n. Chr.

8. und 9.) die beiden älteren Brüder des Triumvirn waren schon verheiratet, als letzterer noch unverheiratet im Hause seiner Eltern lebte. Publius wurde im Jahre 87 in den marianischen Unruhen erschlagen; über das Schicksal des anderen wissen wir nichts, denn dass er dem Blutbade von 87 entgangen sei, wie Drumann (4, 71) mit Berufung auf Plutarch cap. 1 und 4 behauptet, ist bei diesem nicht überliefert. Er scheint vielmehr älter als Publius gewesen und schon vor 87 verstorben zu sein (daher auch Plutarch 4 *ἀπέθνησκων καὶ ὁ πατὴρ Κράσσου καὶ ὁ ἀδελφός*).

10) *M. Licinius Crassus Dives*, der Triumvir, war über sechzigjährig, als er im Jahre 55 in den Partherkrieg zog (Plut. 17), muss also vor 115 geboren sein[1]). Plutarch überliefert, dass er nach dem Tode des einen Bruders dessen Gattin geheiratet habe: wahrscheinlich ist damit der ältere (n. 8) gemeint, da der jüngere im Jahre 87 starb, Crassus aber bald darauf flüchtend nach Spanien ging. Sein ältester Sohn war, wie wir sogleich sehen werden, spätestens 85 geboren, schwerlich wird seine Verheiratung gerade in die Jahre des Exils 87—85 gefallen sein. Das Consulat bekleidete Crassus 70, ausnahmsweise sogleich im Jahre nach seiner Prätur, aber gewiss nicht vor dem gesetzlichen Minimalalter von 43 Jahren.

11) Sein älterer Sohn Marcus war Cäsars Quästor in Gallien seit 55, muss also spätestens 85 geboren sein, wahrscheinlich aber schon einige Jahre früher, wenn sein Sohn (n. 13) der Consul von 30 ist (s. o. S. 54).

12) *P. Licinius Crassus Dives*, Cäsars Legat in Gallien 58—55, fiel 53 im Partherkriege (s. o. S. 54).

13) *M. Licinius Crassus*, Consul im Jahre 30 v. Chr., war nach dem Consularindex zu Dios 51. Buch *Μάρκου υἱός*; danach hat ihn Drumann (4, 115) zum Sohne von No. 11 gemacht. Allerdings ist das nicht ganz sicher und z. B. die Möglichkeit offen zu halten, dass er ein Sohn desjenigen Licinius Crassus Dives gewesen sei, der im Jahre 59 Prätor war (Cic. *ad Att.* II 24, 2. 5; Drumann 4, 117).

14) Auch der Consul des Jahres 14 v. Chr. *M. Licinius Crassus Dives* war, wie aus dem Consularindex zu Dios 54. Buch, sowie aus den *Fasti Colotiani* hervorgeht, *Marci filius*. Drumann (4, 116) macht ihn

1) Dagegen kommt nicht in Betracht, dass ihn Plutarch c. 4 i. J. 87 *νέος παντάπασι* und im folgenden Kapitel, bei Erzählung seiner romantischen Abenteuer auf der Flucht in Spanien (84), *παντάπασι νεανίας* nennt.

Digitized by Google

zum Sohne des Vorigen. Ist diese Annahme richtig, so muss, da die Geburt des Consuls 14 spätestens ins Jahr 47 fällt, der Vater vor 70 geboren sein.

An welcher Stelle dieses Stammbaumes können wir nun die *Caecilia Q. Cretici filia Metella Crassi* einsetzen, der das Grabmonument an der Via Appia geweiht ist? Nicht weniger als vier Q. Metelli Cretici sind vorhanden; und wenn wir auch von dem jüngsten derselben, Q. Creticus Silanus, aus Rücksicht auf den Namen und das Alter absehen müssen, so könnte sie doch die Tochter des Consuls von 69, oder des Quästors 60, oder des Proconsuls von Sardinien gewesen sein, und in jeder Generation würde sich ein Crassus finden, den man als ihren Gemahl annehmen könnte. Aber die einzigen Crassi, die gegen Gallier gekämpft haben, sind die beiden Söhne des Triumvirn; und die einfache Angabe *Q. Cretici filia* wird man am natürlichsten auf den Consul 69, den ersten und berühmtesten Träger jenes Beinamens beziehen, so dass Drumanns Annahme immer noch die höchste Wahrscheinlichkeit hat. Man wende nicht ein, dass der Schriftcharakter des (nicht auf den Travertinquadern des Rundbaus selbst, sondern auf einem mächtigen Marmorblocke eingehauenen) Epitaphs für die Zeit des Augustus besser passt als für die letzten Jahre der Republik: denn Metella kann, wenn sie kurz vor 85 geboren und vor 65 mit dem einige Jahre älteren Marcus Crassus verheiratet war, sehr wohl bis in die früheren Jahre des Augustus gelebt haben. Die Reliefs aber auf dem Tropäum gewinnen, als einzige fast gleichzeitige Illustration zu Cäsars bellum Gallicum, ein Interesse, welches ihre Mitteilung auch an deutsche Leser, denen das römische *Bullettino comunale* meist unzugänglich sein dürfte, rechtfertigen wird.

Digitized by Google

Zu den Votivsteinen der equites singulares.

Von

G. Sixt in Stuttgart.

Durch K. Zangemeisters von den Votivsteinen der equites singulares ausgehende Abhandlung „Zur germanischen Mythologie“ (Jahrb. V, 1895, S. 46 ff.) dürfte vielleicht ein Licht auf ein Denkmal des Stuttgarter Lapidariums fallen, über dessen Deutung im ganzen wie im einzelnen man seither im Dunkeln war. Es ist die umstehend abgebildete Reliefplatte, Breite 0,75, Höhe 0,55 m, die im Jahre 1583 aus Marbach (vicus Murrensis), wo sie „auf dem Markte in der Mauer beim Rathaus stand“, nach Stuttgart gebracht wurde (Katalog no. 52). Dargestellt ist ein Verein von zwölf Göttern, als deren Mittelpunkt in doppelter Grösse der übrigen Mercur erscheint. Er hat die gewöhnlichen Attribute: Schlangenstab, Beutel, Hahn und Bock, zu denen aber hier ein weiterer, unter dem Hahn befindlicher Gegenstand hinzukommt, der wohl als Schildkröte zu fassen ist. Links und rechts (für den Beschauer) von Mercur stehen in der unteren Reihe: Mars und Hercules, ersterer in Mantel, mit Lanze in der Linken und wie es scheint einem Schwert in der Rechten, letzterer mit der Keule in der Rechten und den Hesperidenäpfeln in der Linken; wie gewöhnlich fällt an der linken Seite die Löwenhaut herab. Wir haben also die von Zangemeister festgestellte germanische Trias (Mercur-Wodan, Mars-Tiu, Hercules-Thunar), welche auf jenen Votivsteinen regelmässig erscheint. Nur bildet auf unserem Denkmal die Hauptperson Mercur, welche Stelle sonst in jenen Denkmälern meist Mars einnimmt; doch ist auch dort die Reihenfolge keine ganz konstante (s. Zangemeister a. a. O. S. 51).

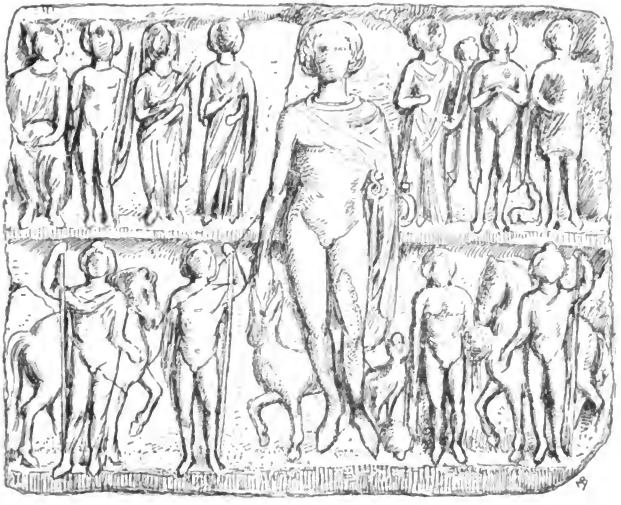
Suchen wir nun nach der auf den Votivsteinen regelmässig wiederkehrenden römischen Trias, so finden wir in der oberen Reihe als zweite Gestalt (von links) unzweifelhaft Juppiter, bekleidet mit Mantel,

Digitized by Google

in der Linken die Lanze, in der Rechten den Blitzstrahl haltend. Rechts von Juppiter steht Juno in der charakteristischen matronalen Kleidung mit Schleier; sie hält in der Rechten — freilich ziemlich unnatürlich — das Scepter, wie sie ein solches auch auf zwei Viergöttersteinen des Stuttgarter Lapidariums führt (no. 34 und 240). An Juno schliesst sich rechtshin eine Gestalt, welche als Minerva zu fassen freilich seine Schwierigkeiten hat. Eine weibliche Gestalt ist es jedenfalls; aber sie trägt keines der Minerva eigentümlichen Attribute. Ein solches ist aber überhaupt nicht, nicht einmal in Resten, zu erkennen. Von den auf den Denkmälern der equites singulares sonst noch genannten Gottheiten zeigt das Relief: in der oberen Reihe über Hercules stehend dessen Partnerin (s. Zangemeister S. 51) Fortuna mit Füllhorn und Steuerruder, rechts von derselben Apollo (Sol) mit Strahlen am Kopfe, in Mantel, die Hände auf die Brust gelegt, weiter rechts Silvan im kurzen Chiton, begleitet von seinem Hunde[1]). Es bleibt in der oberen Reihe die zu äusserst links befindliche Gestalt. Ihre sitzende Haltung, die auf den Schoss gelegten Hände, welche etwas halten, reihen sie in den Kreis der Matres ein; eigentümlich sind nur die am Kopfe hervorragenden Zacken, die wie Strahlen oder Hörner aussehen. Ist unsere Deutung richtig, so haben wir eine weitere der auf jenen Votivsteinen vorkommenden Gottheiten. Aber als das Merkwürdigste und für die Auffassung unseres Denkmals am meisten Ausschlag gebende erscheinen die in der unteren Reihe — in der gewöhnlichen Darstellung — angebrachten Dioskuren. Die Anwesenheit dieser Patrone der Reiter erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass wir es mit einem Denkmal jener equites zu thun haben. Wie dieselben nach vollbrachter Dienstzeit zu Rom jene Inschriftsteine weihten, so konnten sie auch zu Hause nach glücklicher Heimkehr den gleichen Göttern eine Dedikation darbringen. Dann würde sich auch der Vorzug, den Mercur in der Darstellung geniesst, erklären; ist doch er es, der in dem Decumatlande, nach der Zahl seiner Denkmäler zu schliessen, eine ganz besondere Verehrung genoss.

1) Die beiden letztgenannten Gottheiten fasst Domaszewski: „Die Relig. des röm. Heeres", Westd. Zeitschr. 1895, Heft 1 S. 53 als die Hauptgötter der Westthraker; ihre Anwesenheit unter den Göttern der equites singulares würde sich dann daraus erklären, dass letztere sich nicht nur aus Germanen, sondern auch aus Bewohnern der Balkanhalbinsel rekrutierten.

Digitized by Google



Digitized by Google

Frau Auguste Pattberg

geb. von Kettner.

Ein Beitrag zur Geschichte der Heidelberger Romantik.

Von

Reinhold Steig in Berlin.

Der Name der Frau Auguste Pattberg ist in der deutschen Litteratur so gut wie unbekannt. Auch diejenigen, die die Heidelberger Romantik lieben, werden sich ihrer schwerlich aus des Knaben Wunderhorn erinnern. Nur zweimal wird sie in dieser Sammlung deutscher Lieder genannt, obgleich ihr Anteil an derselben ein viel grösserer war. Sie ist, um bekannte Lieder anzuführen, die Einsenderin der Gedichte „Bald gras ich am Neckar, bald gras ich am Main" und „Es steht ein Baum im Odenwald", die von singbaren Weisen getragen, ohne dass man von der Frau Pattberg wüsste, in den idealen Besitzstand unseres Volkes aufgenommen worden sind. Dies Verdienst würde hinreichen, sie den Freunden deutscher Dichtung lieb und wert zu machen, auch wenn sich nicht noch andere Wirkungen und Fragen litterarischer Art an ihren Namen knüpften. Es traf sich, dass ich eine beträchtliche Zahl handschriftlicher und anonym gedruckter Aufzeichnungen von ihr vereinigen konnte. Und so unternahm ich es, zumal gefördert durch freundlich mir gebotene Familienerinnerung und amtliche Vermittelung urkundlicher Zeugnisse, der lieben Frau ein Gedenkblatt zu schreiben, litterarischen Beziehungen nachzugehen und alsdann, was ich von ihrer Hand besitze, wie einen überkommenen Nachlass mitzuteilen[1]).

1) Ich nenne dankbar Fräulein Auguste Hoffmeister, die Enkelin der Frau Auguste Pattberg, in Heidelberg; Seine Excellenz den Herrn Staatsminister Dr. Nokk; die Fürstlich Leiningische Generalverwaltung in Amorbach; die Herren Pfarrer Klement in Neckarelz, Archivdirektor von Weech in Karlsruhe, Professor Dr. Zangemeister in Heidelberg, Pfarrer Zimmermann in Neunkirchen. Es sei auch auf v. Schindels Deutsche Schriftstellerinnen (1825. 2, 81) hingewiesen, wo aber die im Folgenden behandelten Dinge nicht berührt worden.

Digitized by Google

1. Biographisches.

Frau Auguste Elisabeth Pattberg gehört mit ihrem ganzen Leben und Dasein dem Odenwalde an. Den 24. Februar 1769 wurde sie zu Neunkirchen bei Aglasterhausen geboren. In weiter Krümmung umspannt der Neckar dort den von der Neunkircher Höhe beherrschten Gau mit seinen Burgen und Ruinen, Flecken, Dörfern und Städten. Eine glückliche Abgeschiedenheit hatte dem fränkischen Volksstamme, der hier seit Väterzeiten seine Sitze hat, die alte deutsche Art mit ihrer sinnigen Freude an ehrwürdig-hergebrachten Sitten und festlichen Gebräuchen vor dem zerstörenden Eindringen moderner Beglückungs-Ideen gerettet. Die vornehmen Familien, die zum Teil seit Jahrhunderten immer über dieselben Bezirke ihren wohlthätigen Einfluss breiteten, erwiesen sich als ein fester, allgemein verehrter Hort alter patriarchalischer Herzlichkeit. Sie gingen führend mit dem Volke und bewahrten sich in schlichter Lebenshaltung das Verständnis seiner Eigenart. Geist, Kunstsinn und frohe Gastlichkeit war unter ihnen heimisch. Aus einem solchen Familien-Verbande ist Frau Auguste Pattberg hervorgegangen.

Ihr Geburtsort Neunkirchen mit Heidelberg als dem Sitze der Regierungsgewalt unterstand damals dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz und wurde erst Jahrzehnte später dem Badischen Staatswesen angegliedert. Der Vater, Engelhard Wilhelm Kettner, war Forstmeister zu Neunkirchen, Mosbach und Dilsberg und bewohnte als solcher ein Karl Theodor gehöriges Jagdschlösschen bei Neunkirchen. Durch seine Gemahlin, Maria Magdalena Franziska geborene von Krone, eine Schwester des Heidelberger Oberpolizeimeisters Franz von Krone, war er mit anderen massgebenden Familien verschwägert. Zu den Freunden des Hauses zählten viele kurpfälzische Beamte, insbesondere auch der Oberjägermeister Friedrich Ferdinand Sittich von Hacke. Der Beamtenadel der Familie Kettner wurde 1793 von Karl Theodor als Reichsadel anerkannt und bestätigt. Die Familie erwarb späterhin von Ludwig von Stockmar das Dorf Reichartshausen, Amts Bischofheim, als grundherrliche Besitzung, wo sie weiter geblüht hat und noch blühen mag.

Angehörige der Familien von Hacke und von Krone hoben das kleine Gustel, so hiess sie bei den Ihrigen, aus der Taufe, die sie in der katholischen Pfarrkirche zu Neunkirchen empfing. Sie wuchs als der Liebling des Hauses heran. Ihre Mutter, eine gemütvolle, feingebildete Frau, wusste der Führung ihres Hauswesens einen höheren Zug zu geben. Den Wert des täglichen Brotes veredelte sie durch

Digitized by Google

geistige Zukost. In diesem Sinne suchte sie auch auf ihre Kinder einzuwirken, die sie mit rechter Liebe und Sorgfalt erzog. Sie hatte ausser der Tochter noch zwei ältere Knaben. Von diesen hat einer, Johann Franz von Kettner († 1839), der zunächst der Amtsnachfolger seines Vaters wurde, nachmals dem badischen Staate als oberster Chef des Forstwesens in einflussreicher Stelle gedient, und ist wie sein Sohn, der badische Oberjägermeister Franz Wilhelm von Kettner († 1874), auf forst- und volkswirtschaftlichem Gebiete als Schriftsteller aufgetreten. Auch Auguste von Kettner war litterarischer Sinn und poetische Begabung wie ein freundliches Muttererbe zugefallen.

In dieser Sphäre also wuchs sie auf, umhegt von fröhlicher, bedeutungsvoller Natur: sie selbst ein Bild jugendlicher Schönheit. Die Gesichtsfarbe zart und mit blühendem Rot geschmückt; blaue Augen und lange weissblonde Locken. Ihre liebsten Kameraden waren die Brüder. Sie lernte von ihnen, wie der beste Schütze, die Büchse zu führen. Mit ihnen ritt sie bergauf, bergab, um die Wette, und die Freude war gross, wenn sie zuerst das Ziel erreichte. Alle Pfade des Odenwaldes, seine Burgen und Schlösser wurden ihr vertraut. Sie lauschte den Sagen aus früherer goldner Zeit. Den Leuten des Volkes sang sie ihre schlichten, innigen Lieder nach. An Sonn- und Festtags-Abenden schaute sie den Jünglingen und Mädchen zu, die sich unter den laubigen Ästen der Dorflinde zu Spiel und Tanz versammelten. Sie selbst fing schon als Kind an Gedichte zu machen, mit denen sie die Ihrigen an festlichen Tagen beschenkte, und diese Gabe ist ihr ebenso wie die Frische ihrer Erscheinung bis in das hohe Alter treu geblieben. Während sich von ihren Schilderungen der Heimat, ihren Sagen und Volksliedern so manches bei dem damals neu erwachten Streben der Zeit, zu retten und zu sammeln, erhalten hat, sind ihre Gelegenheitsgedichte aus der früheren Zeit, wie es scheint, fast alle verloren gegangen. Erst später hat sie einige Bändchen drucken lassen, und manches Jägerliedchen von ihr ist in die damaligen Forst- und Jagdjournale aufgenommen worden.

Ihre Liebe schenkte und bewahrte sie einem Gespielen der Kindheit, welcher einst zu ihr gesagt hatte: „Wenn wir gross geworden, wirst du meine Frau." Es war Arnold Heinrich Joseph Pattberg, aus dem nahen Neckarelz, der Sohn einer der ihrigen eng befreundeten Familie, die gleichfalls dem alten kurpfälzischen Beamtenstande angehörte. Sein Vater, Christian Pattberg, war seit 1762 Amtskeller, d. i. erster Verwaltungs- und Justizbeamter, in Neckarelz und erhielt 1778 den Titel eines kurpfälzischen Hofgerichtsrates. Als Arnold Heinrich in

Digitized by Google

Heidelberg die Rechte studiert und in die Dienstgeschäfte sich eingearbeitet hatte, wurde er im Mai 1788, siebenundzwanzigjährig, zum Amtsnachfolger seines Vaters bestellt. Einen Monat später führte er seine Braut zum Altare; an der Stätte, wo sie die heilige Taufe empfangen hatte, wurde sie am 16. Juni 1788 ihm zur Gattin angetraut. Die Namen des kurpfälzischen Hofgerichtsrats Stockmar und des Professors der Medizin Zuccarini aus Heidelberg, als Zeugen der Trauung, sind in das Kirchenbuch von Neunkirchen eingetragen. Und so zog die junge neunzehnjährige Frau ein in das freundliche Neckarelz, wo die liebliche Elzbach aus den Bergen dem Neckar sich vereint, wo altehrwürdiges Bauwerk noch heute von den Tagen der Tempelherren redet und die Kulturerinnerung bis zu den Zeiten der Römer hinaufreicht. Auch Goethe hat einmal in Neckarelz geweilt, mit Sulpiz Boisseree, 1815, auf der Heimfahrt begriffen, und die Seele noch erfüllt von der Schönheit der altdeutschen Bilder, die er in Heidelberg gesehen hatte.

Das Amtshaus in Neckarelz war reizend gelegen und gewährte die Aussicht auf den Lauf des Stromes. Ein grosser Garten umhegte es, in dem Frau Pattberg nach ihrem Geschmacke die schönsten Anlagen einrichten liess. Sie war eine Blumenfreundin, namentlich die Rosen liebte sie, und über den ganzen Garten hin pflanzte sie Rosenlauben an, die, wenn der Frühling kam, die duftende Pracht ihrer Blüte entfalteten. Wie wechselvoll die Zeiten auch die äusseren Verhältnisse ihrer Heimat gestalteten: drei Jahrzehnte hindurch hat sie ungestört hier walten können. Für das Wohl der Ihrigen in nie ermüdender Sorge thätig zu sein, sah sie als deutsche Frau für die höchste ihrer Pflichten an. Allen geistigen Interessen fuhr sie fort ein offenes, empfängliches Gemüt entgegenzubringen. Sie war freundlich und hilfreich gegen Jedermann, zumal den Armen und Kranken in Neckarelz ein wahrer Segen. Die ungesuchte Gastlichkeit, die sie gegen Freunde und Bekannte zu üben wusste, war weit und breit bekannt, und manche bedeutende Männer sind im Laufe der Jahre zum Besuch in ihrem Hause erschienen.

Ihr Gatte schritt in seiner Laufbahn stetig vorwärts. Noch unter dem Kurfürsten Karl Theodor zum Keller und Zollschreiber in Neckarelz ernannt, wurde er, als 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluss die kurpfälzischen Ämter Mosbach und Boxberg an das Fürstentum Leiningen kamen, in Leiningische Dienste übernommen, als Justizbeamter und Amtskeller in Neckarelz bestätigt und vom Fürsten Karl Friedrich Wilhelm zu Leiningen mit dem Charakter und Range eines wirklichen Hof-

Digitized by Google

gerichtsrats, unter dem 12. Juli 1803, ausgezeichnet. Bei der Neuorganisation der Leiningischen Landesbehörden stieg er zum ersten Rentamtmann des Fürstlichen Rentamtes Mosbach auf, mit dem Sitz in Neckarelz. Sieben Kinder wurden ihnen geboren, von denen das jüngste bald wieder starb. Der älteste Sohn Franz arbeitete zwei Jahre unter seinem Vater am Rentamt in Neckarelz, trat dann aber in Königlich Bairische Militärdienste ein. Ebenso ein zweiter Sohn. Beide machten glücklich die Freiheitskriege mit. Der jüngste widmete sich, gleichfalls in Baiern, der Forstkarriere.

So war Frau Auguste Pattberg in ihrer Ehe ein reiches Mass inneren und äusseren Glückes beschieden. Aber das Alter kam, und der Dienstaustritt ihres Gemahls, 1821, und ein Jahr darauf der bitterschwere Abschied von Neckarelz. Mit ihrer jüngsten Tochter Auguste zogen sie nach Heidelberg hinüber, wo sie im alten Verkehr mit manchen Freunden weiter leben konnten. Sie gingen viel spazieren: die einzige Art jetzt noch, wie sie ihre Liebe zur Natur bethätigen konnten. Und die unvermerkt anwachsende Vertrautheit mit der schönen Gegend stillte wohl die Sehnsucht, die sie oftmals nach der alten Heimat ergriff. Am 27. November 1829 starb Pattberg, und nun blieb seine Gattin, gepflegt von ihrer treuen Tochter, allein zurück. Es traf sie 1842 ein Schlaganfall, von dessen Nachwirkungen sie sich nicht mehr völlig erholte. Mit christlicher Ergebung trug sie das allmähliche Versiegen ihrer Kräfte, ohne auch nur einen Augenblick das Gefühl fortbestehenden inneren Glückes zu verlieren. Ihre Gedanken weilten gern im lieben Neckarelz und im Elternhause, wo sie, wie sie zu sagen pflegte, ihres Lebens schönsten Traum geträumt habe. Sie liess sich oft aus Briefen und anderen Blättern, die sie aufbewahrt hatte, vorlesen, verfügte aber die Vernichtung derselben, da doch alles einer anderen Zeit, die nicht mehr verstanden werde, angehört habe. Bis zuletzt behielt sie ihr klares Gedächtnis und kannte alle, die sie besuchten. Am 4. Juli 1850 ist die greise Frau, sanft wie ein Kind, eingeschlafen in die ewige Heimat, auf die sie gläubigen Herzens gehofft hatte. Sie ruht mit ihrem Gatten auf dem Kirchhof zu Heidelberg.

2. Litterarisches.

Ich sagte, dass aus Frau Pattbergs früherer Zeit Schilderungen des Odenwaldes, Sagen und Lieder erhalten seien, und ich versuche jetzt die Zusammenhänge darzustellen, die sich etwa zwischen ihnen und dem

Digitized by Google

Hauptgange unserer Litteratur erkennen lassen. Sie fliessen alle mit in den bunten Wechsel derjenigen Bestrebungen ein, aus denen als die Blüte der Heidelberger Romantik des Knaben Wunderhorn hervorgegangen ist.

Der erste Teil erschien bekanntlich für das Jahr 1806, und Goethes schnell ausgefertigte Anzeige vom Januar 1806, zu der ihn persönliche Neigung für Arnim wie gewohnte Schätzung der Volkspoesie bestimmt hatte, gab der Sammlung vor der litterarischen Welt eine Stellung, der gegenüber der Tadel, welcher sich regte, nicht recht aufkommen konnte. Das von der kritischen Erörterung des Tages unberührte Publikum nahm denn auch die Lieder mit reinem Enthusiasmus auf, und Arnim sowohl wie Brentano empfingen rührende Beweise der dankbarsten Gesinnung. Der herzlich biedere Anselm Elwert, zu Dornburg in Hessen-Darmstadt Amtsverweser, dessen vor mehr denn zwanzig Jahren erschienene Volkslieder dem Wunderhorn Namen, Titelbild und Eingangsstrophen geschenkt hatten, fühlte sich ihnen fortan in persönlicher Freundschaft zugethan. Ein Pfarrer Röther zu Aglasterhausen, der seit Jahren Volkslieder gesammelt hatte, betrachtete seltsam bewegt das Wunderhorn bei dem Verleger Zimmer in Heidelberg und opferte der Freude, es zu besitzen, neidlos seine zierlich geordneten Manuskripte. Dieser Röther war, wie Elwert, in den neunziger Jahren Mitarbeiter an Gräters Bragur (3, 478) gewesen, einer Zeitschrift, die nach dem Vorgange Herders auch das deutsche Volkslied pflegte. Wenn man erwägt, wie nahe Aglasterhausen zu Neunkirchen und Neckarelz gelegen ist, so darf man nach Massgabe gesellschaftlicher Verhältnisse wohl eine persönliche Bekanntschaft zwischen dem Pfarrer Röther und Frau Auguste Pattberg annehmen. Es eröffnete sich alsdann ungesucht einer der vielen denkbaren Wege, auf denen auch die litterarische Beförderung des Volksliedes zu ihrer Kenntnis gekommen wäre. Jedenfalls war sie im Sinne der Genannten eine Freundin des Wunderhorns, das gleich anfangs in ihre Hände gelangte; und es fand sich bald auch für sie eine Gelegenheit, mit den Herausgebern in Verbindung zu treten. Einen gemeinsamen Bekannten hatten sie übrigens an Albert Ludwig Grimm, damals Hauslehrer beim Kirchenrat Schwarz in Heidelberg, der für das Wunderhorn (1, 83) sammelte, und an dessen Persephone auf das Jahr 1806 Frau Pattberg beteiligt war.

Wunderbar ist die anregende Kraft, die gerade vom ersten Bande des Werkes ausging. Die Herausgeber liessen sich keine Mühe verdriessen. Wie Arnim in dem Nachwort des ersten Bandes und in Beckers

Digitized by Google

Reichsanzeiger, Dezember 1805, so forderte Brentano in besonders gedruckten Circularen die allerweitesten Schichten des Volkes zur ferneren Mitarbeit an dem Wunderhorn auf. Denn eine schnelle Fortsetzung war ursprünglich in Aussicht genommen und nur der Ausbruch des französisch-preussischen Krieges mit seiner unseligen Spaltung Deutschlands verzögerte sie bis zum Jahre 1808. Brentanos Circular (Arnim und Brentano S. 177 abgedruckt) wurde im Juni 1806 versandt. Vorzüglich, besagt es, wäre auf Lieder zu achten, welche die Kunstsprache mit dem Namen Romanze oder Ballade bezeichnet, d. i. in welchen irgend eine Begebenheit dargestellt wird, Liebeshandel, Mordgeschichte, Rittergeschichte, Wundergeschichte etc., je älter und einfacher, je grösser der Gewinn; weiter scherzhafte und elegische Volkslieder, Spottlieder, charakteristische Kinderlieder, Wiegenlieder etc.; und könne von manchen die vortreffliche Melodie mitgewonnen werden, so seien die Lieder doppelt wert. Die hier angegebenen Gesichtspunkte sind für die Sammelarbeit der Frau Pattberg die massgebenden geblieben. Sie richtete, aus Anlass des Circulares, folgenden Brief an Clemens Brentano:

Neckarelz den 5ten Juli 1806.

Ihre Auffoderung an die Freunde der alten Vaterländischen Volksgesänge kam mir vor kurzem zu Gesichte. Ich würde mich freuen, wenn Sie unter denen, die ich Ihnen hier beischliese, wenigstens einige für Ihr Unternehmen brauchbar fänden, und mit Vergnügen würde ich es mir zum Geschäft machen, Ihnen noch mehrere zu verschaffen.

Mit Hochachtung

Ihre

ganz ergebenste Dienerin

A. Pattberg geb.

v. Kettner.

Es lässt sich, worauf auch wenig ankommt, nicht feststellen, welche Lieder diesem ersten Briefe beigelegen haben. Die eigenhändigen Liedermanuskripte der Frau Pattberg, welche ich auf Grund ihrer durch die Briefe gewährleisteten Handschrift aus den Urmaterialien des Wunderhorns herausfinden konnte, bieten bei der völligen Gleichheit ihrer äusseren Form kein unterscheidendes Merkmal dar. Genug, dass mit dem Briefe der erste Schritt zur Teilnahme an den Heidelberger Bestrebungen gethan war. Denn dass Brentano die Korrespondenz aufnahm und ein unmittelbarer Verkehr sich knüpfte, ergiebt sich daraus, dass sie bald darauf auch Mitarbeiterin an der neugegründeten Badischen Wochenschrift wurde. Der Herausgeber derselben war Alois Schreiber, die eigentliche Seele des Unternehmens aber, wenigstens im Anfang, Clemens Brentano.

Digitized by Google

Schreiber, 1805 aus Baden nach Heidelberg als Professor der Ästhetik berufen, trat bald mit Brentano und seinen damaligen Vertrauten, zu denen insbesondere Creuzer gehörte, in freundlichen Verkehr. Es war eine ebenso schnell aufflackernde wie rasch verlöschende Leidenschaft Brentanos, Journale ins Leben zu rufen, ohne als ihr Redakteur thätig zu sein: in Berlin, Prag, Wien hat er es später nicht anders gehalten. Damals, in Heidelberg, musste ihm erwünscht sein, ein Blatt zur Verfügung zu haben, das den sich ansammelnden Vorrat von Märchen, Sagen und ähnlichen Gebilden der Volksphantasie, die der Plan des Wunderhorns für jetzt noch ausschloss, ohne Zwang vorläufig aufnehmen konnte; denn auch Märchen und Sagen, die in der Folge den Brüdern Grimm als ihr eigner romantischer Arbeitsbezirk überlassen blieben, waren damals schon von Arnim und Brentano mit vollem Bewusstsein ihres Wertes in das Auge gefasst worden. Die „Kurfürstlich (später: Gross-Herzoglich) privilegirte Wochenschrift für die Badischen Lande", die vom 4. Juli 1806 bis zum 1. Januar 1808 bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erschien, hat in der That der volkstümlichen Litteratur einen Dienst geleistet, wie sie auch gegenüber der „Sucht zu modernisieren und der Aufhebung der Klöster" gleich von ihrer ersten Nummer an für die Erhaltung der älteren deutschen Kunstwerke mit Eifer eintrat. Von Achim von Arnim ist der Badischen Wochenschrift in der Einsiedlerzeitung das rühmliche Zeugnis ausgestellt worden, dass ihre bedeutenderen Aufsätze aus dem Untergange errettet zu werden verdienten, in den sie leicht für die Nachwelt versinken könnten. Die Brüder Grimm haben auch aus ihr für die deutschen Sagen geschöpft. Zu dem, was aus der Wochenschrift der Erhaltung wert sei, rechne ich den Anteil der Frau Auguste Pattberg.

Ich gehe auf die wichtigeren, teils anonymen, teils mit den Verfassernamen gezeichneten Beiträge der Wochenschrift ein, um den Autorenkreis zu gewinnen, dem sich Frau Pattberg zugesellte.

Zunächst von Schreiber selbst. Er hat auch anonyme Stücke geliefert, die er aber selbst durch Aufnahme in spätere Bücher als sein Eigentum bekannt hat. Merkwürdig war mir

Ein altes Volkslied.

Mit wenigen Abänderungen.

Dort oben auf dem Berge
Da ist ein schwarzer See,
Und auf dem See da schwimmet
Ein Röslein, weiss wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit einem Haselstab:
Das Röslein muss ich haben,
Das Röslein brech ich ab!

Digitized by Google

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binsenrand,
Doch aus dem Wasser hebet
Sich eine weisse Hand.

Sie zieht das Röslein nieder,
Tief in den dunkeln Grund:
„Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund.

Im See, am Boden wurzelt
Das Röslein, das du liebst,
Da will ich dir es brechen,
Wenn du dich mir ergiebst."

Den Knaben fasst ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein weiss wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frisst,
Und niemand weiss zu sagen,
Wo er geblieben ist.

— das trotz mehrfacher in das Moderne fallender Wendungen doch wirklich auf volksmässiger Grundlage ruht, und als Ganzes mir geschlossen und wohlgelungen scheint. Dies, in der Wochenschrift vom 18. Dezember 1807 Sp. 815 anonym gedruckte Gedicht rührt nun von Schreiber her, wie daraus folgt, dass es sich später in seinen „Gedichten und Erzählungen" (1812, S. 41), in den „Poetischen Werken" (1817, Bd. 1) und in den „Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen" (1839, 2. Bändchen S. 255) wiederfindet. Aber hier immer ohne den Hinweis auf volkstümliche Herkunft und mit folgender Abweichung des Titels und der ersten Strophe

Der Mummelsee.

Hoch auf dem Tannenberge
Da ist ein schwarzer See,
Und auf dem See da schwimmet
Ein Röslein, weiss wie Schnee —

und wer je zum Mummelsee hinaufgestiegen ist und der Sagen über ihn sich erinnert, wird glauben, dass in Schreibers Gedicht von Anfang an kein anderer See als der Mummelsee gemeint gewesen sei. Indem ich mir aber vergegenwärtige — worüber ich aus Anlass des Goethe'schen Klageliedes in Sauers Euphorion 2, 814 gesprochen habe —, welche Bedeutung gerade damals „Da droben auf jenem Berge" für Brentano erlangte, so denke ich, dass an dieser Stelle Brentanos persönlicher Einfluss auf Schreiber auch litterarisch zu erkennen sei. Er sammelte ja gleichfalls für das Wunderhorn, das er in Nr. 4 seines Blattes als eine Sammlung „ächt teutscher Volkspoesieen" rühmte.

Brentanos Mitarbeiterschaft kam der Wochenschrift von ihren Anfängen an zu Gute. Der bekannte „Brief an den Herausgeber über das Sprichwort: Dir geht es wie dem Hündlein von Bretten" (18. Juli 1806).

Digitized by Google

Das prächtige „Lied eines Heidelberger Studenten“ (1. August). Die gemütsreichen Strophen „An die Nymphe der Heilquelle zu Baaden bei der Ankunft unsers geliebten Landesherrn (Karl Friedrich)“, 15. August. Und wohl auch die „Alte Prophezeihung eines nahen Krieges, der aber mit dem Frühling endet“, die nur nach der Badischen Wochenschrift (1806, Sp. 256) citiert, in das Wunderhorn (2, 65) aufgenommen worden ist. Dann aber verstummt auf längere Zeit Brentanos Stimme; der Grund war der am 31. Oktober 1806 erfolgte Tod seiner Gattin Sophie (Mereau), geborenen Schubart, und sein einstweiliger Fortgang von Heidelberg. Die Badische Wochenschrift vom 7. November 1806, Nr. 19, brachte — wahrscheinlich aus Schreibers Feder, der sich in seinen thatsächlichen Angaben mit auf Creuzer und Görres stützen mochte — einen Nachruf auf Sophie Brentano, in welchem erwähnt war, dass „ihre letzte Arbeit eine Übersetzung der Fiametta des Bocazz gewesen sei, die in Berlin gedruckt werde, und deren Erscheinung sie leider nicht mehr erlebt habe“; und woran anschliessend aus dem ersten Bändchen ihrer „Gedichte“ (1800, S. 40) die „Schwermuth“ mitgeteilt wurde, die auch Herder einst in einer Erfurter Recension ausgezeichnet hatte.

Seit seiner Rückkehr nach Heidelberg, Ende November 1806, verlieren Brentanos Beiträge ihren einfachen, absichtsfreien Charakter. Sie erhalten von jetzt ab eine polemische oder satirische Beimischung. Brentano sah sich genötigt, eine Reise mit seiner Sophie nach Walldürn im Odenwald und seinen Schmerz über ihren Verlust vor öffentlicher Missdeutung zu schützen (20. Februar 1807), die der Kirchenrat Horstig anonym im Weimarer Journal des Luxus und der Moden hervorgerufen hatte. Mit Görres zusammen lieferte er der Wochenschrift als eine über ihre Ufer ausgetretene Beilage die „wunderbare Geschichte von BOGS, dem Uhrmacher“ (vgl. 8. Mai 1807, Nr. 19, Sp. 30), deren künftig zu beachtende Vorgeschichte in den, wohl auf Brentano zurückgehenden, Anzeigen der Nrn. 12 und 13 (20. und 27. März 1807) enthalten ist.

Von Sophie Brentano finde ich nur einen einzigen Beitrag in der Wochenschrift (23. Januar 1807, Nr. 4), nämlich anonym

Die Wanderschaft.

Ein Wanderer zog ins ferne Land.
Wohlauf!
Er führte sein Liebchen an treuer Hand.
Wohlauf!
Er führt es sanft, es folgt ihm gern,
Und freundlich grüsst sie der Abendstern.

Digitized by Google

„Treu Liebchen, schau hin und fürchte nicht
Wohlauf!
Dort drüben im Walde, dort glänzt ein Licht.
Wohlauf!
Wir ziehen ein ins kleine Haus,
Und ruhen und schlafen bis morgen aus."

„Geliebter, o lass uns nicht gehn ins Haus.
Wohlauf!
Noch mag ich nicht ruhen und schlafen aus.
Wohlauf!
Die hellen Sternlein funkeln schön,
Wir wollen weiter und weiter gehn."

„Wir dürfen nicht gehen für und für.
Wohlauf!
Treu Liebchen, sey willig und folge mir.
Wohlauf!
Ich bin ja müd, verlang nach Ruh,
Komm Liebchen, sing mir die Augen zu!"

Er geht voran auf dunkelm Weg.
Wohlauf!
Und müde betritt er den schmalen Steg.
Wohlauf!
Er wankt und schwankt und sinkt hinab,
Im Strom tief unten da ist sein Grab.

Und Liebchen sitzt still im Ufergras.
Wohlauf!
Es treibet und jagt sie, sie weiss nicht was.
Wohlauf!
Sie hört das Rauschen tief und hohl,
Da wird ihr plötzlich so leicht, so wohl.

Sie schliesset die schönen Augen zu.
Wohlauf!
Sie folget dem Lieben hinab zur Ruh.
Wohlauf!
Da liegen sie im kühlen Haus
Und ruh'n und schlafen bis morgen aus.

Von der Autorschaft Sophie Brentanos, als der sich nie verläugnenden Schülerin Schillers, uns zu überzeugen, genüge der Hinweis auf ihre an Klang und Versmass gleiche „Klage" in Bernhard Vermehrens Musen-Almanach für 1803, S. 30, zu der ich in dem Buche „Arnim und Brentano" S. 83 eine etwas abweichende Gestaltung mitteilen konnte; wie auch ihre Schwester Henriette Schubart in derselben Manier einen Scherz an den aus Jena scheidenden Zacharias Werner, den „Liebesgesellen",

Digitized by Google

richtete, worüber u. a. die Erinnerungsblätter aus dem Leben einer deutschen Frau, mitgeteilt von Bertha Augusti (Köln und Leipzig 1887, S. 47) oder die Weimarer Goethe-Ausgabe IV 20, 36 oder das Frommannsche Haus und seine Freunde[3] S. 120 nachzulesen sind. Wir dürfen annehmen, Clemens Brentano habe „Die Wanderschaft“ aus Sophiens Nachlass, den er zu seiner schmerzlichen Erinnerung damals in Heidelberg ordnete, Alois Schreiber zum Abdruck überlassen.

Schon früher einmal hatten sich die hier vereinigten Autoren zu litterarischer Arbeitsgemeinschaft zusammengefunden: zu dem der Liebe und Freundschaft gewidmeten Frankfurter Taschenbuch auf das Jahr 1806. Da sehen wir Sophie Brentano, Görres, Schreiber mit Beiträgen vertreten, und neben ihnen Caroline Rudolphi aus Heidelberg und die Günderode, die alle unter einander Bekannte oder Vertraute waren. Brentanos briefliche Berichte an Arnim aus jener Zeit lassen erkennen, wie gesellig diese Menschen alle, besonders auch die Frauen, mit einander lebten; wie man Ausflüge den Neckar aufwärts durch das „überirdisch schöne“ Thal bis zu den Landschaden von Neckarsteinach unternahm und überall auf Volkslieder lauschte; wie Brentano, nach einer Reise zu seinem phantastischen Herrn Schwab in Miltenberg, den Kirchenrat Horstig zum Ankauf des Schlosses daselbst bewog; wie Horstig dem Gesange eines Bergknaben, auf welchen ihn Brentano aufmerksam gemacht hatte, das rührende Volkslied vom „Joseph, der die schöne Nanerl ins Unglück gebracht“, nachschrieb und in Reichardts musikalischer Zeitung veröffentlichte. Während also bis dahin völliges Einvernehmen herrschte, gewahren wir in der Badischen Wochenschrift nur zu bald die ersten Spuren gegenseitiger Spannung und beginnenden Zwiespalts: je nachdem sich die Einzelnen zu der strengen Autorität Johann Heinrich Voss', der aus grundsätzlichen und persönlichen Motiven seine Gegnerschaft gegen die Romantik bald immer schärfer hervorkehrte, hingezogen oder von ihr abgestossen fühlten.

Voss war im Juli 1805 in freier, die Regierung beratender Gelehrtenstellung nach Heidelberg berufen worden. Seine Mitwirkung an der Badischen Wochenschrift ist, wie es scheint, weder für Wilhelm Herbsts Biographie noch für die neueren Arbeiten über ihn herangezogen. Der erste eigene Artikel Vossens erschien in Nr. 5, vom 1. August 1806. Hatte er sich 1805 in der Jenaischen Litteratur-Zeitung (Kritische Blätter 1827. 2, 13) sehr scharf gegen den kurpfalz-baierischen Studienplan ausgesprochen, so fand jetzt die von der preussischen Regierung getroffene Einrichtung eines Gymnasiums und einer Töchterschule zu

Digitized by Google

Heiligenstadt im Eichsfelde seinen Beifall. Er gab also Schreibers ausführlichem Artikel über dieses Schulwerk in Nr. 5 mit Unterzeichnung seines Namens ein Geleitwort bei. Unsere geistige Bildung sei bisher von den Werken der geistreichsten Menschen, welche die Geschichte kenne, ausgegangen und Teutschland müsse forthin den Anwachs der gelehrten Staatsbürger in der Schule durch jene klassischen Werke der höchsten Humanität zu reineren Ansichten, zu edleren Gesinnungen erheben und stärken. Von dieser Erkenntnis sei der preussische Schulplan durchdrungen; ein solches Beispiel werde, auch wegen der musterhaften Vereinigung beider Konfessionen, in den badischen Landen Teilnahme erregen. Aber anstatt „Deutschlands" hatte Schreiber nach seiner Gewohnheit in jenem Geleitwort „Teutschlands" drucken lassen, eine Unform, die Voss nicht auf sich sitzen lassen mochte. Seiner Gelehrsamkeit, die er ähnlich schon in der Jenaischen Abhandlung über Klopstocks grammatische Gespräche und Adelungs Wörterbuch (Kritische Blätter 2, 374. 416) bewiesen hatte, wurde es leicht, in einer Berichtigung (Nr. 6) aus den Schriften Hagedorns, Klopstocks und vieler anderer, bis auf Goethe und Schiller herab, Belege für die allein giltige Schreibart „Deutschland" beizubringen, und mit alter Animosität gegen Wieland spöttelte er auf dessen „teutschen" Merkur und diejenigen neueren Modeblätter, die dem glänzenden Vorgänger mit vollem Munde „nachteutschten"; er schloss: „Aber meinen verehrten Mitbürger, den feinsinnigen Herausgeber dieser nützlichen Wochenschrift, lade ich im Namen der deutschen Sprachgöttin feierlich ein, dem ehrwürdigen Chore der Deutschen, denen Teutschheit widerlich ist, als würdiger Deutscher sich anzuschliessen. Johann Heinrich Voss." In derselben Nummer ist auch noch ein „Vorschlag an das Heidelberger Publikum", eine bleibende Anstalt für einen Singchor zu errichten, neben Ewald, Schwarz und Schreiber an erster Stelle von Voss unterzeichnet, und „mit Erlaubnis des ehrwürdigen Verfassers" druckte Schreiber Vossens Gedicht „Das Nothwerk" (Sämtliche Gedichte 1802. 5, 163) ab, um gegen die kirchlichen und Polizei-Ordnungen anzukämpfen, die das Einbringen des Getreides am Sonntage überhaupt verböten. Vossens Übersetzungen des Horaz wie des Hesiod und der orphischen Argonautika wird dementsprechend in Nr. 8 glänzende Anerkennung zu teil. Seiner Anregung mag es auch zuzuschreiben sein, dass die Wochenschrift 1807, Nr. 25, die von W. K. F. in der Jenaischen Litteratur-Zeitung gelieferte lebhafte Zustimmung zu der Verteilung der königlich baierischen Gemäldesammlung auf verschiedene Städte des Reiches im Auszuge brachte,

Digitized by Google

da „sie überall eine Beherzigung zu verdienen schiene". Zwar hat, wie wir wissen (vgl. Weim. Ausgabe IV 19, 286), Heinrich Meyer diese nach Goethes Ausdruck vortrefflichen Anmerkungen gemacht, in der Wochenschrift aber werden sie als „Einige Worte von Göthe" mitgeteilt. Man sieht, dass auch hier, wie fast überall, Vossens Thätigkeit auf Änderung oder Besserung gegenwärtiger Zustände gerichtet war, woraus dann notwendig persönliche Verwickelungen für ihn entstehen mussten.

Zu Anfang wenigstens bildete sein Haus einen gern aufgesuchten Versammlungsort für die Heidelberger Schriftsteller und Gelehrten ohne Unterschied. Creuzer verkehrte dort wie Brentano, Arnim, Görres. Brentanos genannter Brief über das Hündlein von Bretten, dessen noch nicht litterarische Vorgestalt er im März 1806 Arnim mitteilte (Arnim und Brentano S. 167) verdankte noch der geselligen Unterhaltung eines Abends im Vossischen Hause seinen Ursprung. Schreiber nämlich, der gleichfalls an jenem Abend, 18. März 1806, mit bei Voss gewesen war, rückte eine Anfrage über die Bedeutung des Sprichwortes „Es geht dir wie dem Hündchen von Bretten" in die zweite Nummer seiner Wochenschrift ein, und Brentano gab — also verabredeter Massen — in der dritten die bekannte Antwort. Aber bald trat die Spannung ein. Noch ehe der dem alten Voss so fatale Uhrmacher Bogs erschienen war, zielte schon der Abwehrartikel Brentanos über Horstig hinweg auf die Vossische Familie und die in ihrem Schosse ausgeheckten „Klätschereien", zu deren Mundstück sich damals der — um den despektierlichen Ausdruck Heinrich Vossens (Goethe-Jahrbuch 5, 52) zu gebrauchen — für alle Stellen gleich geschickte Horstig und später im Morgenblatt Karl Reinbeck machten[1]). Eine kleine Nachwirkung dieser Verstimmungen mag man darin erkennen, dass Horstigs Name im Wunderhorn (2, 204) vermieden wurde, ob man gleich das schöne Volkslied von Joseph und Nanerl aufzunehmen sich entschliessen musste. Alois Schreiber suchte sich eine Zeit lang noch lavierend zwischen den Parteien zu halten, ging dann aber allmählich ganz in das Vossische Lager über und machte in demselben, wenn auch mit Zurückhaltung, den Feldzug gegen die Einsiedler und Wunderhornisten mit. Dieser Haltung entsprach es unter anderm auch, dass er in dem Gedichte „Die Erscheinung", welche das jähe Ende der Günderode behandelt, gegen Creuzer Partei ergriff, wofür namentlich die vierte Strophe charakteristisch ist. Freilich in seinem Heidelberger

1) Irrtümlich weisen Birlinger und Crecelius in ihrer Ausgabe des Wunderhorns 2, 450 auch einen früheren, mit —br. gezeichneten Artikel „Ueber das Klatschen" (Nr. 4, 25. Juli 1806) Brentano zu.

Digitized by Google

Taschenbuch auf das Jahr 1809, wo es S. 56 zuerst erschien, war diese Beziehung nur den Eingeweihten erkennbar: aber beim Wiederabdruck in seinen Gedichten und Erzählungen (1812, S. 63) gab er dem Titel bereits den Zusatz „Auf den Tag der Dichterin Tian“ und 1817 in den Poetischen Werken (1, 296) erklärte er offen, es „auf den freiwilligen Tod der Dichterin Tian (Fräulein von Günderode)“ gedichtet zu haben.

Mit allen diesen Personen müssen wir uns Frau Auguste Pattberg in Bekanntschaft denken. Von den Zwistigkeiten unter ihnen wurde sie freilich kaum berührt. Sie blieb mit Horstig auch noch für spätere Jahre befreundet, wie sich weiter unten zeigen wird. Ebenso mit Schreiber: unter dessen Subskribenten für seine „Gedichte und Erzählungen“ sie 1812 aus Neckarelz allein erscheint, wozu eine Reise Schreibers in den Odenwald — auf der sein (daselbst 1, 27 gedrucktes) Gedicht „Am Grab der heiligen Notburga, Hochhausen 1812“ entstand — und wahrscheinlich ein Besuch im nahen Neckarelz den Anlass gegeben haben mag. Ihre fortdauernde engere Verbindung aber mit Brentano und dem Wunderhorn machte sie natürlich doch dem Vossischen Kreise verdächtig, und so ist sie missgünstiger Beurteilung von dieser Seite nicht entgangen.

Im Frühjahr 1807 sandte ihr Brentano das nachgelassene Buch seiner Sophie: die Fiametta. Eine Übersetzung einer Novelle des Boccaz, wie eine schöne junge Frau durch die Liebe eines Jünglings beglückt und verzehrt wird. Frau Pattberg antwortete darauf:

Neckarelz den 10ten März 1807.

Empfangen Sie meinen innigsten Dank für das mir zugesandte Werk. Dankbar will ich bei dem Nachlass einer edeln Frau verweilen, die ich aus ihren Schriften kennen und hochschätzen lernte.

Die Romanze, von welcher Sie sprechen, ist ohne Zusaz, und ich habe sie in meiner Jugend von einem alten Schreiber meines Vaters gelernt, welcher aus der Gegend von Mainz zu Hause war; Ich habe kürzlich einen Versuch gemacht sie nachzuahmen, und habe denselben gestern an Herrn Professor Schreiber eingesandt; in wiefern er gelungen ist, überlasse ich Ihnen zu beurtheilen. Ihr Unternehmen die verlohrene Blumen zu sammeln, die ehdem in weniger angebauten Feld der Poesie entsprosen sind, hat gleich anfangs so viel anziehendes für mich gehabt, dass ich anfing alles zu sammeln was mir in dieser Art bekannt war, und mit Vergnügen werde ich auch fernerhin an Sie einsenden, was Ihrem Zwek entsprechen kann. Auch sind mir noch manche schöne alte Melodieen bekannt, die ich mit der nächsten Sammlung übermachen werde. Wenn Sie im Laufe des Sommers einen kleinen Ausflug machen sollten, so würde es mich sehr freuen Sie hier bei mir in meinem häusslichen Kreise bewillkommen, und meiner Achtung versichern zu können, mit welcher ich mich nenne

Ihre ergebenste

Augusta Pattberg.

Welche „Romanze“ hier gemeint sei, lässt sich aus der Wochenschrift nicht ermitteln, da in ihr nach dem 10. März 1807 ein ent-

Digitized by Google

sprechendes Gedicht nicht enthalten ist. Brentano wird die Romanze wahrscheinlich von Schreiber an sich genommen haben, so dass er die Urform wie die Nachahmung in Händen hatte (vgl. unten S. 113). Und somit wären wir auch zu den Beiträgen der Frau Pattberg zurückgelangt. Den Inhalt derselben bildet der Odenwald mit allem, was dort Natur und Volksphantasie geschaffen hat. Sie beginnen erst in dem Jahre 1807. Kein einziger ist mit vollem Namen unterzeichnet, sondern nur mit den Anfangsbuchstaben A. v. P—g., A. P—g., A. P. oder P. Läge jedoch innerlich der geringste Zweifel für meine Deutung dieser Zeichen auf Frau Auguste (von) Pattberg vor: der formelle Zusatz Schreibers zu ihrer „Nachricht von einigen Volksfesten" (unten S. 104), dass sich darin die leise Klage und Hoffnung eines zarten weiblichen Gefühls ausspreche, müsste ihn entkräften. Das Zeichen P. führt allein die Volkssage von der Burg Schwarzach (unten S. 104), woraus ich jedoch nicht folgere, dass ihr auch anders geartete Stücke der Badischen Wochenschrift wie z. B. das über Titel angehören müssten. Die Schilderung des Neckarthales bis Heidelberg (unten S. 97) mit ihrer wärmeren Betonung von Neckarelz und mit zahlreichen Hindeutungen auf die im Volksmunde umgehenden Sagen ist gleichsam der Hauptstamm, von dem sich die übrigen Einzelsagen abzweigen.

Der Anlass zur Schilderung des Neckarthales war in einem früheren Artikel der Wochenschrift gegeben. Diese hatte in ihrer zweiten Nummer, 9. Januar 1807, eine Beschreibung „Das Badische Neckarthal" gebracht, die „—tz" unterzeichnet ist. Wer hier gemeint ist, weiss ich nicht; doch muss dieser Mitarbeiter zu den nächsten Freunden der Frau Auguste Pattberg gehört haben. Denn als er im Juni 1807 (Nr. 23, Sp. 353) wieder auf das Neckarthal zu sprechen kam, erzählte er auch von den Herren der alten Burg Landesehre, die die Feste Neuburg bauten und das Dorf Aliza, d. i. Elz, schufen: „Sie wurden Templer, und noch steht ihre Wohnung und Kirche: diese einfach und stark: jene lieblich und mild, und noch ist nicht entflohn der Geist und die Tugend der Ritter: denn unsre Freundin, A. P., vereinigt sie beide auf immer." Und Frau Auguste Pattberg liess in einer Oktobernummer (unten S. 106) ein Gedicht „An meinen Freund —tz in C." drucken, in dem sie gemeinsam mit ihm zu Neckarelz verlebter, innigvertrauter Stunden gedenkt. Jene erste Beschreibung also fängt da an, wo Jaxt und Kocher in den Neckar münden, und schliesst mit Neckarzimmern ab. Es war also für Frau Pattberg neben dem Heimatsgefühl noch ein persönliches Moment, das sie bestimmte, die Fortsetzung zu

Digitized by Google

geben. Ihr Freund hatte an den Schluss seines Aufsatzes die Notburgasage, wie sie im Odenwalde fortlebt (vgl. Grimms deutsche Sagen 3. Aufl. 1, 266. 231), gestellt, folgender Massen: „[Hinter Neckarzimmern, stromabwärts] auf der linken Seite finden sich schroffe, hie und da gespaltene Kalkfelsen, welche mitunter kleine Vertiefungen, umschattet vom schützenden Buschwerk darbieten. Eine kleine heilige Höhle, einst das Asyl der Königstochter Notburga, fesselt jetzt die Aufmerksamkeit des Wanderers am Gestade. Ihr Vater, der Franken König Dagobert, welcher auf Hornberg einige Zeit weilte, hatte sie einem Prinzen der ungläubigen Wenden verlobt; aber die sanfte Notburga zitterte vor dem rauhen heidnischen Krieger, fand keinen Geschmack an der Konvenienz-Heirath und wollte der Politik des Vaters nicht opfern ihren Glauben und ihre Freiheit. Drohend wurde der Vater, und dringend der verhasste Bräutigam. Am Tage, der Vermählung bestimmt, entrann sie den trunkenen Wächtern, und o Wunder! verfolgt, irrend am Ufer des Stroms, findet ihr spähendes Auge die rettende Fuhrt durch den Fluss; ihre Verfolger bedeckt die schnell herströmende Fluth, und die freundliche Höhle gewährt ein sicheres Obdach. Wilden Hastes jagen die Franken und Wenden die beiden Ufer des Flusses entlang, keiner findet den Ort, der die Gerettete birgt. Wundervoller noch ist ihre Erhaltung; eine furchtbare Schlange, die frühere Herrscherin der Höhle, bringt ihr das nöthige Brod, Kräuter und Wurzeln herbei. — Bald entflieht der entfesselte Geist in des Paradieses winkende Freuden. Leuchtende Flammen bezeichnen im nächtlichen Dunkel den Ort, wo der heilige Leichnam ruht. In schmerzlicher Wonne findet man ihn und erkennt die Tochter des Königs, und der heilige Glaube wählt' zur Schutzgöttin sie! Um den schicklichen Ort zu ihrem Begräbniss zu finden, sucht man ein tüchtiges Paar Stiere, des Jochs nicht gewohnt. Neu war der Wagen, auf dem der Leichnam zum Ruheplatze geführt wird; freiwillig halten sie dort, wo jetzt die Kirche emporsteigt, welche den heiligen Leichnam umschliesst. Wunder geschehen über Wunder, und der Lieblingsritter des Königs schützt die Kirch' und das werdende Dorf, der Vater der Horneck. Und der König schlägt an die Brust, suchte Gott zu versöhnen, und schenkte Hornberg die Burg, und das liebliche Thal an den Bischof von Speyer, zur Sühne der grässlichen Unthat, und so ist sie noch jetzt ein Lehen von Speyer und Baden.“ Hier setzte also, auch ihrerseits mit stärkerer Betonung der Notburgasagen, die Frau Pattberg ein: unten S. 98. Sie liess es sich von jetzt ab angelegen sein, alles Mündliche und Urkundliche über Notburga zu sammeln und lieferte der

Digitized by Google

Wochenschrift über die Höhle der heiligen Notburga eine „buchstäbliche Abschrift einer alten Urkunde", die Schreiber 1807 in Nr. 16 vom 17. April anonym abdrucken liess, indem er zugleich „dem Einsender (!) dieser Urkunde seinen Dank und die Bitte um Fortsetzung seiner interessanten Beiträge" aussprach. Der ungenannte „Einsender" aber war kein anderer als Frau Pattberg. Denn genau dieselbe Urkunde veröffentlichte 1812 Horstig noch einmal in Heinrich Zschokke's Miscellen für die neueste Weltkunde, S. 142 ff. Horstig rühmt daselbst das aus den frühesten Zeiten durch seinen Anbau bekannt gewordene Neckargebiet, in dessen Mittelpunkte Neckarelz mit seiner einfachen Kapelle der alten Tempelherren liege; und nach leichter Skizzierung der Notburgasage fährt er fort: „So weit geht die Sage, die bisher ohne alle historische Unterstützung den veralternden Jahrhunderten überlassen zu sein schien . . Durch die Güte einer forschbegierigen Freundin des Alterthums, der Frau Oberhofgerichtsräthin Pattberg zu Neckarelz, liegt hier die erste schriftliche Urkunde von der Notburgahöhle vor mir, . . die ich, mit Erlaubniss der verehrten Besitzerin, den Lesern dieser Zeitschrift wörtlich . . mitzuteilen das Vergnügen geniesse." Diese Urkunde, ein Schriftstück des sechszehnten Jahrhunderts, enthält ausser der Sage von der durch den Hirsch, nicht durch die Schlange, ernährten Notburga einen notariellen Akt über die Öffnung ihres Grabes in der Kirche zu Hochhausen. Das Original war von Frau Pattberg auf dem Hornberge gefunden worden. So geht also Horstigs (an sich überflüssige) Mitteilung, ebenso wie Schreibers Gedicht auf die Notburga, beide aus demselben Jahre 1812, auf persönliche Vermittelung der Frau Auguste Pattberg zurück. In Schreibers Heidelberger Taschenbüchern aber und in den vielen Jahrgängen seiner Cornelia findet sich keine Spur ihrer Beteiligung.

Die Beschreibung des Neckarthales ist nun später mehrfach als Quelle benutzt worden. Zunächst von Alois Schreiber in seinem 1811 erschienenen Buche über Heidelberg und seine Umgebungen. In dem Abschnitt „Das Neckar-Thal", S. 249 ff., citiert er zwar die Badische Wochenschrift, doch nicht den Namen der Frau Pattberg dazu; ungenannt verwendet er auch ihre Volkssage vom Minneberg (unten S. 100), die Friedrich Baader 1843 in seinen Sagen des Neckarthals S. 161 abdruckte. Einzelnes ist, teils unmittelbar aus der Wochenschrift, teils durch Schreibers Buch in die von Helmina von Chezy 1816 herausgegebenen „Gemälde von Heidelberg . . dem Odenwalde und dem Neckarthale" übergegangen. Aus der Pattberg'schen Volkssage über die Burg

Digitized by Google

Schwarzach (unten S. 104) haben, gewiss ohne ihren Namen zu wissen, die Brüder Grimm für die Deutschen Sagen (3. Aufl. 1, 202. 263) geschöpft; eine nicht glückliche Bearbeitung der Schwarzachsage reihte Schreiber in seine Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes (1829, S. 234) ein. Diese wie die Volkssage über das einsame Wiesenthal bei Neunkirchen gab der genannte Baader S. 385 und 418 wieder. Und die Schilderung der Frau Pattberg über die Volksgebräuche am Sommertag (unten S. 105) ist stillschweigend mitbenutzt worden für „das Sommertagslied" in den Kinderliedern des Wunderhorns S. 38. 40, das von hier aus wieder seinen Eingang in die Vorrede zur zweiten Auflage der Grimm'schen Märchen 1819, und in Jacob Grimms Deutsche Mythologie (4. Ausgabe 2, 639) gefunden hat.

Auch eine kleine Polemik über Sage und Geschichte hatte Frau Pattberg in der Badischen Wochenschrift zu bestehen, wodurch sie in die Lage kam, das Recht der Sage wacker zu verfechten. Ihre schon erwähnte Volkssage vom Minneberg berichtete, wie die drei Söhne Hugo's von Habern in einer Berghöhle am Neckar die drei letzten, vor den Räubern ihres geringen Erbes in die Einöde geflüchteten Fräulein von Handschuchsheim finden, sich mit ihnen vermählen und an jener Stelle die Minneburg erbauen. Darauf erschien am 13. Februar 1807, Sp. 111, eine „urkundliche Berichtigung der in Nr. 5 der Badischen Wochenschrift enthaltenen, unter dem Titel: Minneberg, zu gewagt niedergeschriebenen Volkssage". Es werden gegen sie zwei Genealogien angeführt, und dann heisst es: „Aus obigen dargestellten urkundlichen Beweisthümern, wovon noch mehrere bereit liegen, steht klar am Tag, auf welche Art — das geringe Erbe, — so den 3 Schwestern übrig bleiben sollte, — durch die Raubsucht eigennütziger Menschen — entrissen worden". Unterzeichnet ist diese Berichtigung „B. 1807. A. H—n." Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich diese Zeichen auf A. Hermann aus Bischofsheim deute, den sein Lehrer Schreiber (vgl. Sp. 148 der Wochenschrift) als Autor in das Publikum einzuführen sich bemühte. Es erfolgte eine etwas ironisch gehaltene Erwiderung der Frau Pattberg in der 9. Nummer vom 27. Februar 1807, Sp. 141

Auf die urkundliche Berichtigung der Volkssage vom Minneberg.

Alles, was unter der Aufschrift: Volkssage, eingesandt wird, ist schon dieser Benennung nach nicht zu verbürgen, und gehört keinesweges in das Reich notorischer Gewissheit. Die Sage, nicht Geschichte des Minnebergs stammt von einem alten Schultheissen, Namens Rieb von Gerach, her; hat dieser einen unächten Zusatz gemacht, so mag er es in der Ewigkeit büsen. Wenn indessen über alle Volkssagen Beweise geführt werden sollen und wollen, dann dürften künftighin wenig mehr erscheinen. A. P—g.

Digitized by Google

Selbstverständlich hat die von Frau Pattberg hier vertretene Anschauung Giltigkeit. Bemerkenswert ist, dass uns hier über die Aufzeichnerin der Sage hinaus auf ihren Gewährsmann vorzudringen verstattet wird, ähnlich wie es bei den Märchen der Brüder Grimm neuerdings durch Mitteilungen Herman Grimms aus ihrem Handexemplare mehr als früher möglich geworden ist.

Die Beiträge der Frau Pattberg erstrecken sich fast bis zum November 1807. Da las sie in ihrer Badischen Wochenschrift, Sp. 799, Arnims und Brentanos aus Hessenkassel im November 1807 datierte „Aufforderung, altdeutschen Volksgesang betreffend", dieselbe, die auch in der Jenaischen Litteratur-Zeitung, in Zschokke's Miscellen und in den Heidelbergischen Jahrbüchern veröffentlicht wurde. In ihrem Hauptteile eine wörtliche Wiederholung des von Brentano 1806 verschickten Zirkulars. Nach zweijähriger, durch den Krieg bedingter Trennung hatten sich Arnim und Brentano im Oktober 1807 bei Goethe in Weimar wiedergesehen und waren nach Kassel gegangen, wo Brentano jetzt wohnte. Von hier aus baten sie die Freunde ihrer Sache um neue Unterstützung. Eine der ersten Sendungen, die Brentano erhielt, kam von seiner Liederfreundin Frau Auguste Pattberg, und ehe Arnim über Frankfurt, im Januar 1808, zur bequemeren Überwachung des Wunderhorn-Druckes in Heidelberg eintraf, lagen die Lieder schon zur nachträglichen Ergänzung des der Hauptsache nach festgestellten Manuskriptes bei ihrem Verleger Zimmer bereit (Arnim und Brentano S. 229).

Arnim wählte sich gleich bei der ersten Durchsicht ein Jesuslied aus, behielt jedoch den Rest einstweilen zurück, weil er noch einiges Brauchbare für die Kinderlieder daraus zu nehmen gedachte. In der That weisen sich nach den erhaltenen Originalhandschriften (unten S. 111 und 115) die Kinderlieder „Auf dem Grabstein eines Kindes in einem Kirchhof im Odenwald", S. 26

Liebe Eltern gute Nacht!
Ich soll wieder von euch scheiden etc.

und „Ach wenn ich doch ein Täublein wär", S. 93

Dort oben auf dem Berge,
Da steht ein hohes Haus etc.

als von Frau Pattberg geliefert aus, das letztere mit einer interessanten, auf die Kinder berechneten Verwandelung der beiden Schlusszeilen. Gleichwie von Arnim auch das ihr im Wunderhorn 3, 70 ausdrücklich beigelegte Volkslied „Der Brunnen", nach der Schreibung des Namens Patberg und der Orthographie zu urteilen — ein übrigens wichtiges

Digitized by Google

Charakteristikum für den Arbeitsanteil der Herausgeber — eingeschaltet worden ist. Das Jesuslied, nach einem Drucke vom Jahre 1636, voll kindlich-süsser Stimmung (unten S. 111) hat, wie ich glaube, Ernst Moritz Arndt 1811 mit angeregt, uns das „Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ“

Du lieber heil'ger frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist etc.

zu dichten, das man in Meisners neuer Gesamtausgabe 3, 287 findet.

Im Februar 1808 langte abermals eine Liedersendung der Frau Pattberg bei Brentano an (Arnim und Brentano S. 233). Jedoch behagte ihm nur ein vollkommenes Exemplar der komischen Adams-Erschaffung, das Arnim noch zum Ersatze eines weniger guten für das Wunderhorn 2, 399 (unten S. 118) zurecht kam. Kürzlich hat Erich Schmidt aus Goethes Nachlass eine etwas zerrüttete Gestalt desselben Liedes mitgeteilt (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1895, S. 361). Es wäre wohl denkbar, dass Arnim und Brentano es persönlich im Herbst 1807 von Goethe empfingen und in ihr Druckmanuskript auch eingeordnet hatten, bis Brentano dann ein besseres Exemplar von Friederike Mannel, der Tochter eines Pfarrers bei Kassel, und das „vollkommene“ von Frau Pattberg erhielt. Sonst hütete man sich auf beiden Seiten, die einmal nach inhaltlichen Gründen gemeinschaftlich festgestellte Ordnung des Liedermanuskripts ohne Not zu stören. Deswegen blieben viele Lieder frischer Sendungen, die Frau Pattberg hergab, unberücksichtigt. Betreffs einer solchen Sendung schickte Brentano Arnim die undatierte Notiz: „Von der Pattberg habe ich ein Päckchen erhalten, worunter kaum ein Lied war. Wenn du mir eine Freude machen willst, so halte mir, was . . die Pattberg gesendet, zusammen, verliere nichts, Du Papiermachéfabrikant; ich will allen Vorrath dann zusammenbinden lassen, was mir eine wichtige Sammlung werden kann. Die Pattberg sendete beiliegendes Lied, das ich ins Morgenblatt senden sollte. Mache einen Umschlag drum und sende es hin.“ Ich habe im Morgenblatt kein Lied der Frau Pattberg gefunden, auch ein Zeichen der sich spannenden Verhältnisse. Die Absicht, sämtliche Urmaterialien für das Wunderhorn zusammenbinden zu lassen, ist leider nicht ausgeführt worden, ebensowenig der Plan, am Schlusse der Bände die Namen aller Beiträger und Mithelfer aufzuführen. Die einzelnen Blätter lagen lose im Arnim-Brentano'schen Nachlasse da und manches ist im Laufe der Zeit abhanden gekommen; einen Teil der Originale, wahrscheinlich mit Melodien, hat seiner Zeit August von Haxthausen durch Joseph Görres erhalten (Reifferscheid, Westfälische Volkslieder S. VIII).

Digitized by Google

Brentano muss Frau Pattberg namentlich auch nach Melodien gefragt haben. Sie antwortete:

Neckarelz den 8ten Mai [1808].

Ich übermache Ihnen hiermit noch einige Lieder, von denen allso ♯ bezeichneten sind mir die Melodien bekannt so wie von noch vielen andern welche Sie schon haben, allein ich kann leider niemand finden der Geschiklichkeit und Gefälligkeit genug besizt sie mir aufzusezen.

Bei diesen Liedern sind manche aus neuern Zeiten, welche aus den poetischen Adern einfacher Landleuthe geflossen sind; ich zweifle ob sie zu Ihrem Zweck dienlich sind; doch mögen sie ein Beweiss sein, dass die Musen sich oft in der Hütte des Landmanns verweilen, und sich dann in der Sprache derer vernehmen lassen, bei denen sie einkehrten. Es soll mich unendlich freuen wenn Sie unter dieser Sammlung etwas entsprechendes finden, was mir in der Folge noch zukömmt werde ich Ihnen mit Freude mittheilen. Mit reinster Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Ihre

ganz ergebenste Dienerin

A. Pattberg.

Hier also hatte sie zum erstenmale neuere Lieder beigelegt, deren dem Volke angehörige Dichter ihr noch, wie es scheint, bekannt waren. Ich betone: zum erstenmale; eine so förmliche Entschuldigung wäre sonst nicht von Nöten gewesen. An sich freilich liegt nichts darin, das gegen den volkstümlichen Wert dieser Lieder spräche. Denn Volkslieder sind nicht blos in älteren Zeiten entstanden, und niemals hat sich, wie ich glaube, ein Volks- oder episches Lied von selbst gedichtet. Sondern, ein Dichter, bekannt oder unbekannt, ist es immer gewesen, der befähigt war, Gedanken oder Empfindungen des Volkes den allen zusagenden poetischen Ausdruck zu verleihen.

Von den Melodien fand sich nur noch eine einzige vor. Sie ist ohne jegliche musikalische Gewandtheit von fremder Hand aufgesetzt, darunter aber hat Frau Pattberg selbst geschrieben: „Diese Melodie gehört zu einem Lied aus früher überschickten Sammlungen". Der Text des Liedes ist nicht mehr da, steht auch nicht im Wunderhorn: diese Weise teile ich, von ihren rhythmischen Mängeln befreit, unten S. 122 bei den Volksliedern mit. Weitere Melodien sind vielleicht in Ludwig Erks Deutschem Liederhort 1853, und demnach in der neuesten Bearbeitung Böhmes, zu suchen. Erk hatte 1845 bis 1854 in Bettinas Auftrage für die sämtlichen Werke Achims von Arnim das Wunderhorn bearbeitet und einen neuen vierten Band — der einst schon 1810 angekündigt worden war — hinzugefügt. Diese Bearbeitung ist hauptsächlich aus zwei Gründen für nicht gelungen zu betrachten: Erk hatte sich kein Gefühl für den inneren Aufbau des Wunderhorns anzueignen vermocht, weswegen er sich befugt hielt, die vermeintliche „bunte Reihe" aufzulösen und einer „sachge-

Digitized by Google

mässeren Ordnung“ für künftig das Wort zu reden; und zweitens konnte er trotz ehrlicher Bemühung noch nicht die völlige Herrschaft über die Originalpapiere gewinnen. Auch die handschriftlichen Blätter der Frau Pattberg sind ihm zu Gebote gewesen, ohne dass er hier wie in anderen Fällen wissen konnte, von wem sie stammten. Auch seinen Mitteilungen an Birlinger und Crecelius haftet dieser Mangel an. Eine künftige Arnim-Ausgabe wird also von Erks Bearbeitung wieder abgehen und zur ersten Ausgabe zurückkehren müssen. Doch seien, sagt Erk selber, die Nachlasspapiere Arnims nicht ohne Frucht für seinen Liederhort geblieben, der sich ja überhaupt mit seinen Texten und Melodien eng an das Wunderhorn anschliesse. Wenn nun z. B. im Liederhort S. 345 zu dem dem Wunderhorn 2, 221 entnommenen Liede

Wo's schneiet rothe Rosen,
Da regnet's Thränen drein,

für das ein Lied der Frau Pattberg (unten S. 112) benutzt ist, angemerkt wird: „Melodie mündlich, aus dem Odenwald“ und gleich nochmals „Mehrfach mündlich, aus dem Odenwald [Neunkircher Höhe] und der Gegend von Mosbach in der Pfalz“ — so werden wir hier in die unmittelbare Heimat der Frau Pattberg, d. h. doch wohl auf sie selbst verwiesen. Ferner: das von ihr gelieferte Lied im Wunderhorn 2, 15

Bald gras ich am Neckar,
Bald gras ich am Rhein etc.

besitzt der Arnim'sche Nachlass heute nicht mehr in der Originalhandschrift. Erk aber benutzte sie jedenfalls noch, wie es scheint. Denn auffälliger Weise liess er den ursprünglichen Vermerk des Wunderhorns „mitgeteilt von Frau von Pattberg“ schwinden und ersetzte ihn durch die Angabe, das Lied stamme aus „A. v. Arnims Sammlung“ her. Erks Text weist nun aber namentlich in der zweiten Strophe Varianten auf, die der odenwäldischen Herkunft des Liedes durchaus entsprechen: anstatt des allgemeineren Ausdruckes

Was hilft mir das Grasen

die sprachlich begrenztere, originalere Wendung

Was bat mich das Grasen.

Und indem ich mich daran erinnere, dass der Märker Arnim auch im zweiten Bande des Wunderhorns, S. 32, diesen ihm ungewohnten Ausdruck zu Brentanos Verdrusse missverstand, schliesse ich: Arnim hat hier bewusst geändert, Erk aber benutzte wieder die eigenhändige Niederschrift der Frau Pattberg, und wahrscheinlich auch die damit verbundene Melodie, die im Deutschen Liederhort S. 232 steht, so dass also wieder

Digitized by Google

sein Vermerk daselbst „Melodie mündlich, aus der Gegend von Darmstadt“ nur ungefähr richtig und jetzt auch auf die Vermittelung der Frau Pattberg auszudehnen wäre.

Ich verfolge diesen Weg nicht weiter, um so weniger, als ich auf ihm zu praktischen Resultaten zu gelangen nicht gesonnen sein kann, zumal da ich den sehr umfangreichen Nachlass Ludwig Erks für diese Zwecke bis jetzt ergebnislos durchgenommen habe. Und wende mich zu dem vielumstrittenen Lenoren-Liede des Wunderhorns 2, 19, das weder von Arnim noch von Brentano herrührt, sondern das, wie das Originalmanuskript unwiderleglich macht, von Frau Auguste Pattberg eingeliefert worden ist: unten S. 109.

Ich betrachte, in welcher Umgebung das Lied im Wunderhorn erscheint und was sich daraus etwa für die Zeit seiner Einlieferung schliessen lasse. Das Motiv der mit demselben zusammen geordneten Lieder ist treue Liebe in mannigfacher Bewährung. Das nach ausdrücklicher Bekundung der Herausgeber „von der Frau Pattberg mitgetheilte“ Gedicht 2, 15

Bald gras ich am Neckar,
Bald gras ich am Rhein etc.,

dem mit Anspielung auf die politischen Verhältnisse von den Herausgebern die Aufschrift „Rheinischer Bundesring“ gegeben wurde, eröffnet diese Reihe: insofern das Goldringelein, ein Symbol treuer Liebe, auch die von einander Getrennten zu verbinden und zu vereinigen die Macht besitzt. Hierauf folgt S. 17 ein durch die Überschrift und letzte Strophe auch formell sich angliederndes Gedicht, wie der aus dem Kriege heimkehrende Soldat seinem Feinsliebchen, das untreu inzwischen einen anderen Mann genommen hat, das scharfspitze Messer in das Herz sticht. Und nun S. 19 das Lenoren-Gedicht: treue Liebe lässt dem Toten im Ungerlande keine Ruhe, bis er den nächtlichen Geisterritt zur fernen Geliebten reitet. Man sieht also, dies Gedicht sitzt fest an seinem Orte; und daraus folgt, dass es von vornherein planmässig in das Manuskript des zweiten Bandes — d. i. 1807 in Kassel! — einrangiert worden ist.

Zu derselben Zeitbestimmung führt eine andere Betrachtung. Das Lied steht gleich zu Anfang auf dem zweiten Bogen. Der Druck begann aber schon im Februar 1808, bald nach Arnims Ankunft in Heidelberg und ging sehr schnell vorwärts. Da einzelne der noch im Januar 1808 angelangten Lieder der Frau Pattberg aber erst an eine viel, viel spätere Stelle oder gar erst in den dritten Band eingerückt werden konnten, so ergiebt sich wieder: das Lenorenlied muss, gleichwie „Bald gras ich am Neckar“, vor dem Jahre 1808 eingeliefert worden sein.

Digitized by Google

Der Gewinn dieser Feststellung liegt klar zu Tage. Sie entzieht uns die Möglichkeit, das Lenorenlied etwa nach dem Briefe der Frau Pattberg vom 8. Mai 1808 für ein neueres Produkt ihr noch bekannter Volksdichter auszugeben. Ihre eigene Autorschaft aber ist an und für sich, nach Anlass und Absicht ihrer Sendungen, gänzlich ausgeschlossen. Und halte ich mir gegenwärtig, wie Brentano der blosse Zweifel an der Herkunft einer Romanze zu eifriger Nachfrage bestimmte, und dass Arnim, noch ehe er in Sachen des Lenoren-Liedes das Wort ergriff, seine Gegner ruhig auffordern konnte, ihm ein einziges Lied, das volksmässiger Grundlage entbehre, aufzuweisen, so bleibt nur der Schluss übrig: im Sinne der Frau Auguste Pattberg, die es einsandte, und nach der Überzeugung Arnims und Brentanos, die sich für die Aufnahme entschieden, war das Lenoren-Lied ein unverdächtiges Volkslied. Zu dieser Ansicht mussten sie um so leichter geneigt sein, als in Hippels Lebensläufen zweimal (1778. 1, 224 und 3, 313), und zwar in der ergreifenden Dichtung von seiner Liebe zu Minchen, des Volksliedes

Der Mond scheint hell,
Der Tod reit't schnell!
Feins Liebchen, graut dir auch?

als eines „bekannten" mit gleich bekannter Melodie gedacht war, und Arnim, wie wir von ihm selber wissen (Arnim und Brentano S. 212) kaum ein halbes Jahr zuvor in Königsberg das merkwürdige Buch gelesen hatte.

Nun hat das Lied das seltsame Geschick gehabt, in hervorragendem Masse der Träger des Streites zwischen Voss und Arnim zu sein. Die Ähnlichkeit dieser Volks- und Naturballade mit Bürgers Kunstballade Leonore musste natürlich von Anfang an in die Augen fallen. Der Stoff derselbe. Einzelne Wendungen ähnlich. Der Unterschied aber der: dass in dem Pattberg'schen Volksliede Feinsliebchen sich mit einer Art nüchterngesunden Gefühles gegen das Geisterhaft-Gespenstige dem Rufe des Geliebten versagt, während Bürgers Leonore, wie sich hier überhaupt das Wirkliche mit dem Übersinnlichen grenzlos bindet, dem Geiste Wilhelms auf sein Ross und in die Totenwohnung folgt. Um diesem irgendwie beschaffenen Verhältnis Ausdruck zu leihen, gaben Arnim oder Brentano nach ihrer Art, die Liedertitel im Hinblick auf persönliche, litterarische oder politische Dinge frei zu erfinden, dem Gedichte die Überschrift „Lenore" und fügten den Vermerk hinzu: „Bürger hörte dieses Lied Nachts in einem Nebenzimmer."

Dieser Vermerk hat nun viel Missbehagen und Widerspruch hervor-

Digitized by Google

gerufen. Der alte Voss nahm ihn äusserst übel; die ihm unsympathische, antiklassische Volkspoesie schien hier den dreisten Anspruch zu erheben, sich gleichwertig neben eins der berühmtesten Produkte der Kunstpoesie hinzustellen oder gar als Quelle desselben zu gelten. Gerade die Frage nach der Quelle der Bürger'schen Leonore war seit einem Jahrzehnt zu einer litterarisch noch unerledigten geworden. Namentlich in England hatte Bürgers Leonore wegen ihres an die dort vertraute Percy'sche Sammlung anklingenden Tones grosse Verbreitung gefunden. Bis zum Jahre 1796 waren vier, zum Teil prächtig gedruckte und mit Kupfern gezierte Übersetzungen erschienen. Gleichzeitig wurde in The Monthly Magazine, vom September 1796, grundlos behauptet, dass Bürger seinen Stoff einer englischen Sammlung alter Balladen vom Jahre 1723 — die übrigens bis heute nie ans Licht getreten ist — entnommen habe, wo die Geschichte unter dem Namen the Suffolk miracle or a relation of a young man, who a month after his death appeared to his Sweethart erzählt werde. Im Februarheft des Teutschen Merkurs vom Jahre 1797 berichtete ein Londoner Korrespondent über diesen, wie er ironisch sagte, glücklich ausgewitterten Fund. Wieland als gewandter Redakteur erkannte sofort, dass die Korrespondenz den Keim zu einem interessanten Aufsatze für sein Journal enthalte, und um die Sache seinerseits gleich in Fluss zu bringen, merkte er unter dem Texte an, Bürger habe selbst nie etwas davon erwähnt, dass der Stoff zu seiner Leonore aus einer fremden Sprache entlehnt sei: „Vielmehr pflegte er oft gegen seine Freunde des Ursprungs dieser Ballade so zu erwähnen, dass er durch ein altes niedersächsisches Volkslied, worin das Hurra, hurra hop, hop, hop schon vorkam, auf die Idee des Liedes gebracht worden sey". Wieland forderte Reinhard, der kurz zuvor seine Prachtausgabe Bürgers angekündigt hatte, oder einen andern von Bürgers vertrauten Freunden auf, den Lesern seines Journals eine befriedigende Auskunft hierüber zu erteilen. Derjenige, der dieser Anregung folgte, war Bürgers Lieblingsschüler August Wilhelm Schlegel: schon im Aprilheft des Teutschen Merkurs 1797 erschien von ihm „Noch ein Wort über die Originalität von Bürgers Leonore".

Schlegel bezog sich gleichfalls auf ein Gespräch mit Bürger, wonach dieser einige Winke aus einem ihm nie vollständig vorgekommenen plattdeutschen Volksliede den dunkelen Erinnerungen einer Freundin verdanke, die ihm nur wenige Zeilen, darunter

Wo liese, wo lose
Rege hei den Ring

Digitized by Google

gleich hochdeutschem „Wie leise, wie lose bewegte er den Thürring“ (als er nämlich in der Nacht vor die Thür der Geliebten kömmt), habe vorsagen können. Dieses Gespräch kann aber frühestens rund anderthalb Jahrzehnte nach der 1773 gedichteten und in der Göttingischen Poetischen Blumenlese auf das Jahr 1774 gedruckten Leonore stattgefunden haben. Unmittelbar aus der Entstehungszeit der Ballade berichtete zuerst Althof in „Einigen Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürgers“ vor dem vierten Bande der von Reinhard herausgegebenen Vermischten Schriften Bürgers, 1802 S. 37.

Althof beruft sich sowohl im Allgemeinen, als bei seinen Bemerkungen über die Leonore (S. 38) ausdrücklich auf Boie als auf denjenigen Freund, dessen Stimme in dieser Angelegenheit desto sicherer entscheide, weil er der einzige Vertraute des Dichters bei der strophenweise vorrückenden Arbeit gewesen sei; bei Strodtmann 4, 262 findet sich auch die briefliche Beglaubigung dafür. Einst habe Bürger, wie er mehr als einmal erzählt, im Mondscheine ein Bauernmädchen singen hören:

Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Feinsliebchen, graut dir nicht?

Danach hätte Bürgers Einbildungskraft schnell einige Strophen entworfen. Boie, dem er sie mitgeteilt, sei so bezaubert gewesen, dass er ihm keine Ruhe liess, bis das Stück fertig war. Die Unterlage eines fremden Originals lehnt Althof durch Boie ab. Vielmehr habe sich Bürger allenthalben, doch immer vergebens, nach dem alten Liede erkundigt, von dem jene in mehreren Gegenden Deutschlands noch im Munde des Volkes lebenden Laute ein Teil sein müssten.

Dies war der Stand der Dinge damals, als für das Wunderhorn gesammelt wurde. Wieland, Schlegel und Althof-Boie beriefen sich sämtlich auf mündliche Mitteilungen Bürgers. Was sie aber Thatsächliches anzuführen hatten, wich von einander ab; und durch zwei bekannt gewordene briefliche Äusserungen Althofs zu Friedrich Nicolai 1797 wird die Unbestimmtheit eher noch erhöht als vermindert. Die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit der Existenz eines deutschen Volksliedes war ausgesprochen. Jetzt erhielt Brentano 1806 oder 1807 in Heidelberg aus dem liederreichen Odenwald von Frau Auguste Pattberg ein Lied ähnlichen, nicht gleichen, Inhalts und Wortklangs wie die Leonore oder die mit ihr in Verbindung gebrachten Volksliedfragmente. Das war ein ungewöhnliches Ereignis in der sonst so einförmigen Sammelarbeit für das Wunderhorn. Es wurde im Freundeskreise angelegentlich erörtert.

Digitized by Google

Arnim wie Brentano gaben ihrer eigenen dichterischen Phantasie dasselbe produktive Recht wie dem immer neu gestaltenden Munde des Volkserzählers. Für den Einzelnen ohne Zweifel ein ebenso kühnes wie gefährliches Recht; das aber auch Wilhelm Grimm mit durchgreifendem Erfolge gegen Jacob bei den Märchen geltend machte. Kraft dieses Rechtes hielt sich Brentano nun für befugt, die Pattbergische Fassung der ersten (und weniger konsequent der neunten) Strophe

Es stehen die Sternlein am Himmel
Es scheinet der Mond so hell,
Wie reuthen die Todten so schnell

mit eigener Hand auf dem Originalmanuskript, den Angaben Althofs folgend, in die Form

Es stehn die Stern am Himmel
Es scheint der Mond so hell,
Die Todten reiten schnell

zu verwandeln; und auf Althof geht auch der absichtlich etwas schärfer zugespitzte Vermerk zurück, dass Bürger dieses Lied Nachts in einem Nebenzimmer hörte. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Arnim, der im Druckmanuskript nur eine Kopie vor Augen hatte, von Clemens' Verwandelungen gar nichts wusste. Unter denen, die über den merkwürdigen Sachverhalt schon vor dem Erscheinen des Bandes mündliche Aufschlüsse erhielten, befand sich wahrscheinlich auch der alte Voss.

Dem Vossischen Hause hatte Arnim auch bei seinem zweiten Aufenthalt in Heidelberg 1808 noch freundschaftlichen Besuch gemacht. Blieb die Verschiedenheit der poetischen Überzeugungen rücksichtsvoll bei Seite, so lag bisher zwischen Voss und Arnim nichts Persönliches vor, das ein Einvernehmen stören musste. Nur mochte dem aus seinem Stande aufgestiegenen Voss im Stillen nicht behagen, dass bei Arnim an einer bestimmten Stelle, wo der Litterat und Dichter aufhörte, der märkische Edelmann mit dem ihm innewohnenden Standesgefühl hervortrat; eines der wichtigsten, seiner Natur nach nicht ausgesprochenen Motive für Vossens späteren persönlichen Angriff auf Arnim und — auf den Grafen Stolberg. Unbefangen und freimütig hatte Arnim mit Voss wie mit Jedermann (vgl. Görres' Briefe 8, 41) über seine und Brentanos ergänzende Liederarbeit gesprochen, ihm auch wohl die frisch einlaufenden Korrekturbogen des Wunderhorns vorgewiesen, bis sich Ende April, Voss zu neuem Verdrusse, Brentano in Heidelberg einstellte. Und so konnte Heinrich Voss als Sohn seines Vaters im Juni 1808, noch ehe der zweite Band des Wunderhorns fertig vorlag, an Goethe schreiben, Brentano habe sich

Digitized by Google

garstig anführen lassen und Gedichte, die ein Hiesiger scherzweise selbst gemacht und ihm auf der Post zugeschickt, als alte Volkspoesie abgedruckt: „Auch ist darunter das angebliche Original von Bürgers Leonore, das aber von einer Frau von Plattberg in Neckargemünd eigenhändig ist gemacht worden. Der Überfluss von Volkspoesie ist in Brentanos Sammlung so gross, dass nun ausser dem zweiten Bande noch ein dritter nachfolgen soll".[1])

Diese missgünstigen Äusserungen über das Wunderhorn waren ebenso unbegründet wie ungenau. Ein solcher Ignorant war Brentano in diesen Dingen wahrlich nicht, dass ihn jeder Hansnarr hätte täuschen können. In einem noch ungedruckten Briefe schrieb Brentano an Goethe (nach dem 19. Januar 1809), im Ganzen seien die Ergänzungen im Wunderhorn schier unwert, erwähnt zu werden: „ganz eignes Machwerk aber, wie Voss sagt, das ist eine sehr unwissende Beschuldigung." Warum nannte Heinrich Voss den Heidelberger „Hiesigen" nicht mit Namen, da er ja doch mit zwiefachem Irrtum die „Frau von Plattberg in Neckargemünd" anführt? Seltsam aber: Goethe war über diese Neuigkeit längst viel besser unterrichtet, als Voss nur ahnen konnte. Schon im Februar hatte Johannes Falk aus Kassel, wo er Brentano besuchte, die ersten Aushängebogen des zweiten Bandes nach Weimar mitgebracht, und Goethe las aus dieser „Fortsetzung des Wunderhorns", wie ich im Goethe-Jahrbuch 15, 274 bemerkt habe, in den Abendgesellschaften der Frau Johanna Schopenhauer vor. Goethes Mund sprach also zuerst den Namen der Frau Auguste Pattberg in dieser geistig vornehmen Gesellschaft aus. Sie hätte sich, wäre es ihr bekannt worden, keinen schöneren Lohn ihrer Bemühungen für das Volkslied wünschen können. Die Vossische Missgunst war doch zu offenkundig und trug wohl auch dazu bei, dass Goethe den alten Voss wirklich auf den Blocksberg zitierte: Weimarer Goethe-Ausgabe 14, 305.

Das arme „angebliche Original von Bürgers Leonore", wie es Heinrich Voss zuerst genannt hatte, sollte noch lange keine Ruhe finden. Es schien dem alten Voss die Handhabe zu einem wuchtigen Hiebe gegen das Wunderhorn zu bieten. Er hatte im Frühjahr 1807 die Korrespondenz seines Schwagers Boie mit Bürger erhalten (Goethe-Jahr-

1) Die von Bratanek offen gelassene Ansetzung dieses undatierten Briefes (Goethe-Jahrbuch 5, 74—77) ergiebt sich daraus, dass die in demselben erwähnte Anwesenheit der Frau Elise Bürger in Heidelberg nach der Zeitung für die elegante Welt 1808 Nr. 85 und dem Morgenblatte Nr. 137 in den ersten Tagen des Juni stattgefunden hat.

Digitized by Google

buch 5, 61), und nach mehrfachen anderen Angriffen auf das Wunderhorn wählte er 1809 „Bürgers Briefwechsel mit Boie über die Lenore" aus, den er im Morgenblatt Nr. 241 vom 9. Oktober, mit Anmerkungen drucken liess. In der Sache das urkundliche, wenn auch nicht vollständige Material für die bei Althof gegebene Darstellung dieser Dinge. Die eigentliche Tendenz der Veröffentlichung trat in der entscheidenden Anmerkung hervor, die da besagte: „Die Geschichte der Lenore hatte Bürger von einem Hausmädchen erzählen gehört. Die Erzählerin, die er in der Folge Christine nennt, wusste aus dem alten Liede nur die Verse:

Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle

und die Worte des Gesprächs: Graut Liebchen auch? — Wie sollte mir grauen? Ich bin ja bei Dir. — Wir haben dem Liede in allen Gegenden von Deutschland umsonst nachgeforscht. Was man im Wunderhorn dafür ausgiebt, scheint nicht älter als die Pfarrerstochter von Taubenhain, die aus der Bürgerschen verdorben ist, . . . Sprache und Versbau ist modern." Man bemerke doch hier, wo Voss für jedes Wort aufkommen muss, den vorsichtigen Ton gegenüber der ungenierten brieflichen Auslassung seines Sohnes. Der alte Voss wagte jetzt doch nicht das Pattbergische Volkslied schlechtweg zu verwerfen. Indem er aber mit dialektischer Geschicklichkeit den Streit auf „die Pfarrerstochter von Taubenhain" (Wunderhorn 2, 222) hinüberspielte, die er ohne Beweis für „aus der Bürgerschen verdorben" erklärte und seinen eigenen Worten neben Bürgers Briefen den Schein urkundlichen Wertes zu geben wusste, erzielte er bei dem Leser betreffs des Lenoren-Volksliedes thatsächlich diejenige Wirkung, welche hervorzurufen seine eigentliche Absicht war.

Und doch muss Vossens Kritik als eine irrige bezeichnet werden. Das Pattbergische Volkslied sollte gar nicht, wie Voss meinte, die „Quelle" der Bürgerschen Leonore sein. Über das Charakteristische der Liederaufschriften im Wunderhorn habe ich schon gesprochen. Kein Mensch kann die „Aussicht in die Ewigkeit" (2, 403) für eine Quelle Lavaters betrachten. Niemand das „Ikarus" getaufte Gedicht Justinus Kerners (2, 161) irgendwie mit der Ikarussage in Verbindung bringen, oder „Rinaldo Rinaldini" (2, 366) als Spott oder Quelle für Vulpius auffassen. Wäre damals schon Werners Vierundzwanzigster Februar gedichtet gewesen, so hätte vielleicht „Die Mordwirthin" (2, 197) eine andere Bezeichnung erhalten. Ebensowenig sollte die Aufschrift „Die feindlichen Brüder" über ein handschriftliches Gedicht des 17. Jahr-

Digitized by Google

hunderts (2, 353) Quelle oder gar Schimpf gegen Schiller sein, eine Deutung, gegen die sich hier die Herausgeber in einer Anmerkung an die „liebe Dummheit", die nicht Spass verstünde, ausdrücklich verwahrten. Ob wohl diese Anmerkung, gegen das Ende des zweiten Bandes, als eine Art von Vorausverteidigung gegen die Anklage geschrieben ist, die etwa mündliche Nachrichten aus dem Vossischen Kreise schon damals gegen die „Lenore" erwarten liessen? Und trotzdem denunzierte — natürlich im Hinblick auf Goethe — der alte Voss in seinem ersten Angriff auf das Wunderhorn (Morgenblatt 1808, 25./26. November) diesen „pöbelhaften Wortwechsel eines Mehldiebs und eines Flickendiebs", womit „namentlich gegen Schiller gewitzelt" werde. Mit demselben Rechte hätte er die gegen ihn gerichtete Sonettenbeilage der Einsiedlerzeitung, die als ein „Anhang zu Bürgers Sonetten in der letzten Ausgabe seiner Schriften" angekündigt und veröffentlicht wurde, als eine Anmassung gegen Bürger ausgeben können, während doch Vossens Ärger über das Sonett und im Besonderen seine grosse Abhandlung über Bürgers Sonette in den Juni-Nummern der Jenaer Litteratur-Zeitung verspottet werden sollte. So ist es auch im Sinne des Wunderhorns nicht angängig, die „Pfarrerstochter von Taubenhain", worin doch nur ganz schlicht und anspruchslos ein im Volke häufig erlebtes Motiv behandelt wird, oder gar die „Lenore" der Frau Auguste Pattberg wegen ihrer Aufschriften als „Quellen" der entsprechenden Balladen Bürgers aufzufassen. Es wird sich zeigen, dass auch sachlich Vossens Angaben über die Entstehung der Leonore Bürgers nicht in Ordnung sind.

Eine Entgegnung Seitens der Herausgeber oder Freunde des Wunderhorns war in dem von Voss beherrschten Morgenblatt nicht möglich. Dagegen standen ihnen damals noch die Heidelberger Jahrbücher zu Gebote. Görres nannte hier (1810. 5, 2, 44) in einem Zuge Graf Friedrich, Lenore, Thedel etc. Reminiscenzen aus der teils fabelhaften, teils wirklichen Geschichte der Nation und gleichsam kleine zusammengebrochene Abbilder der grossen Erscheinung, die sich früher vor uns gestaltete. Auch Wilhelm Grimm trat öffentlich für die Echtheit des Pattbergischen Volksliedes ein, über dessen Herkunft er genau unterrichtet war, und dessen Aufnahme in das Wunderhorn seine Ansicht mitbestimmt hatte. Er erklärte 1810 in seinen erst 1811 erschienenen Altdänischen Heldenliedern, S. 506, zu dem Liede vom Ritter Aage, wo er auch auf die englischen und deutschen Lenoren-Dichtungen zu sprechen kam: „man weiss, dass Bürger das Volkslied im Sinne hatte, von dem er wenige Zeilen hörte, und das vollständig nun im Wunderhorn II. S. 19 steht.

Digitized by Google

So hat jedes der drei Völker diese Sage in seinem Volksgesang, als ein Zeugnis seiner Verwandtschaft, da ein Entlehnen offenbar nicht stattgefunden hat." Und dieses Urteil wiederholte er, zwar anonym, aber fast wortgetreu und darum jedem Eingeweihten erkennbar, in den Heidelberger Jahrbüchern 1811, S. 143. Er versuchte auch zuerst die sich gleich bleibende Wiederkehr des Lenoren-Stoffes und formelhafter Wendungen aus entfernten Volksgebieten nachzuweisen: ein Verfahren, dem er in den Märchen (1822. 3, 77 und 1856. 3, 75) treu geblieben ist, und das 1836 in den Altdeutschen Blättern (1, 174) durch Wilhelm Wackernagel, 1886 in den Charakteristiken durch Erich Schmidt und neuerdings durch Adolf Hauffen im Euphorion (2, 148. 203 und 3, 133) eine mit dem Anschwellen der hierher gehörigen Litteratur mitschreitende Fortbildung gewonnen hat. Indem Jacob Grimm in der Deutschen Mythologie (4. Auflage 2, 704) das Pattbergische Volkslied als echte Quelle benutzte, that er sein Einverständnis mit Wilhelm in dieser Frage kund.

Welcher Art die Erwägungen waren, von denen sich die Freunde hatten leiten lassen, ersieht man aus einer nicht viel später erfolgenden Erklärung Arnims. Jördens hatte in seinem „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten" auch die Notiz des Wunderhorns über die Leonore erwähnt. Eine mit Ki (Karl Justi?) gezeichnete, übrigens Vossisch gesinnte, Recension des Buches in den Heidelberger Jahrbüchern, 1811 S. 736, widersprach dieser Meinung mit dem Bemerken: das Gedicht des Wunderhorns scheine eine spätere, erst nach der Bürgerschen Lenore verfertigte Komposition zu sein. Was Voss wohlweislich zu behaupten sich gehütet hatte, war hier rückhaltlos ausgesprochen worden. Arnim erliess darauf im 21. Intelligenzblatt der Heidelberger Jahrbücher 1811, wahrscheinlich von Frankfurt aus, wo er damals mit seiner jungen Frau sich aufhielt, mit der ihm eigentümlichen Verbindung von Ernst und Ironie nachstehende, über den Recensenten hinweg an Voss gerichtete

Antikritik.

Den Recensenten von Jördens Wörterbuche in den Heidelb. Jahrb. fordere ich auf, die Quelle anzuzeigen, welche ihm bewiesen, dass das, im Wunderhorn unter dem Namen Lenore abgedruckte Lied der bekannten Bürgerschen Ballade nachgebildet sey. Es ist den Herausgebern eingesendet, und da sich alle innere Gründe vereinigten, es sey das in Bürgers Leben bezeichnete Lied, mit jener Notiz begleitet worden. Da mir noch kein Fall vorgekommen, dass ein weiter fortgebildetes Gedicht, wie Bürgers Lenore, das übrigens bei den frühern Dänischen und

Digitized by Google

Englischen Gedichten gleichen Inhalts auf Originalität der Geschichte keinen Anspruch machen kann, wieder zu einer fast ursprünglichen Einfachheit wie in jenem Liede des Wunderhorns zurückgeführt worden sey, so würde ich diese Entdeckung des Rec. als einen merkwürdigen Beytrag zur Geschichte der Poesie betrachten.

Ludwig Achim von Arnim.

Man wird es begreiflich finden, dass Arnim den Namen der Frau Auguste Pattberg, wenn er ihn noch wusste, nicht in die Diskussion werfen mochte; auch, dass er sich stillschweigend auf seinen Freund Wilhelm Grimm bezog. Die nun ganz auf Voss gestützte „Antwort des Recensenten" hat kein selbständiges Interesse für uns; beide Parteien hielten, natürlich, ihren Standpunkt fest. Brentano hat im Fanferlieschen (Märchen 2, 268 ff.) das Lenorenlied anklingen lassen, und noch in der Zueignung des Gockel (Schriften 5, 12) spricht er, wenn ich ihn recht verstehe, die Überzeugung aus, dass, noch ehe Bürgers Leonore gedichtet war, derartige Gespenstergeschichten und Märchen in nächtlicher Rockenstube erzählt worden seien.

Dies ist der Thatbestand über Bürgers und des Wunderhorns Lenoren-Dichtungen, wie er damals vorlag, und seine tief in das persönliche Getriebe der beteiligten Personen eingreifende Geschichte. Ungewöhnlich reich erscheint sie uns, und dennoch in ihrem uranfänglichen Werden lückenhaft und unvollständig. Stellt man bei Bürger überhaupt die Frage nach der Herkunft seines Stoffes, so kann als ein wichtigstes Moment alles dasjenige, was ihm nicht dem Wortlaute, sondern dem Sinne nach im Gedächtnis blieb, nicht in Anschlag gebracht werden, und selbst die Vergleichung ähnlicher Dichtungen giebt uns doch im Einzelnen keinen festen Anhalt; die Volksballade des Wunderhorns aber verschwindet unserem Gesicht in dem Augenblicke, wo wir sie rückwärts über die Frau Pattberg hinaus verfolgen möchten. Wenn ich die spätere, litterarische Beurteilung der Wunderhorn-Lenore — ich verweise namentlich auf Wackernagel (Altdeutsche Blätter 1836. 1, 193. 196), Pröhle (Bürger 1856, S. 100), Goedeke (Grundriss 1881. 3, 39), Sauer (Kürschner 78, S. LV), Schmidt (Charakteristiken 1886, S. 222. 240) — mir vergegenwärtige, so glaube ich zu bemerken, dass im Durchschnitt die Vossische Kritik vor der Arnim-Brentano-Grimm'schen Auffassung im Vorteil geblieben ist. Jetzt, wo zu Strodtmanns authentischem Briefwechsel und Schmidts Bekanntmachung der „Ur-Leonore" Bürgers der Originaltext des Pattbergschen Volksliedes hinzutritt, kann das Urteil ein anderes sein, und in diesem Sinne schliesse ich noch einige Bemerkungen an.

Digitized by Google

Voss ist im Unrecht mit seiner Angabe, dass Bürger von seiner Magd Christine das Volkslied gehört habe. Auch wenn Althofs briefliche Äusserung zu Nicolai nicht widerspräche: aus Bürgers eigenen Briefen erfahren wir greifbar nur das eine (Strodtmann 1, 115), dass der Stoff aus einem alten Spinnstubenliede genommen sei; und die Hausmagd Christine (ebenda 1, 163) gehörte zu denjenigen Leuten des Volkes, welchen der Dichter seine bereits fertig gedruckte Leonore vorlas oder in diesem Falle vorlesen wollte, um die Probe ihres Eindruckes zu machen.

Boie-Althof-Voss hatten ferner Unrecht, wenn sie mit unbesorgter Sicherheit behaupteten, dass die Worte „Feinsliebchen graut dir auch?" oder „Graut Liebchen auch? — Wie sollte mir grauen? Ich bin ja bei dir?" aus dem von Bürger gehörten Volksliede stammten. Die „Ur-Leonore" Bürgers hat sie überhaupt noch nicht, vielmehr ist dies ihm vorher, wie es scheint, nicht geläufig gewesene Wechselgespräch erst durch die Mitarbeit des Hains, dem das Gedicht zur Begutachtung vorlag, nachträglich auf Cramers und Boies Anraten (Strodtmann 1, 146. 149) eingeführt worden. Wäre das Pattbergische Volkslied aus Nachahmung Bürgers entstanden, so bliebe unbegreiflich, wie der Nachdichter sich dieses so ganz allgemein volkstümliche Moment nicht angeeignet haben sollte: in diesem Punkte steht also die Wunderhorn-Lenore auf derselben Stufe wie Bürgers frühester Entwurf.

In der Urgestalt der Bürger'schen Leonore hatte die 19. 22. 24. Strophe noch den Ausgang

Der volle Mond scheint helle;
Wie ritten die Todten so schnelle —

und gegen die Umwandelung dieses Ausrufes in die ruhigere Bekräftigung „Die Todten reiten schnelle", die Boie forderte (Strodtmann 1, 159), sträubte sich lange Bürgers Gefühl, weil „er sich dies nicht erkünstelt, sondern es ihm anfangs gleich vorgeschwebt habe, dass es so seyn müsste", bis der Ausruf endlich doch aus seiner Leonore schwand. Das Volkslied der Frau Pattberg aber hat ursprünglich (unten S. 109) denselben Ausruf

Wie reuthen die Todten so schnelle,

den erst Brentano aufgab, der aber gleichwohl als volkstümliche Form anderweitig bekannt ist. Frau Pattberg hat auch, wie wir gleichfalls neu erfahren, ein anderes Volkslied dem Wunderhorn (unten S. 110) vermittelt, das viermal mit der Zeile einsetzt

Ei, ei, wie scheint der Mond so hell,

Digitized by Google

und um nur den einen kurzen Schritt vom Wunderhorn zur Einsiedlerzeitung zu machen, auch Bettinens Seelied (vgl. Goedeke ² 6, 83, 1 Anmerkung) weist mit den Versen

Es schien der Mond gar helle,
Die Sterne blinkten klar,

einen ähnlichen Eingang wie das Volkslied der Frau Pattberg auf. Wer wäre also gezwungen, bei diesem letzteren durchaus an Bürger zu denken?

Bürger hat dem alten Lenorenstoffe eine moderne Verknüpfung mit dem siebenjährigen Kriege gegeben: mit der Prager Schlacht (Str. 1 ⁶) und dementsprechend mit Böhmen, wo Wilhelm begraben liegt (Str. 15 ²). Die abmahnende Beschwichtigung der Mutter, in Strophe 8,

Hör, Kind! Wie, wenn der falsche Mann,
Im fernen Ungerlande,
Sich seines Glaubens abgethan,
Zum neuen Ehebande?

steht mit dieser Modernisierung, wie mir scheint, in Widerspruch. Die Mutter kann nur meinen, dass Wilhelm in Ungarn vielleicht ein Türke, ein Muselmann geworden sei. Jedermann sieht, dass dies Motiv für das Ungarn der siebenjährigen Kriegszeit nicht mehr zutrifft. Es muss die Stelle also ein von Bürger nicht preisgegebener Rest des alten Gedichtes sein, dessen Tradition bis in die türkische Herrschaft über Ungarn, also bis in das 17. Jahrhundert etwa, hinaufreicht. Das Volkslied der Frau Pattberg aber weiss es gar nicht anders, als dass der Tote „dort drin im Ungerlande" ein kleines Haus, sein Grab, habe. Was ist nun wohl das Natürliche? dass ein volkstümlicher Nachdichter Bürgers irrig „im Ungerlande" anstatt „im Böhmerlande" gesagt habe, oder dass in dem Pattbergischen Volksliede selbständig und unabhängig der alte echte Grund gewahrt sei? Ich glaube das letztere. Im Wunderhorn zieht den Toten einzig und allein die eigene Sehnsucht zur Geliebten, nicht zugleich auch die Sehnsucht der Geliebten selbst: wodurch der Ausgang des Volksliedes notwendig und gerechtfertigt wird. Gerade diese inhaltliche Verschiedenheit, die man durchaus nicht für eine Verflachung ansehen darf, verbürgt meinem Gefühl es am unmittelbarsten, dass das Pattbergische Volkslied nicht aus Bürgers Ballade geflossen sei.

Es ist überhaupt mit aller abstrakten Kritik individuell entstandener Phantasiegebilde ein eigen Ding. So nötig sie erscheint, so leicht ist sie auch dem Irrtum ausgesetzt. Wer mit neu erschlossenem Material in der Hand zu bestehenden Anschauungen seine Stellung nehmen musste, hat diese Erfahrung zweifellos mehr als einmal an sich selbst gemacht.

Digitized by Google

Im Weimarischen Jahrbuch 1855 (3, 248) konnte Oskar Schade wie zu scheinbarer Bekräftigung einzelner abfälliger Bemerkungen über das Wunderhorn noch sagen: „Ganze Lieder stehen im Verdachte, eingeschwärzt zu sein, so z. B. das schöne Lied „Es steht ein Baum im Odenwald", das nun überall als Volkslied aus dem Odenwald gilt, rührt höchst wahrscheinlich von einem der Herausgeber her: es macht übrigens seinem Dichter alle Ehre". Jetzt sehen wir, dass das Wunderhorn es aus den Händen der Frau Pattberg erhielt (unten S. 108).

Von ihren übrigen Volksliedern braucht nicht einzeln gesprochen zu werden. Nur sei bemerkt, dass das Turteltäubchenlied (unten S. 115) aus einem Liebeslied im Wunderhorn zu einem Kinderliede verwandelt worden ist. Andere Dinge ergeben sich bei einer Vergleichung der Originalien mit den Texten des Wunderhorns von selbst, wie in den Noten angedeutet wird, die ich absichtlich innerhalb dieser Grenzen halte. Und so ist mir, wie ich denke, die litterarische Betrachtung der von der Frau Auguste Pattberg gesammelten Volkslieder zugleich ein Stück Entstehungsgeschichte von Des Knaben Wunderhorn und ein Beitrag zur Geschichte der Heidelberger Romantik geworden.

Schlussbemerkung.

In der nachfolgenden Zusammenstellung der Aufzeichnungen der Frau Pattberg machen den Anfang ihre anonymen Sagen und Schilderungen aus der Badischen Wochenschrift, mit der einen oben S. 80 berührten Ausnahme. Es reihen sich gedruckte und ungedruckte Volkslieder für das Wunderhorn an, zu denen die eine erhaltene Melodie hinzutritt. Ausgeschlossen habe ich (vgl. oben S. 78) die Urkunde über die Notburgasage. Gedrucktes gebe ich mit möglicher Treue wieder. Ebenso verfahre ich mit der handschriftlichen „Lenore", während ich sonst den Manuskripten eine leichte Interpunktion hinzugesetzt habe.

Das Neckarthal.[1])

Die Beschreibung des Neckarthales in der Badischen Wochenschrift hat schon bei dem Dorfe Neckarzimmern geendet. Zu interessant ist aber dieses schöne Thal, als dass es nicht der Mühe werth seyn sollte, dem Leser eine vollständige Beschreibung desselben vorzulegen.

1) Badische Wochenschrift Nr. 8. Freitags den 20. Februar 1807. Sp. 116—120. Vgl. oben S. 78. 79.

Digitized by Google

Zur Linken des Flusses liegt von Zimmern abwärts der Ort Hochhausen, bekannt durch das Grabmal Nothburgens, der Königstochter, jener vom Volke verehrten Heiligen des Craichgaues, deren Bild in Stein ausgehauen, in der Kirche des Orts zu sehen ist, und von welcher sich noch manche Sagen unter dem Volke erhalten haben. Mit Vergnügen verweilt nun das Auge auf dem lieblich erweiterten, mit Rebenhügeln umgebenen Thale, und erreicht auf der rechten Seite des Neckars das freundliche Neckarelz, da wo sich der Strom theilt, eine Insel bildet, und die schöne Elzbach aufnimmt. Dieser Ort gehörte ehedem zu den Besitzungen des berühmten Ordens der Tempelherren, und noch wird der Gottesdienst einer Religionspartheі an eben der Stelle gefeiert, wo sie einst ihre Versammlungen hielten. Wenig Schritte von da, jenseits der Elz, über welche eine schöne Brücke führt, liegt das fleissige Diedesheim, durch beide Orte zieht die Landstrasse, welche von Würzburg nach Heidelberg geht. Bei dem leztgenannten Dorf geschieht in Nächen oder Fähren die Überfahrt über den Fluss; jenseits erreicht man, nahe am Ufer, den Ort Obrichheim, der durch manche daselbst ausgegrabene Alterthümer merkwürdig ist, und vielleicht noch merkwürdiger werden könnte, wenn Sachkundige weitere Nachforschungen anstellten. Vor etwa 12 Jahren erbaute ein dortiger Bürger ein Haus, beim Fundamentgraben kam man auf eine breite steinerne Stiege, welche in ein Gewölbe führte; die Unwissenden warfen die Öffnung wieder zu, im blinden Wahne, es könnte ein Geist in jenes Gewölbe verbannt seyn. Seitwärts von Obrigheim liegt, auf einem sorgfältig angebauten Berge, die alte Burg Neuburg, von Taglöhnern der dortigen Hofbeständer bewohnt; von da erblickt man das anmuthige Thal mit allen seinen reichen Umgebungen im schönsten Lichte, nahe und ferne gelegene Ortschaften, Schlösser und Burgen, Mühlen und Höfe, erreicht das Auge, und folgt gerne den Krümmungen der Elzbach im schönen Wiesenthale und den Wendungen des Neckars; in amphitheatralischer Gestalt stellt sich das Ganze unter den lieblichsten Bildern dar. Diese lächelnde Gegend, die das Gemüth so freundlich anspricht, war ehedem der Aufenthalt Maximilian Josephs von Baiern, welcher mit seiner ganzen Familie in den Zeiten der Belagerung Mannheims im Jahr 1795 drei Monate lang dort verweilte. Rechts am jenseitigen Ufer erhebt sich auf einem mit Reben bepflanzten Berge der alte Schreckhof, ehmals verschiedenen alten nun ausgestorbenen Familien gehörig. Durch fruchtbare Wiesen und Felder windet sich der Fluss hinab gegen Bienau, ein heiteres Dörfchen, am rechten Ufer, doch, ehe man es erreicht, sieht man zur Rechten die alte, beinahe gänzlich zerstörte Burg Thauchenstein, welche isolirt auf einem steilen Felsenhange dasteht. Gerade Bienau gegenüber, zur Linken des Stromes, liegt das kleine Dörfchen Mörtelstein; romantisch ist seine Lage; zwischen zwei Bergen eingeengt, bleibt es lange dem Auge verborgen, und gewinnt höhern Reiz durch die Überraschung. Noch romantischer liegt auf einem Hügel die kleine Kirche und der Kirchhof, den zwei hohe Tannenbäume dem Wanderer bezeichnen. Von nun an begrenzen dunkle Wälder und steile Berge die Ufer, und man gelangt an eine Stelle, wo der Unkundige, von hohen Gebirgen umringt, sich gleichsam eingeschlossen glaubt, und schwer errathen würde, wohin sich der Strom wendet. Zuerst erreicht man nun das Dorf Guttenbach zur Linken, und mehr abwärts Gerach zur Rechten des Flusses, von wo aus man jenseits gerade gegenüber die schönen Ruinen des Minnebergs empor ragen sieht, welche auf ihrem hohen Sitze schon von Ferne her den schönsten Anblick gewähren, und mit den Wendungen des Stroms sich in mannichfaltiger Gestalt darstellen. Jetzt engt sich das Thal immer mehr zusammen, und man kommt zur Rechten an den Ort Zwingenberg, den eine sehr geräumige Burg in noch bewohnbarem Zustande merkwürdig macht; es sind dort schreckliche Gefängnisse,

Digitized by Google

Burgverliesse, und noch manche Überreste aus den schauerlichen Zeiten der Vehmgerichte. Auch ist es der Ort, wo der Günstling des Kurfürsten Karls von der Pfalz, der bekannte Minister Langhans, der nach dessen Tode angeklagt, schuldig befunden, und zu 20jähriger Gefängnisstrafe verdammt war, gefangen sass. Bei diesem Orte hat der Neckar einen Strudel, der den unkundigen Schiffer verschlingen oder seinen Kahn auf den Felsen zertrümmern würde. Auf einer hohen Waldspitze zur Linken liegt, mehr hinabwärts, die alte berühmte Burg Stolzeneck, von welcher noch einige Sagen im Munde des Volkes sind. Am rechten Ufer kömmt man nun an das Dörfchen Lindach, und am jenseitigen, etwas weiter hinunter, nach Rockenau, von da erreicht man, immer weiter abwärts, auf derselben Seite, das Dorf Neckarwimmersbach, und bald darauf, auf der entgegengesetzten, das durch Holzhandel und Gewerbfleiss bekannte Städtchen Eberbach. Hier nimmt der Neckar zwei beträchtliche Flossbäche auf, die Gammels- und die Itterbach, wovon die letztere eine besonders heilende Kraft besitzt. Auf einem hohen Berge sieht man noch die letzten Trümmer einer ehemaligen Burg; gegenüber am linken Ufer aber das Örtchen Plaudersbach, und mehr abwärts am rechten den einsamen Neckarhäuser Hof. Jetzt erscheint schon aus der Ferne an des Flusses linkem Ufer die Kapelle von Hirschhorn, sie ist ein Überbleibsel alter Zeit, im Gothischen Geschmack erbaut, hat eine Menge der schönsten farbigen Glasscheiben, worauf theils Familienbilder, theils die Wappen der damals blühenden Geschlechter von Handschuhsheim, Habern und Hirschhorn sich befinden, und dient jetzt dem gegenüber zur Rechten des Flusses liegenden Städtchen Hirschhorn zur Begräbnisstätte. Dieses Städtchen ist sehr alt. Auf dem Berge liegt eine Burg, die noch bewohnt wird, und ein Kloster, welches vor noch nicht langer Zeit aufgehoben wurde. Noch immer umgeben hohe Berge, dichte Waldungen und Steinklippen die Ufer und der Fluss drängt sich mit raschem Laufe zwischen den hohen Bergmassen hindurch. Bald erblickt man zur Linken den hohen über alles emporragenden Dilsberg, ehemals Diebsberg genannt, weil seine Bewohner in den Zeiten des Faustrechts dasselbe fleissig ausübten. Er war ehedessen sehr befestigt, und ist noch merkwürdig durch seinen 126 Klafter tiefen Brunnen, der im Mittelpunkt seiner Tiefe eine eiserne Thüre hat, die in einen unterirdischen Gang führt, welcher unter dem Neckar hindurch nach dem gegenüber gelegenen Schlosse Steinach gegangen seyn soll. In diesem Schlosse, nahe bei dem Städtchen dieses Namens, hauste einst der berühmte Ritter Landschaden von Steinach. In der dortigen Kirche sind noch, in Stein ausgehauen, mehrere Ritter — unter ihnen auch Landschaden, zu sehen. Eine schwarze Tafel erzählt die Geschichte des leztern dem Wanderer.

Ausser jener Burg sind noch drei ähnliche Ruinen alter Schlösser in der Nähe, kaum einen Flintenschuss von einander entfernt, einige nennen sie die Schwester-Burgen, andre geben ihnen drei verschiedene Namen. Von diesen Burgen laufen in der Gegend noch mancherlei wunderbare Sagen umher. Jetzt wird der Fluss von der einen Seite etwas freier, und nähert sich dem artigen Städtchen Neckargemünd; es liegt am linken Ufer, und ist durch den regen Fleiss und die Betriebsamkeit seiner Einwohner bekannt. Die Landstrasse führt von da, immer am Rande des Flusses hinab, bis nach Heidelberg.

Jeder Fremdling, der diese Gegend besucht, wird sich mit Innigkeit der Schönheiten freuen, die er hier bei jedem Schritte erblickt.

Beschreiben lassen sich diese Szenen nicht; der Einheimische bewahrt ihre Bilder in seinem Gemüthe, und für den fremden Reisenden ist es hinreichend, ihn darauf aufmerksam zu machen. A. P.

Digitized by Google

Der Minneberg. [1])

Eine Volkssage.

Hugo von Habern hinterliess drei Söhne. Frühe wurden sie schon an ritterliche Übungen und an die Beschwerlichkeiten der Jagd gewöhnt. In den weitausgedehnten Forsten des Odenwaldes streiften sie bis zu den freundlichen Thälern des Neckars, und verfolgten Tage lang das Gewild. Ihr Begleiter war ein Windspiel von seltner Treue; nie wich es von ihrer Seite, war immer ihr Vorläufer und leitete sie stets auf die richtige Spur. Eines Tages führte sie der kundige Wegweiser auf den Gipfel eines steilen Berges am Neckar, vor den Eingang einer düstern Höhle. Die Jäger folgten auch diesmal dem klugen Führer, der sie nie irre geleitet hatte, hinab in die Tiefe der schauerlichen Kluft, in deren Hintergrunde sie zu ihrem grossen Erstaunen drei weibliche Gestalten erblickten, welche bethend auf den Knieen lagen. Die Jünglinge stutzten bei dem unerwarteten Anblick; sie wähnten drei Heilige im überirdischen Glanze geistiger Verklärung vor sich zu sehen, doch bald überzeugten sie sich, dass es Erdbewohnerinnen waren, die vom Schicksal verfolgt, hier eine Freistätte gefunden — und sich in diese Einöde geflüchtet hatten, um in stiller Verborgenheit, abgeschieden von der trüglichen Welt zu leben. Sie waren entsprossen aus dem berühmten Geschlechte der Ritter von Handschuchsheim, allein mit ihrem Vater war der alte Stamm dieses Namens erloschen, ihre Besitzungen fielen dem Lehensherrn heim. Die Mutter war längst schon gestorben, und das geringe Erbe, das den drei Schwestern noch übrig blieb, hatte ihnen die Raubsucht eigennütziger Menschen entrissen. Als verlassene Waisen, ohne Schutz, flüchteten sie sich vor den Nachstellungen arglistiger Verführer in diese einsame Klause, denn sie waren schön, und Schönheit droht nicht selten mit Gefahren. Ein alter Diener war den Jungfrauen gefolgt, und sorgte, als Einsiedler gekleidet, treulich für ihren Unterhalt: allein in der tiefsten Einsamkeit und in gänzlicher Abgeschiedenheit von den Menschen, waren ihre sanften weiblichen Gefühle nicht erstorben, und die edeln Jünglinge machten denselben Eindruck auf sie, den die Jungfrauen auf jene gemacht hatten. Das unauflösliche Band reiner Liebe schloss sich in der Folge unter ihnen, und knüpfte sich mit jedem Tage fester. Die drei Brüder erbauten auf jener Stelle eine stattliche Burg und nannten sie Minneberg. Lange lebten sie und ihre Gattinnen dort, in glücklichem Vereine, erst lange Jahre nachher verschwand auch ihr Name aus den Registern der edeln Geschlechter des Neckarthals. Zum ewigen Gedächtniss liessen die Ritter das Windspiel, welches sie zu den Einsiedlerinnen geleitet hatte, in Stein aushauen. Noch vor wenig Jahren behauptete dieses Denkmal der Erkenntlichkeit seine ehemalige Stelle auf dem hohen Portal über der Einfahrt zum Minneberg; allein unwissende Hände haben es nun entwürdigt, und an der Ziegelhütte unten im Thal bei dem Örtchen Guttenbach, über einer Stallthüre, in eine ärmliche Leimenwand eingemauert.

Überraschend und traurig war mir dieser Anblick, als ich im vorigen Sommer die Ruinen des Minnebergs besuchte, die ich lange nicht mehr gesehen hatte; oben auf dem Berge suchte ich vergebens den wohlbekannten Stein, und unten im Thale liess mich ihn der Zufall an einer Stelle finden, wo ich ihn nie gesucht haben würde. Verödet ist die Stätte der ehemaligen Pracht, und nur der Unglückliche verirrt sich noch zuweilen unter diese Ruinen und stellt Betrachtungen an über Vergangenheit,

1) Badische Wochenschrift. Nr. 5. Freitags den 30. Januar 1807. Sp. 73—76. Vgl. oben S. 79. 80.

Digitized by Google

Gegenwart und Zukunft! So hat jetzt ein vom Schicksal und den Menschen Verfolgter sich in die Gewölbe dieser zerfallenen Burg geflüchtet, und sich in einem derselben eine Wohnung bereitet. Die Eingänge zu dem Gewölbe hat er mit Thüren von Binsen geflochten, versehen, und die Öffnungen, durch welche das Licht hereinfällt, mit geöltem Papier bekleidet; in dem einen Winkel steht sein hölzernes Bettgestell mit Laub und Moos gefüllt, und in dem andern eine Drehbank, die sein dürftiger Unterhalt ist. In einem der Nebengewölbe hat er sich eine Küche eingerichtet; seine ärmlichen Geräthschaften stehen in ärmlicher Ordnung umher, rund um die Ruinen hat er angefangen Schutt und verwildertes Strauchwerk hinweg zu räumen, um die besten Stellen urbar zu machen, und dankbar wird ihm die Erde darbringen, was er zu seinem Unterhalte bedarf. Er lebt in der Stille in seiner unterirdischen Wohnung, niemand zur Last; geht nur dann unter Menschen, wenn er von seinen Dreherarbeiten verkaufen will, um sich die nöthigsten Bedürfnisse dafür anzuschaffen. Sein Wesen zeigt nicht Menschenscheue, sondern vielmehr ein reines Bewusstseyn. Seit einiger Zeit haben sich einige Menschenfreunde thätig seiner angenommen, und ihm beim nahenden Winter Holz, einen Windofen und eine bessere Drehbank verschafft. Wie wenig bedarf dieser Abgeschiedene, der ferne von der menschlichen Gesellschaft die Wildnisse bewohnt. Noch einige Steine mit alten Inschriften, welche man sonst vor wildem Gesträuche nicht sah, sind durch den Fleiss des Einsiedlers sichtbar geworden, und bieten den Freunden des Alterthums einigen Stoff zu Nachforschungen dar.

A. v. P—g.

Volkssage von der Burg Stolzeneck. [1])

Auf der Burg dieses Namens wohnte vor alter Zeit ein Ritter, mit Gottfrieds Heer zog er gegen die Ungläubigen, und liess seine Schwester mit einigen alten Dienern allein auf der Burg zurück.

Da kam eines Tages ein fremder Ritter und warb um ihre Hand; doch das Fräulein sprach mit kurzen Worten: nein! Der ergrimmte Freier warf sie ins Burgverliess, und ermordete alle Menschen und Thiere, die er im Schlosse fand; nur ein zahmer Rabe, des Fräuleins Liebling, rettete sein Leben, und erhob sich in die Luft. Der Wütrich schwur, der Unglücklichen nicht eher Speise noch Trank zu reichen, bis sie ihm die Hand geben würde; alle Tage kam er vors Gitter, und immer sprach sie nein. Bei jedem Male glaubte er, nun würde sie der Hunger zum Jawort nöthigen; allein zu seinem Erstaunen antwortete sie ein ganzes Jahr hindurch immer nein. Ihr Liebling, der treue Rabe, brachte ihr täglich Früchte, die ihr den Durst löschten, und Wurzeln, die sie nährten; so erhielt er ihre Tage. Als endlich der Bruder wiederkehrte, fand er seine Burg ausgestorben und leer; er sah hinab vom steilen Berge ins einsame Neckarthal, doch nirgends entdeckte er eine Spur von der geliebten Schwester. Da vernahm er plötzlich ein leises Seufzen, eine wehmüthige Klage aus der Tiefe der schrecklichen Gefängnisse, folgte schnell dem bangen Ton und erkannte die Stimme seiner Schwester: sie erzählte ihm ihr trauriges Schicksal, aber gleich dem Sturmwind eilte in diesem Augenblick der fremde Ritter daher, das gezückte Schwert in der Hand, stürzte er auf den Wehrlosen zu; dieser ohne Waffen und Wehr glaubte sich verloren, doch siehe! es flatterte unter Sausen und Brausen ein Heer krächzender Raben aus den dunkeln Gründen des Waldes herauf, herbeigelockt vom Liebling des Fräuleins, fielen sie über den Fremden her, er vermochte nicht, sich des ungeheuern Schwarms zu erwehren; sie hackten ihm die

1) Badische Wochenschrift. Nr. 10. Freitags den 6. März 1807. Sp. 154. 155.

Digitized by Google

Augen aus und tranken sein warmes Blut und liessen nicht ab von ihm, bis er ohne Leben lag, und folgten noch mit grässlichem Geschrei seiner Leiche, die in ungeweihter Erde verscharrt wurde. A. P.

Volkssage. [1])

Zu Wimpfen ist ein See auf einem Berge, wovon folgende Sage erzählt wird. — Ein Knabe sah einmal auf dem See drei weisse Schwanen, er nahm ein Bret und fuhr ihnen nach. Als er eine Strecke weit vom Ufer entfernt war, schlug das unsichere Fahrzeug um, und der Knabe sank unter. Er wusste nicht, wie ihm geschah, denn er sah sich in einem prächtigen Schlosse, vor ihm stunden drei wunderschöne Jungfrauen. Wie kamst du hieher? sprachen sie zu dem Knaben. Ich wollte drei weisse Schwanen betrachten, entgegnete er, und ich weiss nicht, wie es mir weiter gegangen ist. Willst du bei uns bleiben, sprach eine der Jungfrauen, so sey uns willkommen. doch darfst du, sobald du einmal drei Tage hier verweiltest, nie wieder in deine Heimath zurückkehren, denn du würdest alsdann dich nicht mehr an die obere Luft gewöhnen können, und sterben müssen. Der Knabe willigte fröhlich ein. Doch nach Jahresfrist fühlte er eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner Heimath, er wurde krank und härmte sich zusehends ab. Die Jungfrauen fragten ihn oft, was ihm fehle, allein er sagte ihnen nie den wahren Grund seiner Traurigkeit. Einmal war er in tiefes Nachsinnen verfallen, da trat eine hässliche alte Frau zu ihm hin und sprach: wenn du mir gelobest, mich zu heirathen, so führe ich dich in deine Heimath zurück. Nein, sprach der Knabe, lieber will ich sterben, ohne meine Heimath wieder zu sehen, als meine Gebieterinnen hintergehen und betrügen. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da standen die drei Schwestern im Glanze ihrer Schönheit vor ihm. Weil du so redlich bist, sprachen sie, so magst du denn wiederkehren zu den Deinigen. Als er am folgenden Morgen erwachte, sass er am Ufer des See's, er erzählte seine Geschichte, allein niemand glaubte sie ihm. Gern wäre er nun wieder zurückgekehrt zu den drei schönen Jungfrauen, denn sie waren ihm unvergesslich. Er hatte keine Ruhe, keinen Frieden, bekam das Heimweh nach dem unbekannten Gefilde, in welches er versetzt gewesen war, so heftig, dass er nach wenig Tagen starb. A. P.

Volkssage. [2])

In einem einsamen Wiesenthale, nahe bei dem Flecken Neuenkirchen im Odenwalde, bemerkt man ein stehendes Wasser von wenig Umfang, aber so tief, dass es schwer zu ergründen ist; über dem Rande des kleinen Gewässers hängen die lieblichsten Vergissmeinnicht, und spiegeln sich im klaren See. Oft verweilte ich dort in den Tagen meiner Jugend, pflückte die freundlichen Blumen, und liess Steine an Fäden geknüpft, hinab in die Tiefe. Eines Tages begegnete mir dort ein altes Mütterchen aus dem nahe gelegenen Örtchen Breitenbronn, und erzählte mir folgende Sage von dem kleinen See.

Vor vielen Jahren stand auf dieser Stelle ein Frauenkloster. In einer stürmischen Winternacht nahte sich der Pforte ein wankender Greis und bat um Obdach.

1) Badische Wochenschrift. Nr. 19. Freitags den 8. Mai 1807. Sp. 303. 304.

2) Badische Wochenschrift. Nr. 2. Freitags den 9. Januar 1807. Sp. 31. 32. Vgl. oben S. 79.

Digitized by Google

Die gemächliche Pförtnerin wies ihn mit harten Worten ab; er flehte vergebens. Selbst die Priorin und ihre Mitschwestern blieben taub bei seinen Klagen; nur eine Jungfrau, welche das Gelübde des Ordens noch nicht abgelegt hatte, bat bei den übrigen für ihn. Doch diese spotteten ihrer, und die Pforte des Klosters blieb dem armen Wanderer verschlossen. Da berührte er mit seinem Stabe die Erde, und plötzlich versank das Kloster in ihren gähnenden Schoos, der sich Flammen sprühend öffnete; an der Stelle des prächtigen Gebäudes blieb zum ewigen Gedächtnisse der grundlose See.

Die Novize lebte im innigsten Verständnisse mit einem der edelsten Ritter des Gaues, oft wandelte er in nächtlicher Stille zum einsamen Kloster, und wenn alles rings umher in den Armen des Schlummers lag, sprach er durch das Gitter ihres Zellenfensters Stunden lang mit ihr. So kam er auch in dieser schrecklichen Nacht, um mit der Geliebten zu kosen. Von starrem Entsetzen ergriffen, erblickte er auf der verödeten Stelle nicht mehr die hohen Thürme des stattlichen Klosters; statt aller verschwundenen Pracht erscheint vor seinem Blicke jener geheimnissvolle See. Laut klagend erhob der Ritter seine Stimme, rief den Namen der Geliebten, dass er weit und breit wieder tönte, und sprach: nur noch einmal kehre zurück in meine Arme. Da vernahm er eine Stimme aus dem See: „Morgen um die eilfte Stunde der Nacht kehre wieder zu dieser Stätte, auf der Oberfläche des Wassers gewahrst du dann einen Faden von blutrother Seide, nimm ihn auf und zieh ihn empor." Die Stimme verhallte, der Ritter schlich traurig nach Hause, doch um die bestimmte Stunde kam er wieder und that, was ihn die Stimme geheissen hatte. Kaum zog er den Faden empor, da stand die Geliebte vor ihm. Das unergründliche Schicksal, sprach sie, das mich schuldlos mit den Schuldigen versenkte, vergönnt mir, dich jeden Tag von der eilften bis zur zwölften Stunde der Nacht zu begrüssen, nie darf ich die bestimmte Zeit überschreiten, sonst siehst du mich nicht wieder, und ausser dir darf keines Mannes Auge mich erblicken, sonst schneidet eine unsichtbare Hand den Faden meines Lebens entzwei. Lange setzte der Ritter seine nächtlichen Wanderungen fort, allein der Neid und die Missgunst belauschte seine Schritte. Eines Tages nahete er sich in einer mondhellen Nacht dem traulichen See. Doch ach! sein klares Wasser war in Blut verwandelt, bebend ergriff er den Faden, seine Farbe war verbleicht, und derselbe entzwei geschnitten. Da stürzte sich der trostlose Jüngling hinab in die Tiefe und versank. Einsam, verödet, unbesucht vom irrenden Wanderer, nur von wenig Menschen gekannt, ist dieser abgelegene See, an dem Rande eines melancholischen Tannenwaldes, der seine dunkle Äste ausbreitet über den geheimnissvollen Ort, der einst das Grabmahl der beiden Liebenden ward.

A. P—g.

Volkssage. [1])

In der alten Burg Schwarzach lebte ehmals ein Ritter, seinen Namen hat die Tradition nicht aufbewahrt, doch erhielt sie die Sage, dass er blind gewesen sey und neun Töchter gehabt habe, welche so schön als tugendhaft gewesen seyen. Alles würden sie aufgeboten, alles, ja selbst ihre Schönheit aufgeopfert haben, um ihrem Vater das Licht seiner Augen wieder zu erkaufen. In einer benachbarten Walburg lebte damals ein Ritter, wild und finster waren seine Blicke; verborgen lag seine Burg von hohen Tannen umgeben, schwarz war sie von aussen, wie seine

1) Badische Wochenschrift. Nr. 34. Freitags den 21. August 1807. Sp. 543—44. Vgl. oben S. 79.

Digitized by Google

Seele von innen. Vergebens stellte er lange den schönen Jungfauen nach, ihre Verachtung war sein wohlverdienter Lohn. Ergrimmt nahm er seine Zuflucht zur schändlichsten List; verschmähte Liebe entflammte sich in seinem Herzen zur bittersten Rache. Im erborgten Gewande eines Pilgers trat er eines Tages zu den Jungfrauen, und versprach ihnen ein untrügliches Mittel für die geblendeten Augen ihres Vaters; er befahl ihnen, in einem nahe gelegenen Thale vor Sonnenaufgang eine Pflanze zu pflücken, die er ihnen anwiess; der bestimmte Ort war ein schauerlich einsames Thal, von hohen überragenden Buchen und Eichen umgeben, die es nicht der Sonne noch dem Mond gönnten, das hohe Riedgras zu bescheinen, welches der feuchte Boden hervorbrachte; daher nennt man auch noch heute dieses Thal die kalte Klinge. Am nächsten Morgen, lange vor Sonnenaufgang, enteilten die zärtlichen Töchter der Ruhe; sie gingen frohen Muthes dahin, um dem Vater die heilsamen Kräuter zu brechen. Doch nie kehrten sie wieder, denn der Ruchlose ermordete sie, und begrub ihre Leichname im öden unbesuchten Thale. Der Vater, in Verzweiflung über den Verlust seiner Kinder, starb bald aus Gram, und den Mörder forderte in spätern Tagen das Bewusstseyn seiner schrecklichen That zur Sühne auf; er stiftete in der Gegend ein Kloster, auch liess er die Leichname der ermordeten Jungfrauen wol dreissig Jahre nachher in geweihte Erde bestatten. P.

Nachricht von einigen Volksfesten. [1])

Mit Vergnügen erinnere ich mich mancher Volksbelustigungen, die ich in frühern Zeiten mit ansah; tief prägen sich dergleichen Eindrücke in den Tagen der harmlosen unbefangenen Jugend in unser Gemüth, und bleiben selbst in spätern Zeiten ein Eigenthum unserer Erinnerung. In meinem Geburtsorte in der Rheinpfalz steht eine Linde, ausgebreitet ziehen sich ihre schlanken Äste an Stäben in die Höhe. Unter dieser Linde versammelten sich ehedem an Sonn- und Festtagsabenden die Jünglinge und Mädchen des Dorfes, und sangen in harmonischem Einklang alte Lieder und Romanzen. Noch jetzt wünsche ich oft die mir damals so lieb gewordenen Gesänge wieder vernehmen zu können, und verweile gern bei dieser freundlichen Erinnerung. Jährlich, zur Zeit der Kirchweihe, feierten die Einwohner des Dorfes unter jener Linde ein Fest; die Jugend versammelte sich des Nachmittags unter dem Baume, an einem Ast desselben ward ein Blumenkranz befestigt, die Jünglinge und Mädchen tanzten nach einer ländlich einfachen Musik um die Linde, und jeder hob sein Mädchen in die Höhe, wenn er an die Stelle kam, wo oben der Kranz hing. Welches nun so glücklich war, ihn zu erhaschen, dem ward ein mit Blumen und Bändern geschmücktes Lamm als Preis zugeführt. Theilnehmend vergnügten sich die Zuschauer an der Freude der jungen Leute, und an dem unterhaltenden Tanz. Jährlich ward dieses Fest, nur zuweilen mit einiger Abwechselung, wiederholt; es wurden nämlich bisweilen zwei seidene Tücher als Preis an einen Ast der Linde gebunden, um welche die Jugend tanzte, oben auf dem Baum lag ein mit Pulver geladenes Gewehr, so wie nun der Tanz begonnen hatte, ward ein brennender Lunten auf die Zündpfanne gelegt, und das Paar, welches bei dem Knall der Flinte gerade unter dem Preis tanzte, hatte ihn gewonnen. Leider sieht man nun diese unschuldigen Vergnügungen, diese Fröhlichkeit athmenden Volksfeste nicht mehr; allein wie könnte auch in einem Zeitalter, wie das unsrige, wo die Künste

1) Badische Wochenschrift. Nr. 15. Freitags den 10. April 1807. Sp. 225. 226. Vgl. oben S. 77.

Digitized by Google

der Verfeinerung den Landmann immer mehr seiner einfachen Sitten entwöhnen, wo der Besitz unstet schwankt, und ein ewiger Wechsel das Loos hoher und niederer Stände täglich mischt und ändert, wie könnte d i der Sinn für die Freude zur Reife gedeihen? Wann wird sie einst wiederkehren jene glückliche Zeit, wo jeder in Ruhe und Frieden, am Ruder des Staates sowohl, als am Pfluge, den Pflichten seines Berufes mit Zuversicht und Glauben an beständige Dauer folgen und die Früchte seines Fleisses geniessen kann? A. P.

Der Sommertag. [1])

Auf den Sonntag Lätare, gewöhnlich der Sommertag genannt, geben an manchen Orten die Mädchen von 6 bis 12 Jahren, mit Kränzen von Buxbaum oder Epheu, mit Blumen und Bändern geziert, im Dorfe, wohl auch auswärts, von Haus zu Haus, und kündigen durch ihren Gesang den Frühling an. Oft wehen noch um diese Zeit die rauhen Stürme des Nords, nicht selten fallen Schneeflocken auf den grünen Kranz, der die Nähe des Frühlings verkünden soll, und die Kinder gehen dennoch, treu der alten Gewohnheit, oft starr von Kälte, umher und singen:

Ja, Ja, Ja,
Der Sommertag ist da!
Er kratzt dem Winter die Augen aus
Und jagt die Bauern zur Stube naus.

Ehdessen gingen alle Mädchen, reich und arm, ohne Unterschied umher, und sangen ihren Mitbewohnern den Frühling an, jetzt aber ist es blos der ärmern Klasse überlassen, und dieser schöne alte Volksgebrauch ist bis zur Bettelei herabgesunken. Folgendes Lied wird am gewöhnlichsten an diesem Tage gesungen:

Heut ist Mitten Fasten,
Da leeren die Bauern die Kasten,
Thun sie die Kasten schon leeren,
Gott will was neues bescheeren,
Im Sommer da deihen die Früchte wohl,
Da kriegen sie Scheuern und Kasten voll.
Wo sind denn unsre Knaben?
Die den Sommertag helfen tragen,
Sie sitzen wohl hin'er dem Wengertsberg
Und ruhn ihre zarte Händelein aus;
Wir gehen jetzt in das Wirthshaus,
Da schaut ein Herr zum Fenster heraus,
Er schaut heraus und wieder hinein,
Er schenkt uns was ins Beutelein nein;
Wir wünschen dem Herrn ein goldenen Tisch,
Auf jedem Eck ein backenen Fisch,
Und mitten drein 'nein
Eine Kanne voll Wein
Da kann der Herr recht lustig seyn.

Diese alte Gewohnheit herrscht noch hie und da in einigen Dörfern des Odenwaldes und Neckarthales; seltener ist hingegen der sonderbare Gebrauch, nach

1) Badische Wochenschrift. Nr. 12. Freitags den 20. März 1807. Sp. 177 bis 180. — Vgl. oben S. 80.

Digitized by Google

welchem die Knaben am Fastnachtsdienstag mit papiernen Kappen auf und hölzernen Säbeln an der Seite, oft auch mit Schnauzbärten im Dorfe herum ziehen, und vor jedem Hause so lange schreien:

Eier raus, Eier raus,
Der Marder ist im Hühnerhaus.

bis man ihnen welche giebt, die sie dann am Abend verzehren oder verkaufen. In dem Ort Neckarelz erhalten sich beide noch bis auf diese Stunde, auch ist dort jährlich eine Volksbelustigung, nämlich

das Eierlesen.

Die jungen Bursche wählen jährlich zwei aus ihrer Mitte, welche sie als Eierleser bestimmen, und zwar jährlich auf den Ostermontag. Die beiden gewählten sind zum Laufe leicht angethan, ohne Brusttuch noch Wams, mit aufgeschürzten Hemdärmeln, weissen Unterkleidern, und um den Kopf und die Lenden tragen sie weisse Binden: jeder hat eine 10 Schuh lange Haselgerte in der Hand: so ziehen sie schon gegen 10 Uhr des Morgens im Dorfe auf und ab, und laden die Einwohner zum Eierlesen ein, welches gegen 2 Uhr anfängt. Jeder von allen ledigen Burschen bringt 3 bis 4 Eier mit auf die Wiesen am Rande des Neckars, alle tragen lange Haselgerten in den Händen, nun bilden sie zwei lange Reihen, in der Mitte derselben werden die Eier, jedes einen Schritt vom andern entfernt, hingelegt; das Loos weisst jedem der beiden Läufer sein Geschäft an, einer derselben muss alle diese Eier, eins nach dem andern, an einen bestimmten Ort zusammentragen, indess der andre nach Neckarzimmern laufen, und von dort einen Weck mitbringen muss. Welcher zuerst vollendet hat, der hat den Preis errungen, ihm gehören die Eier und die Geschenke, die die Zuschauer freiwillig geben. Beinah immer trift es sich, dass beide zugleich vollendet haben, und immer theilen sie Eier und Geschenke, führen am Abend ihre Mädchen zum Tanze, und machen sich einen frohen Tag. Die bunte Menge der Zuschauer, die selbst aus benachbarten Orten herbeikommen, sucht ihre fernere Unterhaltung beim Tanze oder bei der Flasche. Dieser Tag wird dem Wirth und dem Bäcker oft einer der einträglichsten im Jahre, und hat für manchen Zuschauer den Reiz, den derlei alte Gewohnheiten, trotz ihrer Einförmigkeit, doch immer beibehalten; das oft Gesehene wird jedes Jahr aufs neue wieder angesehen, und diese einfache unschuldige Belustigung lässt nie, wie so manche andre, den Stachel der Reue zurück. A. P.

An meinen Freund —tz in C.[1])

Sey gegrüsst im neu vereinten Lande!
Du, den an des Neckars stillem Strande
Einst so mancher Edle liebgewann;
Den auf einem wandelbaren Pfade,
Fern von unserm friedlichen Gestade,
Wahre Freundschaft nicht vergessen kann.

1) Badische Wochenschrift. Nr. 44. Freitags den 30. Oktober 1807. Sp. 701. 702. Vgl. oben S. 77.

Digitized by Google

Deiner denken wir beim frohen Mahle,
Hier in unserm anmuthsvollen Thale,
Wo uns gleicher Sinn verbunden hat;
Denken Deiner auf den grünen Auen,
Wenn wir noch im Geist dich wandeln schauen
Jenen Pfad, den sonst dein Fuss betrat.

Siehst du aus der Ferne noch im Bilde
Unsrer Fluren blühende Gefilde,
Und die Guten, die du hier gekannt?
Denkst du noch der grünen Rebenhügel,
Und wie zu des Neckars hellem Spiegel
Sich der Elzbach dunkle Welle wand?

Weisst du, wie des Abendschimmers Gluten
In des Flusses sonst erregten Fluten,
Spiegelnd oft der Wiederschein bewegt?
Siehst den Nebelduft vorüberwallen,
Hörst die fernen Abendglocken hallen,
Fühlst die Ahnung leis' in dir erregt?

O dann denken wir mit dem Gefühle
Stiller Trauer dein, und sehn dem Spiele
Eitler Thoren und dem Schicksal zu;
Wenden dann mit Wehmuth unsre Blicke,
Bald zu der Vergangenheit zurücke,
Bald voran zum dunklen Ziel der Ruh.

Bei so manchen namenlosen Leiden,
Reicht Erinn'rung ihre stillen Freuden,
Und allmählich schwindet unser Leid.
Hoffnung mit dem rosigten Gewande,
Leitet uns am goldnen Gängelbande
Zu dem Tempel der Zufriedenheit.

Holde Göttin! wandle uns zur Seite,
Du, in deren freundlichem Geleite,
Manche Trauer unserm Blick entflieht;
Und wenn einst die lezten Stunden schlagen,
Soll dein Fittig uns hinüber tragen,
In das Land, wo man sich wiedersieht.

Nimm der Freunde Gruss! vom Neckarstrande
Folgt er dir zum neuen Vaterlande,
Und umflüstert sanft den Biedermann,
Den auf stillem abgewandtem Pfade,
An des Neckars blühendem Gestade,
Einst die reinste Freundschaft liebgewann.

A. P.

Digitized by Google

Es steht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Äst,
Da bin ich schon viel tausend mahl
Bei meinem Schaz gewest.

Da sizt ein schöner Vogel drauf,
Der pfeift gar wunderschön,
Ich und mein Schäzlein lauern auf,
Wenn wir mitnander gehn.

Der Vogel sizt in seiner Ruh
Wohl auf dem höchsten Zweig
Und schauen wir dem Vogel zu,
So pfeift er allso gleich.

Der Vogel sizt in seinem Nest
Wohl auf dem grünen Baum,
Ach Schäzel bin ich bei dir g'west
Oder ist es nur ein Traum?

Und als ich wied'rum kam zu dir,
Gehauen war der Baum,
Ein andrer Liebster steht bei ihr,
O du verfluchter Traum.

Der Baum der steht im Odenwald
Und ich bin in der Schweiz,
Da liegt der Schnee, und ist so kalt,
Mein Herz es mir zerreisst.[1])

Bald gras ich am Neckar,
Bald gras ich am Rhein,
Bald hab ich ein Schätzel,
Bald bin ich allein.

Was hilft mir das Grasen
Wann die Sichel nit schneidt,
Was hilft mir ein Schätzel,
Wenn's bei mir nicht bleibt.

So soll ich dann grasen
Am Neckar am Rhein,
So werf ich mein goldiges
Ringlein hinein.

Es fliesset im Neckar,
Und fliesset im Rhein,
Soll schwimmen hinunter
Ins tiefe Meer n'ein

Und schwimmt es das Ringlein,
So frisst es ein Fisch,
Das Fischlein soll kommen
Aufs König sein Tisch.

Der König thät fragen,
Wems Ringlein soll sein?
Da thät mein Schaz sagen,
Das Ringlein g'hört mein.

Mein Schäzlein thät springen,
Berg auf und Berg ein,
Thät mir wiedrum bringen
Das GoldRinglein fein.

Kannst grasen am Neckar,
Kannst grasen am Rhein,
Wirf du mir immer
Dein Ringlein hinein.[2])

So viel Stern am Himmel stehen,
So viel Schäflein als da gehen,
In dem grünen Feld,

So viel Vögel, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen:
So viel mahl sei du gegrüsst.

Soll ich dich dann nimmer sehen —
Ach das kann ich nicht verstehen,
O du bittrer Scheidens Schluss!

Wär ich lieber schon gestorben,
Eh ich mir ein Schaz erworben,
Wär ich jezo nicht betrübt.

1) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Pattberg. Darnach ohne Abweichungen in Des Knaben Wunderhorn 3, 116 mit der Aufschrift „Aus dem Odenwald".

2) Aus Des Knaben Wunderhorn 2, 15 mit der Aufschrift
Rheinischer Bundesring.
(Mitgetheilt von Frau von Pattberg.)
Den Klammervermerk ersetzte Erk in der Neubearbeitung 2, 18 durch die Angabe „(A. v. Arnims Sammlung)"; hier und in Erks Deutschem Liederhort S. 232 die Varianten: Str. 2[1.3] „Was hat mich" und Str. 3[1] „schönes" anstatt „goldiges". Vgl. oben S. 84.

Digitized by Google

Weiss nicht, ob auf dieser Erden
Nach viel Trübsal und Beschwerden
Ich dich wieder sehen soll.

Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mir zusammen,
Ach wie gros ist meine Noth!

Mit Geduld will ich es tragen,
Alle Morgen will ich sagen:
O mein Schaz, wann kommst zu mir.

Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Äuglein brechen:
O mein Schaz, gedenk an mich.

Ja ich will dich nicht vergessen,
Wann ich sollte unterdessen
Auf dem Todbett schlafen ein,

Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb thut wiegen ein.[1])

Es stehen die Sternlein am Himmel
Es scheinet der Mond so hell,
Wie reuthen die Todten so schnell;

Mach auf mein Schaz dein Fenster
Lass mich zu dir hinein
Kann nicht lang bei dir sein;

Der Hahn der thut schon krähen
Er singt uns an den Tag,
Nicht lang mehr bleiben mag.

Weit bin ich hergeritten,
Zweihundert Meilen weit,
Muss ich noch reuten heut;

Herzallerliebste mein!
Komm sez dich auf mein Pferd,
Der Weeg ist reutenswerth:

Dort drin im Ungerlande
Hab ich ein kleines Hauss
Da geht mein Weeg hinaus,

Auf einer grünen Haide
Da ist mein Haus gebaut,
Für mich und meine Braut,

Lass mich nicht lang mehr warten
Komm Schaz zu mir herauf,
Weit fort geht unser Lauf;

Die Sternlein thun uns leuchten,
Es scheint der Mond so hell,
Da reuthen die Todten so schnell.

Wo willst mich dann hin führen?
Ach Gott was hast gedacht
Wohl in der finstern Nacht,

Mit dir kann ich nicht reuthen
Dein Bettlein ist nicht breit,
Der Weeg ist auch zu weit,

Allein leg du dich nieder,
Herzallerliebster schlaf
Bis an den jüngsten Tag.[2])

---

1) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg. Unverändert in Des Knaben Wunderhorn 2, 199 bis 200 mit der Aufschrift „Gruss. (Mündlich.)", wofür in Erks Neubearbeitung 2, 198 „Gruss. (A. v. Arnims Sammlung.)"; indessen ist hier wie im Deutschen Liederhort die Herrichtung alleiniges Werk Ludwig Erks. Vgl. Birlinger und Crecelius 2, 184.

2) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Pattberg; auf dem Blatte sind folgende Änderungen Brentanos ersichtlich:

Str. 1. Es stehn die Stern am Himmel
Es scheint der Mond so hell,
Die Todten reiten schnell;

Str. 9. Die Sternlein thun uns leuchten,
Es scheint der Mond so hell,
Die Todten reiten schnell.

Nach dem so geänderten Manuskript in Des Knaben Wunderhorn 2, 19 mit der Aufschrift: Lenore.

(Bürger hörte dieses Lied Nachts in einem Nebenzimmer.)

Abgesehen von der äusseren Schreibung, weicht der Druck nur in „thät" (Str. 3 [1]), „meine" (Str. 5 [1]) und „Weil" (Str. 8 [3]) von der Handschrift ab. In Erks Neubearbeitung 2, 19 zur Überschrift noch der Zusatz „Aus dem Odenwalde". Siehe Birlinger und Crecelius 2, 263. Vgl. oben S. 85 ff. Jüngst komponiert von August Bungert: Neue Volkslieder nach alten und neuen Gedichten Op. 49, Nr. 70.

Digitized by Google

Ei Ei, wie scheint der Mond so hell,
Wie scheint er in der Nacht.
Hab ich am frühen Morgen
Meim Schaz ein Lied gemacht.

Ei Ei, was scheint der Mond so hell,
Ei Ei, was scheint er hier.
Er scheint ja alle Morgen
Der Liebsten vor die Thür.

Ei Ei, wie scheint der Mond so hell,
Ei Ei, wo scheint er hin.
Mein Schaz hat alle Morgen
Ein andern Schaz im Sinn.

Ei Ei, was scheint der Mond so hell,
Ei Jungfer, wann ist's Tag?
Es geht ihr alle Morgen
Ein andrer Freier nach.[1])

Vögel thut euch nicht verweilen,
Kommt eilet schnell herzu,
Wölfe höret auf zu heulen,
Denn ihr stöhret meine Ruh.

Wehet nur ihr sanfte Winde,
Bächlein rauschet nicht so sehr,
Fliesst und wehet jezt gelinde,
Gebt doch meinem Leid Gehör.

Götter kommt und helft mir klagen,
Ihr sollt alle Zeugen sein,
Dürft ich es den Lüften sagen
Und entdeken meine Pein.

Äst und Zweige thut nicht wanken,
Bäum und Blätter haltet still!
Weil ich jezo in Gedanken
Euch mein Leid entdecken will.[2])

Grabschriften,

abgeschrieben auf einem Kirchhof im Odenwald.

1.

So ist dann nichts in dieser Welt,
ist nichts in deiner Eltern Thränen,
Das dich o Kind! zurücke hält?
Hilft dann kein Sehnen?
O Herzeleid! o hartes Wort!
Jezt geht die Freud und Hoffnung fort;
O Engel Kind, wie manche Zeit
hat uns dein angenehmes Lieben
Verkürzt — und uns erfreut:
Nun will der Tod uns so betrüben,
Ach! unser Herz vor Jammer bricht,
Weil schon die Blum verwelket ist.

2.

Welt gute Nacht, behalt das deine,
Lass mir Jesum als das meine,
Denn von ihm will lassen nicht.
Behüt euch Gott, ihr meine Lieben,
Lasst mein'n Tod euch nicht betrüben,
Durch den mir so wohl geschieht.
Meine Leiden sind vollbracht,
Drum gute Nacht.
Wollt ihr euch nach mir sehnen,
Ach stillet eure Thränen,
Weil meine schon gestillet sind,
Jesus wischt sie von den Wangen.
Jezt werd ich den Kranz empfangen,
Den mir der Heiland selber band,
Und was er macht, ist gut gemacht,
Drum sag ich der Welt gutnacht.

---

1) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg. In Des Knaben Wunderhorn 3, 23 bis 24 mit geringfügigen Abweichungen und der Aufschrift „Ey! Ey!"

2) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg. In des Knaben Wunderhorn 2, 229 mit der Aufschrift „Gedankenstille" und dem zwiefachen Versehen „Lied" anstatt „Leid" (Str. 3 [4] und 4 [4]).

Digitized by Google

3.

Liebe Eltern gute Nacht!
Ich soll wiedrum von euch scheiden,
Kaum war ich zur Welt gebracht,
Hab genossen keine Freuden,
So kommt schon der Tod herein,
Führt mich ins Grab hinein.
Eltern hört nur auf zu klagen,
Lasset mich mit Jesus sagen:
Nun Gottlob es ist vollbracht,
Eltern ich sag gute Nacht.

4.

Bald hab ich ausgekämpfet,
Seh schon das End des Krieg's,
Sünd und Satan ist gedämpfet,
Frieden ist die Frucht des Sieg's,
So ich allbereits geniese;
Frieden wie bist du so süse.
Ich das Kleinste von den Glieder,
Geh schon fort, doch nicht allein,
Eltern, Schwestern, alle Brüder
Werden auch bald bei mir sein;
Weil sie wünschen, bitten, weinen,
Dass ihr Tag mag bald erscheinen.

5.

Was hilft dich, Mensch, dein kurzes Leben
und die Freud auf dieser Welt?
Denk, dass du einmahl musst sterben,
Alles vergehet und zerfällt.
Heut stolzierest wie ein Doggen,[1])
Tragst ein grünen Blumenstrauss;
Morgen leut' man dir die Glocken,
Trägt den Leib zum Hauss hinaus.[2])

O allerschönstes Jesulein,
Du Pragerisches, lieb und klein,
Klein an Gestalt, gross in der Macht,
Wie in Erfahrnuss schon gebracht.

Du Zierd des ganzen Erdenreich,
Mit deiner Hülf nicht von uns weich,
Weil du zu uns ankommen bist,
Demüthig sey von uns gegrüsst.

Du kommst zu uns aus Böhmen Land,
Ach, mach dein Hülf auch hier bekannt,
Wir fallen dir zu Füssen all,
Dein Gnad uns zeige überall.

O allerschönstes Jesulein,
Wie konnt es denn doch möglich sein,
Dass man so wenig dich geacht,
So lang dich in Vergessung bracht?

Sieben Jahr dauerte dein Elend,
Zerbrochen wurden dir deine Händ,
Bis endlich deiner Gnaden Strahlen
Auf einen treuen Diener gefallen.

Der ohngefähr zu Prag ankam,
Und dein Abwesenheit wahrnahm;
Cirillus ware er genannt,
Dem deine Gnaden schon bekannt.

---

1) ein gewöhnlicher Ausdruck statt Puppe. (Bemerkung der Frau Pattberg.)

2) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg. Die vier ersten Zeilen von Nr. 3 (Liebe Eltern — keine Freuden) und die sechs letzten von Nr. 4 (Ich, das Kleinste eurer Glieder — mag bald erscheinen) zu einem Ganzen verbunden in den „Kinderliedern" des Wunderhorns S. 26, mit der Aufschrift: „Auf dem Grabstein eines Kindes in einem Kirchhof im Odenwald."

Digitized by Google

Er suchte dich gleich einem Schaz,
Durchgehet alle Ort und Plaz,
Verworfen durch der Juden List,
Findt er dich unter Staub und Mist.

Mit Jubel und auch Herzens Freud
Er dich erblicket hat mit Freud,
Grüsste dich mit Herz und Mund,
Nicht gnug dich bedauern kunt.

Nach Möglichkeit thät er dich ehren,
Er musste auch von dir anhören:
„Gebt mir nur meine Händelein,
„So geb ich euch den Segen mein."

Dies muss die ganze Prager Stadt
Bekennen, die's erfahren hat,
Wie du vom Schweden sie erlösst,
Der in ihr feindlich war zuerst.

Auch zu der grossen Pesten Zeit
Hast du sie von der Pest befreit,
O Jesulein streck aus deine Hand,
Beschüz das liebe Vaterland.[1])

„Zwei Tag darf ich noch bleiben,
Kommt an der dritte Tag,
So muss ich von dir scheiden,
Herzallerliebster Schaz."

„Wann kommst du wieder heime,
Herzallerliebste mein?"
„Wenn's schneet rothe Rosen,
Wenn's regnet kühlen Wein."

„Es schneet keine Rosen,
Und regnet auch kein Wein,
So kommst du auch nicht wieder
Herzallerliebste mein!"

Geh ich ins Vaters Garten,
Will sehn wo Rosen sein,
Leg ich mich hin und schlafe,
Auf rothen Nägelein;

Da thät es mir wohl träumen:
Es regnet kühlen Wein,
Es schneet rothe Rosen,
Mein Schaz käm wied'rum heim.

Als ich erwach vom Schlafen,
Da liegt ein tiefer Schnee,
Da blühen keine Rosen,
Mein Schäzlein ich nicht seh.

Ein Hauss will ich mir bauen
Dort auf der hohen Höh,
Kann ich mein Schaz anschauen,
Dann schmelzt der tiefe Schnee;

Dann blühen rothe Rosen,
Dann trink ich kühlen Wein,
Werd auch den Wind nicht spühren
Bei meiner Liebsten fein.

Und wann das Hauss gebaut ist
Wer wohnet mit mir drin?
Wann d' wieder kommst nach dreissig Jahr,
Findst mich allein darin.[2])

1) Aus des Knaben Wunderhorn 2, 187 bis 188, wo die Aufschrift lautet: „Das Prager Lied. 1636."

2) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg. Eine in dem Personenverhältnis abweichende Gestaltung in Des Knaben Wunderhorn 2, 221 bis 222 mit der Aufschrift:

Wo's schneiet rothe Rosen,
Da regnet's Thränen drein.
(Mündlich.)

Vgl. Birlinger und Crecelius 2, 75; oben S. 84.

Digitized by Google

Am Sonntag Morgen in aller Fruh
Da kam mir eine traurige Bottschaft zu,
Dieweil mein Schaz hat Urlaub genommen;
Wann werd ich einstmahls wiederum zu ihm kommen?

Er will mich nicht verlassen in keiner Noth
Und will mich treulich lieben bis in den Tod,
Mit Freuden bin ich aus, mit Trauern heim gegangen;
Warum muss ich Dich verlasen, mein einziges Verlangen?

Ich wollt es wäre wahr, ich läg im kühlen Grab,
So käm ich doch von alle meinen Leiden ab,
Mit Trauern muss ich zubringen meine Zeit,
Dieweil ich nicht kann haben was mein Herz erfreut.

Schau an mein bleiches Angesicht,
Schau wie es die Lieb hat zugericht,
Das Feuer auf der Erd das brennt nicht so heiss
Als wie die Lieb im Herzen, die niemand weiss.

Ich wollt Du köntst bei meiner Begräbniss sein
Und musst mich helfen legen ins Grab hinein,
Ich wollt du musst mich helfen tragen in das Grab,
Dieweil ich dich von Herzen treu geliebet hab.[1])

Romanze.

Es war einmahl ein schöner Knab,
Der liebt sein Liebchen bis ins Grab,
Sieben Jahr und noch viel mehr,
Die Lieb die nahm kein Ende mehr;

Der Knab reisst in ein fremdes Land,
Da ward sein Allerliebste krank,
Krank und kränker alle Tag,
Drei Stunde lang kein Wort mehr sprach.

Und als der Knab die Bottschaft hört,
Ihn die Kümmerniss verzehrt,
Und er liess sein Haab und Gut
Und schaut, was seine Liebste thut.

Er greift ihr leisslich an den Arm,
Der war schon kalt und nicht mehr warm:
„Bringt mir geschwind, geschwind ein Licht,
Sonst stirbt mein Schaz und sieht mich nicht."

„Grüss Gott, Grüss Gott, mein schöner Knab,
Mit mir wirds heisen in das Grab,
Auf meinem Grab da steht ein Stein,
Da soll darauf geschrieben sein,

Da soll darauf geschrieben sein,
Dass wir die zwei allerliebsten sein,
Dass du mein allerliebster Knab
Mich treu geliebt bis an das Grab."

1) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg. Anklingend an Des Knaben Wunderhorn 2, 201 und 3, 17.

Digitized by Google

„Wirst du mein Schaz, gestorben sein,
Dann will ich auch ins Grab hinein,
Dann trag ich stets ein schwarzes Kleid,
Zum Zeichen meiner Traurigkeit.“[1])

Ballade.

Es reitet die Gräfin weit über das Feld
Mit ihrem gelbhaarigen Töchterlein fein,
Sie reiten wohl in des Pfalzgrafen sein Zelt
Und wollen fein fröhlich und lustig seyn.

Frau Gräfin, was jagt ihr so früh schon hinaus?
O reitet mit eurem fein Liebchen nach Haus,
Der Pfalzgraf kommt selber gleich zu euch hinab,
Sie tragen ihn morgen hinunter ins Grab:

Es hat ihn ein Kugel so tödlich verwundt,
Da starb er sogleich in der nämlichen Stund,
Da schickt er dem Fräulein ein Ringelein fein,
Soll seiner beim Scheiden noch eingedenk seyn.

Hat dich, o Pfalzgraf, die Kugel getroffen,
Wär ich viel lieber im Neckar ersoffen;
Trägt man den Liebsten zum Kirchhof herein,
Steig ich wohl mit ihm ins Brautbett hinein.

Will reichen ihm meinen jungfräulichen Kranz,
Will sterben und scheiden von Güter und Glanz;
Lieb Mutter setz du mir den Kranz in das Haar,
Auf dass ich schön ruhen kann auf der Baar;

Steck mir an den Finger das Ringelein fein,
Es mit mir soll liegen ins Grab hinein,
Ein schneeweisses Hemdelein zieh du mir an,
Auf dass ich kann schlafen bei meinem Mann.

Auf Töchterleins Grab sollst legen ein Stein,
Drauf sollen die Worte geschrieben seyn:
Hier ruhet der Pfalzgraf[2]) und seine Braut,
Da hat man den beiden das Brautbett gebaut.

A. P—g[3])

1) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg. Eine Nach- und Umdichtung, wahrscheinlich von Frau Pattberg selbst (vgl. oben S. 76), in Des Knaben Wunderhorn 3, 34 bis 36 mit der Aufschrift „Die gute Sieben. (Mündlich).“

2) Wahrscheinlich des Kurfürsten Philipp Wilhelms Sohn, Pfalzgraf Friedrich Wilhelm, geboren den 20. Juli 1665, welcher am 13. Juli 1689 vor Mainz erschossen wurde. (Anmerkung der Frau Pattberg.)

3) Badische Wochenschrift, Nr. 6, Freitags den 6. Februar 1807, Sp. 95. 96. Darnach ohne Herkunftsbezeichnung, mit geringfügigen Abweichungen in Des Knaben Wunderhorn 2, 262, wo die Aufschrift „Der Pfalzgraf“ lautet und unmittelbar hinter ihr formell ein wenig geändert die Note über Geburt und Tod Friedrich Wilhelms folgt.

Digitized by Google

Nun ade, jetzt reiss ich fort
An ein fremdes Ort,
Muss von dir scheiden,
Soll deiner meiden.
„Ach was scheidst Du dann von mir?
Wann seh ich dich wiedrum hier?"
Im grünen Garten
Will deiner warten,
Im grünen Klee
Ich bei dir steh.

Es habens gesungen
Drei Hammerschmiedsjungen,
Zur guten Nacht
Haben sie's gebracht.[1])

Hab ein Brünnlein mal gesehen,
Draus thät fliessen lauter Gold,
Thäten dort drei Jungfern stehen,
Gar so schön und gar so hold.

Thäten all so zu mir sprechen:
Trinkst du aus dem Brünnelein,
Kriegt dich einer bei dem Kragen,
Wirft dich in den Brunnen n'ein.

Ihr schön Jungfern kühnlich glaubet,
Will den Durst nicht löschen hier,
Wenn die schönste mir erlaubet
Einen zwoten Kuss allhier.

Diese mit den schwarzen Augen
Küss ich gern, trau aber nicht;
Sie kann nur zum Zancken taugen,
Aber zu der Liebe nicht.

Diese mit den grauen Augen,
Diese falsche mag ich nicht;
Kann allein zum Roppen taugen
Krazt den Buhlen ins Gesicht.

Diese mit den blauen Augen,
Diese küss ich gar zu gern;
Diese kann zur Liebe taugen,
Diese gleicht dem Morgenstern.[2])

Dort oben auf dem Berge
Da steht ein hohes Haus,
Da fliegen alle Morgen
Zwei Turteltäublein raus.

Ach wenn ich nur ein Täublein wär!
Thät fliegen aus und ein,
Thät fliegen alle Morgen
Zu meinem Schaz hinein.

Ein Hauss wollt ich mir bauen,
Ein Stock von grünem Klee,
Mit Buxbaum wollt ichs deken
Und rothen Nägelein.

Und wann das Haus gebaut wär,
Bescheert mir Gott was nein,
Mein Schäzelein von achtzehn Jahr
Das soll mein Täublein sein.[3])

---

1) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Pattberg; einzelne Anklänge in Des Knaben Wunderhorn 1, 205.

2) Des Knaben Wunderhorn 3, 70, wo die Aufschrift lautet:

Der Brunnen.

(Mitgetheilt von Frau von Patberg.)

3) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg. In den Kinderliedern des Wunderhorns 3, 93 mit der Aufschrift „Ach wenn ich doch ein Täublein wär" und folgenden Verwandelungen: „Zu meinem Brüderlein" (Str. 2 [4]) und „Ein kleines, kleines Kindelein" (Str. 4 [3], anstatt der vorletzten Zeile). Vgl. oben S. 97.

Digitized by Google

Ein Mägdlein ging spazieren
Spazieren durch den Wald,
Begegnet ihm ein Jäger,
ja Jäger,
Mit einem grünen Kleid.

„Ach du mein lieber Jäger,
Geb du mir einen Rath."
„Den Rath will ich dir geben,
ja geben,
Geh mit zum kühlen Bier."

„Warum denn nicht zum kühlen Wein,
Anstatt zum kühlen Bier?"
„Das thu ich dir zu Liebe,
ja Liebe,
Weil du mein Schaz sollst sein."

„Ich frag nach keinem Schaz mehr,
Auch nicht nach Bier und Wein,
Ins Kloster will ich gehen,
ja gehen,
Will eine Nonne sein."

Und als sie vor das Kloster kommt
Wohl auf dem höchsten Berg,
Begegnet ihr die Jüngste,
ja jüngste,
In einem weisen Kleid:

Ei willst dann du schon sterben,
Und bist doch noch so jung?
So muss man dich begraben,
begraben,
Dort unter'm Rossmarin.[1])

Soll ich dann sterben,
Bin noch so jung?
Wenn das mein Vatter wüst,
Dass ich schon sterben müsst,
Er thät sich kränken
Bis in den Tod.
Wenn es die Mutter wüst,
Wenn es die Schwester wüst,
Thäten sich härmen
Bis in den Tod.
Wenn es mein Mädel wüst,
Dass ich schon sterben müst,
Sie thät sich kränken
Mit mir ins Grab.[2])

„Schön Schaz, willst mit mir kommen?
Wir wollen spazieren gehn,
Schöne Blumen sollst du sehen,
Der Garten ist schon auf.
Die schönste in dem Garten
Die brech ich dir wohl ab,
Die halte du in Ehren
Bis in das kühle Grab.

Nur eine und sonst keine
Steht hier auf diesem Plaz,
Das bist du, mein Cathrinchen,
Mein auserwählter Schaz;
Komm mit in kühlen Schatten,
Da hast du meine Hand,
Ein Küsslein mir erlaube
Und schenk zum Unterpfand."

---

1) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg.

2) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg. Unverändert in Des Knaben Wunderhorn 2, 215 mit der Aufschrift: „Rückfall der Krankheit", wofür in Erks Neubearbeitung 2, 217 „Jung sterben".

Digitized by Google

„Mit deinen Manieren
Bin ich gar wohl vergnügt,
Je öfter als du kommest,
Je lieber mir es ist;
Ich gebe dir 's Händlein
Das Herze auch dabei,
Und bleibe dir auch immer
Und ewig getreu."

Die Mutter sagt zum Jäger:
„Was bildst du dir dann ein?
Meinst du dann, mein Cathrinchen
Schenkt dir ihr Herzelein?
Jung ist sie noch von Jahren,
Was bildest du dir ein,
Must noch gar viel erfahren,
Ist viel zu jung und klein."

„Ach nein, ach nein, Cathrinchen
Ist ja nicht mehr zu klein,
Je netter das Mädchen
Je lieber soll mirs sein;
Was helfen mich die grosen,
sie sind so ungeschikt,
Sag selber du Cathrinchen
Bist nicht in mich verliebt?" [1])

Als es war am Abend spath,
Der Junggesell tratt auf die Gassen,
ja Gassen,
Er geht vor 's Lieb Schlafkämmerlein:
„Schönster Schaz steh mir auf
Und lass mich 'nein,
Ich will heut bei dir schlafen,
ja schlafen."

„Was wärs, wenn ich dich auch 'rein lass —
Bei mir sollst du nicht schlafen,
ja schlafen,
Es mögten eins oder zwei im Winkel stehn,
Möchten mir oder dir auf Unglück sehn,
Möchten mich oder dich verrathen,
ja rathen."

Und als es war um Mitternacht,
Der Wächter tratt auf die Gassen,
ja Gassen:
„Steht auf, steht auf, ihr junge Leut,
Wo eins oder zwei beisamm leit,
Der Tag kommt schon zu schleichen,
ja schleichen."

Das Mädlein das war nicht zu faul,
Sie springt zum Kammerladen,
ja Laden:
„Bleib liegen mein Herztausender Schaz,
Sind noch drei Stündlein bis an Tag,
Der Wächter hat uns betrogen,
betrogen."

Als es war am Morgen früh,
Das Mädlein hohlt ein Wasser,
ja Wasser,
Begegnet ihr derselbige Knab
Der heut bei ihr gelegen hat,
Und wünscht ihr ein Gutmorgen,
ja morgen:

„Guten Tag du mein Herztausender Schaz,
Wie hast heut Nacht geschlafen?
ja schlafen?
„Ich hab geschlafen in deinem Arm,
Jetzt bin ich weder kalt noch warm.
Mein Ehr hab ich verschlafen,
ja schlafen."

1) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg.

Digitized by Google

„Wenn du dein Ehr verschlafen hast,
Ich will dir sie bezahlen
ja zahlen
Mit lauter Silber und lauter Gold
Mit lauter harten Thaler,
ja Thaler."

„Mein Ehr ist mir um Gold nicht feil,
Kannst mir sie auch nicht zahlen,
ja zahlen."
„Gehst du mit einem Kindelein,
Schweig still, ich will der Vatter sein,
Ich will es helfen nähren,
ja nähren."

Er kauft ihr eine güldne Schnuhr
Bringt sie wiedrum zu Ehren,
ja Ehren;
Damit schnührt sie ihr Kläblein zu,
Er thut es helfen schnühren,
Und thut es helfen zieren,
ja zieren.[1])

Als Gott die Welt erschaffen
Und allerhand Gethier,
Konnt er nicht ruhig schlafen,
Er hat noch etwas für;
Wann nur ein Mensch auf Erden,
Dacht er in seinem Sinn,
Die Welt muss voller werden,
Es sey noch etwas drinn.

Dem könnt wohl alles nutzen
So schön gemacht voraus,
Drauf nahm er einen Butzen
Und macht ein Männlein draus;
Er schnipt ihn in die Höhe,
Blies ihn ein bissel an,
Da sah er vor sich stehen
Adam! den ersten Mann.

Der Stein, wo Adam sasse,
Der war sehr kalt und nass,
Es fror ihn ans Gesasse,
Drum legt er sich ins Gras;
Gott Vater schaut vom Himmel,
Und schaut dem Adam zu,
Gedacht bey sich schon immer:
Was macht mein grosser Bu?

Ich darf ihn ja nicht schlagen,
Es ist ein jung frisch Blut,
Ein Weib muss ich ihm schaffen,
Sonst thut er mir kein gut.
Dann kommt er hergeschlichen,
Dass mans konnt merken schier,
Fein geschwind nahm er ein Rippe
Aus Adams Seit herfür.

Adam, der thut erwachen,
Und hat das Ding gespürt,
Es war ihm nicht ums Lachen,
Drum er so heftig schrie:
O Herr! Wo ist mein Rippen?
Ich bin kein ganzer Mann,
Wann ich daran will dippen,
So ist kein Ripp mehr da.

Adam sey nur zufrieden,
Schlaf fort in guter Ruh,
Vor Schaden dich will b'hüten.
Ich stell dirs wiedrum zu.
Ein Weib will ich draus machen,
Ein wunderliches Thier,
Du sollst mir drüber lachen,
Schau gschwind, da stehts schon hier!

1) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg; Anklänge in Des Knaben Wunderhorn I, 317.

Digitized by Google

Kannst du so schöne Sachen
O lieber Gott und Herr!
Aus meinen Rippen machen,
So nimm der Rippen mehr;
Komm her mein liebe Rippe,
Sey tausendmal willkomm,
Geh hin und nimm die Schippe,
Und grab die Erd herum.

Eins will ich euch noch sagen,
Den Baum lasst mir mit Fried,
Die Frucht so er thut tragen
Sollt ihr verkosten nit.
Ihr sollt des Tods gleich sterben,
Zum Garten naus gejagt,
Ins Elend und Verderben,
Zum Garten naus gejagt.

Ach Gott, was schöne Aepfel,
So roth als wie ein Blut,
Sie wär'n recht in mein Kröpfel,
Ich glaub sie seynd recht gut!
Bräucht nicht lang zu studieren,
Könnt bald ein Doktor seyn;
Bräucht nicht lang zu studieren,
Könnt bald ein Doktor seyn.

Darauf die Schlang sich krümmet
An die verbotne Frucht,
Anbey ganz lieblich singet:
Glaubt nicht dass dieser Fluch
An euch erfüllt soll werden,
Viel lieber wird euch seyn
Das Leben hier auf Erden,
Wie Götter könnt ihr seyn.

Mit Gott das lass du bleiben,
Fangst schöne Händel an,
Er ist im Stand, thut treiben
Uns gleich zum Garten naus.
Adam wo bist hinkrochen?
O weh er ruft uns schon;
Adam wo bist hinkrochen?
O weh er ruft uns schon.

O Herr! thut mich verschonen,
Ich kann ja nichts dafür,
Die Rippe hats gethan,
Die Schlang hat uns verführt.
Die Schlang hat uns versprochen,
Wir könnten was bessres seyn,
Drauf dachten wir wolltens wagen,
Und haben halt bissen drein.

Kriech mit mir unters Gebüsche,
Geschwind lasst uns bedecken,
Sonst thut er uns erwischen,
Wann er herein thut treten.
Adam wo bist hingangen?
O weh! er ruft uns schon!
Adam wo bist hingangen?
O weh! er ruft uns schon!

Untreues Lumpeng'sindel,
Wie übel habt ihr g'hausst;
Geschwind macht euren Bündel,
Packt euch zum Garten naus;
In Arbeit sollst du schwitzen,
Weil dieses hast gethan,
Und bey dem Rocken sitzen,
Das ist der Sünden Lohn.

Die Eva wollt nicht gehen,
Die rief sich ihren Mann,
Der wollt ihr nicht beystehen,
Da gieng das Zanken an. —
Jezt wird das grösste Wetter
Um meinen Hals hergehn,
Hätt ich das alte Leder
Mein Lebtag nicht gesehn!

Zu Fuss sollst du nicht laufen,
Ich sags bey meiner Treu,
Was Schöns will ich dir kaufen,
Wenn Kirchweih kommt herbey.
Und kriegst du mir erst Kinder,
Wohl übers Jahr hinaus,
So wasch ich dir die Windel
Und kehr die Stuben aus.[1])

1) Aus des Knaben Wunderhorn 2, 399 bis 403, mit der Aufschrift: „Construction der Welt. (Mündlich.)" Einiges darin von Achim von Arnim geändert (Arnim und Brentano S. 244). Vgl. oben S. 82.

Digitized by Google

O wie gehts im Himmel zu
Und im ew'gen Leben,
Alles kann man haben gnug,
Darf kein Geld ausgeben.
Alles darf man borgen,
Nicht fürs zahlen sorgen;
Wenn ich einmahl drinnen wär,
Wollt nicht mehr heraus begehr.

Fällt im Himmel Fasttag ein,
Speisen wir Forellen,
Peter geht in Keller 'nein,
Thut den Wein bestellen;
David spielt die Harfen,
Ulrich brath die Karpfen,
Margareth backt Küchlein gnug,
Paulus schenkt den Wein in Krug.

Lorenz hinter der Küchenthür
Thut sich auch bewegen,
Tritt mit seinem Rost herfür,
Thut Leberwürst drauf legen,
Dorothe und Sabina,
Liesbeth und Chatrina
Alle um den Herd rum stehen,
Nach den Speisen sehen.

Jezt wollen wir zu Tische gehn,
Die beste Speiss zu essen,
Die Engel um den Tisch rum stehn,
Schenken Wein in 'd Gläser.
Sie thun uns invitiren,
Der Barthel muss transchieren,
Joseph legt das Essen vor,
Cäcilia b'stellt ein MusikChor.

Martin auf dem Schimmel reut,
Thut fein galoppieren,
Blasi hält die Schmier bereit,
Thut die Kutschen schmieren.
Wären wir ja Narren,
Wenn wir nicht thäten fahren,
Und thäten alleweil z' Fuse gehn
Und liesen Ross und Kutsche stehn.

Nun adje du falsche Welt,
Du thust mich verdriesen,
Im Himmel mir es besser g'fällt,
Wo alle Freuden fliesen.
Alles ist verfänglich
Und alles ist vergänglich,
Wenn ich einmahl den Himmel hab,
Hust ich auf die Welt herab.[1])

Bruder Liederlich,
Warum saufst dich so voll?
O du mein Gott,
Warm schmekt mirs so wohl.

Am Mondtag
Muss versoffen sein,
Was am Sonntag
übrig war.

Am Dienstag
Schlafen wir bis neun,
Ihr liebe Brüder
Führt mich zum Wein.

Am Mittwoch
Ist mitten in der Wochen,
Haben wir das Fleisch gefressen,
Fress der Meister die Knochen.

Am Donnerstag
Stehn wir auf um Vier,
Ihr liebe Brüder
Kommt mit zum Bier.

Am Freitag
Gehen wir ins Bad,
Alle Lumperei
Waschen wir ab.

1) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg. In Des Knaben Wunderhorn 2, 403 bis 405 mit der, in Arnim'scher Orthographie sich darstellenden, Aufschrift „Aussicht in die Ewigkeit. (Fliegendes Blat.)" und mit folgenden Abweichungen: „ewigen" (Str. 1^2), „bratet Karpfen" (2^6), „Dorthe" (3^4), „stehn, Nach den Speisen sie auch sehn" (3^8). In Erks Neubearbeitung 1, 367 zwei dieser Varianten wieder aufgegeben. Vgl. Birlinger und Crecelius 1, 374.

Digitized by Google

Am Samstag
Da wollen wir schaffen,
Spricht der Meister:
„Könnts bleiben lassen.“

Am Sonntag
Vor dem Essen
Sprach der Meister:
„Jezt wollen wir rechnen,

Die ganze Wochen
Habt ihr gelumpt,
Habt ihr gesoffen,
Null vor Null geht auf.“ [1])

Auf, auf! der Bergmann kommt,
Er hat sein groses Licht
Schon angezündt.

Das giebt ihm hellen Schein,
Damit er fahren kann
Ins Bergwerk ein.

Tabak, du edles Kraut,
Wer dich zuerst gebaut,
Hat wohlgebaut.

Die Bergleuth sind gar hübsch und fein,
Sie graben rothes Gold
Aus Felsenstein.

Sie graben Silber, sie graben Gold,
Den schwarzen Mägdelein
Sind sie gar hold.

Schenk ein ein volles Glas,
Trinks zweimahl aus,
Was schadt dir das.

Der Wein der schadt uns allen nicht,
Der schmekt so gut,
Er kost ja nichts.

Die so ihn zahlen soll,
Die ist nicht hier,
Doch kommt sie wohl.

Und kommt sie heut noch nicht,
Kommt sie morgen früh
Für ganz gewiss.

Und ist das Wetter schön
Wann's Sonntag ist,
Dann woll'n wir mit ihr gehn.

Und ist die Reiss vollbracht,
So wünsch ich gute Nacht
Nach Bergmanns Brauch.[2])

Droben im Baierland
Da ist mein Schaz bekannt,
Droben im Baierland
Ist er bekannt.

Hinter der Dornenheck
Hat sich mein Schaz versteckt
Hinter der Dornenheck
Ist er versteckt.

---

1) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg. In Des Knaben Wunderhorn 2, 386 benutzt als Anfangsstück für „Rechenexempel. (Fliegende Blätter.)“; in Erks Neubearbeitung 2, 407 „Rechenexempel und Abschied“, das Anfangsstück mit dem Vermerk „Aus dem Odenwalde“ versehen, das dann Folgende als „fliegendes Blatt“ bezeichnet.

2) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg; Anklänge in Des Knaben Wunderhorn 1, 114.

Digitized by Google

Hätt ich das Ding gewüst,
Dass du so untreu bist,
Hätt ich mein treues Herz
Nicht an dich g'hängt.

Wann mein Schaz Hochzeit hat,
Wein ich die ganze Nacht,
Geh in mein Kämmerlein,
Wein um mein Schaz.[1])

Es segelt dort im Winde
Ein Schifflein auf dem Meer,
Mit einem schönen Kinde,
Weiss nicht wohin woher;

Soll ich dich nimmer sehen
Ja nimmer auf der Erd?
So will ich weiter gehen
Bis Gott mir was beschert.

Das Schifflein ist versunken
Die Wellen schlagen hoch;
Bist du schön Schaz ertrunken?
Ihr Wellen sagt mirs doch!

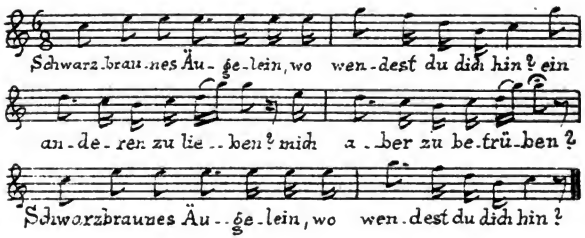
Die Sonn ist untergangen
Das Schifflein ist dahin,
Und soll ich nicht erlangen
Was mir es liegt im Sinn.

So will ich in dem Grunde
Aufsuchen einen Ort,
Im tiefsten Meeresschlunde
Find ich mein Schäzlein dort.[2])

1) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg. In Erks Neubearbeitung des Wunderhorns 4, 130 mit der Aufschrift „Der untreue Schatz. (Mündlich, aus dem Odenwald.)"

2) Aus der eigenhändigen Niederschrift der Frau Auguste Pattberg. In Erks Neubearbeitung 4, 70 mit der Überschrift „Das versunkene Schifflein. (Aus dem Odenwald.)" und der Schlussbemerkung „Aus derselben Quelle wie B. II, S. 19", an welch letzterer Stelle „Lenore" steht.

Aus dem Originalblatt der Frau Pattberg (vgl. oben S. 83) folgende Melodie:



Digitized by Google

†

Eduard Winkelmann

(geb. 25. Juni 1838, gest. 10. Februar 1896)[1]).

Wir sind versammelt, einem Toten letzte Ehrung und letztes Geleit darzubringen — die Hochschule einem langjährigen ausgezeichneten Mitglied, der akademische Lehrkörper einem treuen Freund und Genossen seiner Arbeit, die studentische Jugend einem unermüdlichen, verdienstvollen Lehrer.

Der Verlust, den wir erfahren, trifft uns nicht unerwartet. Seit Jahren schon sind wir Zeugen gewesen eines erschütternden und rührenden Kampfes, des Kampfes einer starken Mannesseele gegen einen unheilbar siechen Körper. „Leiden ohne Klagen", lautete das Wort eines berühmten Schicksals- und Zeitgenossen: wir haben die Bethätigung des Spruches auch in dem Leben und Sterben unseres Freundes vor Augen gehabt, und in die Trauer um den Verlust mischt sich das Gefühl warmer Bewunderung für diesen stillen Mann der Wissenschaft, der zugleich ein so heldenhafter Kämpfer war wider einen übermächtigen Feind, wider unsäglich schmerzvolle Qualen, denen er sich nicht beugte, fast bis zu seiner letzten Stunde.

Fast bis zu seiner letzten Stunde hat er uns angehört, hat er seiner Wissenschaft angehört. Den Genossen des engeren Fakultätskreises ist es bekannt, mit wie regem selbstthätigen Anteil er noch in den jüngsten Wochen und Tagen sein Interesse auf die gemeinsamen Angelegenheiten und Geschäfte richtete, und in dem Lektionskatalog des nächsten Sommersemesters kündigte er noch eine neue Vorlesung an, die er in diesem Umfang bisher nicht gehalten hatte und mit der er sich eine beträchtliche neue Arbeitslast aufzulegen gedachte. Vor allem aber gehörte er bis zuletzt seinen wissenschaftlichen Arbeiten an, und

1) Gedächtnissrede, bei der akademischen Trauerfeier in der Aula der Universität am 12. Februar 1896 gehalten von Geh. Hofrat Professor Erdmannsdörffer.

Digitized by Google

bis vor wenigen Wochen ein neuer schwerer Anfall seines Leidens ihn traf, ist er unablässig produktiv thätig gewesen. Eine grössere und eine Anzahl kleinerer Arbeiten finden sich in seinem Nachlass und werden veröffentlicht werden, und auf jede von ihnen könnte man als Motto das Wort jenes alten preussischen Königs schreiben: in tormentis scripsit.

Wir haben diesen treuen und tüchtigen Mann verloren, und in dieser Stunde des Abschieds von ihm mögen wir uns wohl das Bild seines Lebens und Wirkens, was er uns bedeutete und was er der Wissenschaft bedeutete, in kurzen Zügen vor Augen stellen. Ein ernstes deutsches Gelehrtenleben im vollsten Sinne, in einer konsequent festgehaltenen Richtung, mit einem früh ergriffenen und beharrlich fortgebildeten Inhalt.

Als Sohn wenig bemittelter Eltern wurde Eduard Winkelmann im Jahre 1838 in Danzig geboren. Von der Zeit an, wo dem Zwölfjährigen der Vater starb, war er genötigt, die vorhandenen dürftigen Mittel für Unterhalt und Erziehung durch eigene Arbeit zu ergänzen; in knappest zugeschnittenen Verhältnissen verlaufen ihm Schul- und Studienjahre. Schon auf dem Gymnasium aber stand es ihm völlig fest, dass er kein anderes als das Studium der Geschichte zum Lebensberuf wählen könne. Er begann dasselbe in Berlin, wo der mächtige Einfluss Ranke's ihn ergriff; noch massgebender wurde für ihn, als er dann bald nach Göttingen übersiedelte, die Einwirkung von Georg Waitz. Die Universität Göttingen galt damals als die eigentliche hohe Schule, das historische Seminar von Waitz als die eigentliche Pflanzschule für junge Historiker; ganz besonders das Studium des deutschen Mittelalters stand hier in Blüte: feste methodische Schulung, scharfe systematische Quellenkritik, nüchtern ernste Erforschung des Thatsächlichen mit strenger Bändigung aller Imagination, besondere Neigung für die Aufgaben der deutschen Verfassungsgeschichte — das war der Charakter jenes einst überaus einflussreichen Waitz'schen Seminars, in dem eine grosse Anzahl unserer hervorragendsten Historiker und Germanisten damals ihre Schulung erhalten haben.

Auch Winkelmann hat unter diesem Einfluss gestanden, und man darf ihn wohl als einen von denen bezeichnen, die am treuesten und doch auch am eigenartigsten den Geist der Göttinger Schule bewahrt und weitergebildet haben.

Schon nach dreijährigem Studium erlangte er den Doktorgrad. Dann arbeitete er ein Jahr lang in Berlin bei dem grossen historischen Centralunternehmen der Monumenta Germaniae historica; aber es drängte ihn, eine feste äussere Lebensstellung zu gewinnen, und so nahm er 1860

Digitized by Google

eine Berufung an als Oberlehrer an der Ritter- und Domschule in Reval, wo er sich bald auch den häuslichen Herd gründete, und wo er das Buch schrieb, welches seinen wissenschaftlichen Ruf begründete — die „Geschichte Kaiser Friedrichs des Zweiten und seiner Reise 1212—1235“ (1863/65). Einige Jahre später siedelte er an eine andere Schulanstalt nach Dorpat über und trat nun zugleich als Dozent an der baltischen Universität in die akademische Laufbahn ein.

Fast ein Jahrzehnt seines Lebens hat er in den Ostseeprovinzen verlebt; dann führte ihn das Schicksal an das entgegengesetzte Ende des deutschen Sprachgebiets, als er im Jahre 1869 an die Universität Bern berufen wurde; und wiederum vier Jahre später, im Herbst 1873, erfolgte die Berufung nach Heidelberg, mit welcher die akademische Wanderschaft ihr Ende erreichte.

Suchen wir eine Ansicht zu gewinnen von dem reichen wissenschaftlichen Studieninhalt dieses Lebens, so tritt uns das Bild einer eigenartigen Entwickelung entgegen, wie sie in unserem heutigen Studienleben wohl nur selten begegnet. Man wird es als eine glückliche, in gewissem Sinne vielleicht beneidenswerte Fügung bezeichnen können, wenn einem jungen für historische Anschauung geweckten Sinn in der frischen Empfänglichkeit frühester Jahre das Bild eines grossen Ereignisses oder einer grossen geschichtlichen Persönlichkeit vor die Augen tritt, das ihn mit unwiderstehlicher Gewalt fesselt; an das Gebilde jugendlicher Phantasie schliessen sich die ersten Versuche selbständiger Forschungsarbeit an; mit jedem neuen Schritt erweitert und vertieft sich das Bild, immer neue Blicke thun sich auf, immer neue Sphären der Forschung eröffnen sich; mit wachsendem Stoff und mit immer umfassenderen Gesichtspunkten tritt der Mann stets von neuem wieder an die alte Aufgabe heran — und aus dem idealen Phantasiegebilde des Jünglings wird zuletzt das reife Meisterwerk des Greises.

In einem ähnlichen Verhältnis steht die Lebensarbeit unseres heimgegangenen Freundes. Winkelmann hat seinen Söhnen wohl einmal erzählt, dass er schon als Abiturient den Plan zu einer Biographie Kaiser Friedrichs II. des Hohenstaufen fertig im Kopfe gehabt habe. Drei Jahre später schrieb er seine Doktordissertation über Friedrich II. als Verwalter seines Königreichs Sicilien; es folgte seine erste in Reval verfasste Regierungsgeschichte dieses Kaisers, die nicht zu völligem Abschluss gelangte; nach langer Pause dann das grundlegende Werk über Philipp von Schwaben und Otto IV., das gleichsam die Vorgeschichte Friedrichs II. bildet; und wiederum nach langen inhaltreichen Studien-

Digitized by Google

jahren erschien 1889 der erste Band des neuen abschliessenden Werkes über diesen Kaiser, worin die Resultate einer ganzen Lebensarbeit zusammengefasst werden sollten; der zweite Band ist nicht vollendet worden; ein völlig ausgearbeiteter Teil desselben, der im Manuskript vorliegt, ist das letzte Vermächtnis des Dahingegangenen an die deutsche Wissenschaft.

So steht im Mittelpunkt der ganzen Lebensarbeit Winkelmanns das Zeitalter unserer staufischen Kaiser und besonders seine letzte Periode und die rätselhafte, wie er selbst sie einmal nennt, „ebenso anziehende als abstossende" Gestalt Kaiser Friedrichs II. In jedem Lebensalter ist er auf die Aufgabe zurückgekommen; neben den zusammenfassenden Hauptarbeiten geht eine ausserordentlich grosse Anzahl detailliertester Einzeluntersuchungen her, und zugleich legte er in einer grossen mühseligen Regestensammlung und in musterhaften Urkundeneditionen das gelehrte Rüstzeug seiner Forschungen nieder.

Eine Aufgabe war hier ergriffen, die zu den wichtigsten und schwierigsten Teilen mittelalterlicher Forschung gehört. Nicht eine Aufgabe der deutschen Geschichte allein; es gilt der Geschichte der beiden grossen Centralnationen des Mittelalters, der deutschen und der italienischen in dem schicksalsreichsten Wendepunkt ihres historischen Daseins, und besonders auch für die italienische Geschichte der staufischen Zeit sind die Forschungen Winkelmanns anregend und tief eingreifend geworden. Sein Name ist auch jenseits der Alpen ein wohlbekannter und mit Dankbarkeit und Verehrung in allen Kreisen italienischer Geschichtsforscher genannt.

Wer wollte bei einer solchen Aufgabe von Abschliessung und Erschöpfung reden. Aber was bei dem gegenwärtigen Stande der Forschungsmittel und der Forschungsmethode zu erreichen ist mit einer eminenten, das Nächste und das Entfernteste verbindenden Gelehrsamkeit, mit einer unvergleichlichen Kenntnis des historiographischen und des urkundlichen Materials, mit unbestechlicher Wahrheitsliebe, mit scharfsinnigster und nüchternster formaler und Sachkritik, das ist in diesen Arbeiten für die Wissenschaft gewonnen und für alle Zeiten festgelegt; für jede weitere Forschung über das Zeitalter unserer staufischen Kaiser bilden die Arbeiten Winkelmanns ein Fundament, welches man niemals wird verlassen dürfen.

Richten wir unsere Blicke von hier aus auf andere Seiten der wissenschaftlichen Thätigkeit unseres geschiedenen Freundes, so verdient es hervorgehoben zu werden, wie neben den Arbeiten in jener grossen

Digitized by Google

centralen Studiensphäre er es immerdar auch als seine Aufgabe betrachtet hat, in den wechselnden Bereichen seiner äusseren Lebensstellung mit thätigem Eingreifen sich auch an den Arbeiten einer mehr lokalen Geschichtsforschung zu beteiligen.

In den Zeiten seines Aufenthalts in den Ostseeprovinzen erblicken wir ihn als eifrigen Forscher auf dem Gebiete der dort in hoher Blüte stehenden provinziellen Geschichtsstudien, und die baltische Historiographie dankt ihm, neben vielen Einzelarbeiten, besonders ein grosses grundlegendes bibliographisches Sammelwerk, dem die für Publikationen solcher Art seltene Ehre widerfuhr, dass es eine zweite Auflage erlebte.

In der Zeit seines Aufenthalts in Bern hat er auch den schweizerischen Geschichtsstudien mit manchem Beitrag seine Teilnahme erwiesen. Und vor allem, als er dann nach Heidelberg übersiedelte, traten nun auch die Heidelbergischen, pfälzischen, badischen Geschichtsstudien in seinen Gesichtskreis herein. Unsere Universität ist ihm vor allem für die wichtigste wissenschaftliche Festgabe verpflichtet, welche uns das Jubiläum von 1886 gebracht hat, für das ausgezeichnete „Urkundenbuch der Universität Heidelberg", das er im Auftrag der Hochschule und unter getreuer Mitwirkung jüngerer und älterer befreundeter Kräfte ausarbeitete. Und als im Jahr 1883 unser erhabener Landesherr Grossherzog Friedrich in seinem warmen verständnissvollen Sinn für den Wert historischer Studien gerade für dieses unser badisches Land eine Centralstelle in der „Badischen Historischen Kommission" errichtete, so wurde Winkelmann zum Vorstand dieses Instituts ernannt und ist demselben, selbst in den Zeiten seines schwersten Siechtums, ein getreuer und verständnissvoller Leiter gewesen. In der Heidelberger Zeit entstand auch das vortreffliche kleine Werk, das einen Teil der Oncken'schen Sammlung bildet, die „Geschichte der Angelsachsen bis zum Tode des Königs Aelfred", ein Muster knapper, gedrängter Darstellung, das einen reichen Inhalt auf engem Raum in ansprechender Form zur Anschauung zu bringen weiss.

Ich habe von unserem verewigten Freund als Gelehrten gesprochen, und fast möchte ich wünschen, dass jetzt ein Jüngerer als ich an diesem Platze stünde, der aus eigener Erfahrung heraus auch für seine Bedeutung als Lehrer das rechte Wort zu finden wüsste. Er war eine durchaus lehrhafte Natur, durch langjährige Gymnasialübung mit der Technik des Unterrichts vertraut; eindringlich und tiefgründig, gewissenhaft und ernst, von jedem falschen Prunk entfernt, nur auf die Sache gerichtet. Von der eisernen Gewissenhaftigkeit seiner Pflichterfüllung als Lehrer

Digitized by Google

werden die Schüler seiner letzten Jahre unvergessliches Gedächtnis bewahren, wenn sie sich des gichtbrüchigen Mannes erinnern, der unter quälenden Schmerzen auf seinem Rollstuhl in die Universität fuhr und seine Vorlesungen abhielt, bis der letzte Rest der Kräfte erschöpft war. Aber eines sei hier noch hervorgehoben.

In den zweiundzwanzig Jahren seiner Wirksamkeit an unserer Hochschule haben die historischen Studien hier zum Teil eine andere Richtung gewonnen durch die stärkere Betonung der arbeitenden Selbstthätigkeit der Studierenden, durch die regelmässige Abhaltung praktischer historischer Übungen. Aus der Heidelberger mittelalterlichen Schule Winkelmanns ist im Laufe der Jahre so manche tüchtige Kraft hervorgegangen, die von den empfangenen Anregungen aus zu eigener selbständiger wissenschaftlicher Arbeit fortgeschritten ist, und namentlich auch unsere badischen Gymnasien haben von hier aus Jahr um Jahr eine Reihe wohlgeschulter junger Historiker empfangen, die die erhaltenen Anregungen und die Kunde von Art und Wert ernster historischer Studien immer von neuem hinaustragen in alle Teile unseres badischen Landes.

Hochgeehrte Trauerversammlung! Wir schicken uns an, unserem verewigten Freund, Kollegen und Lehrer das Geleit zu geben zu seiner letzten Ruhestatt.

Nur in flüchtigen Umrissen habe ich versuchen können, das Bild seines Wesens und seines Wertes vor Ihnen zu entwerfen. Vielen unter uns ist dieses Bild aus eigener Erfahrung und durch langjährige Gemeinsamkeit bekannt. Ein Gelehrter von hervorragendem Rang, ein Lehrer von segensreich nachhaltiger Wirkung, ein treuer Kollege und Freund, ein Charakter von ernster, vielleicht bisweilen spröder Art, mehr Eisen und Stahl als funkelndes und gleissendes Metall, ein Mann seiner eigenen Art und von der besten Art.

So ist er der Unsrige gewesen, und so wird er der Unsrige bleiben in treuem Gedächtnis. Ehre seinem Andenken!

Zusatz zu Band V, S. 124 Anmerkung 5.

Nachträglich sehe ich, dass der bei Peter Patricius fr. 6 genannte Vindex niemand anderer ist als der Vindex der Inschrift No. 9. Die ala contariorum lag in Arrabona (C. I. L. III p. 547), die III Thracum in Adiaum (C. I. L. III p. 537). Dann ist Candidus der Legat der I adiutrix in Brigetio und es kann als sicher betrachtet werden, dass mit Conrad (Marc Aurels Marcomannenkrieg S. 8. Prgr. 1888) statt *Αἴλιος, Βάσσος, Ἰάλλιος Βάσσος* zu lesen ist (C. I. L. XII 2718). Die Langobarden sind durch das Waagthal an die Donau gekommen.

A. v. Domaszewski.

Digitized by Google

Eine italienische Fürstin aus der Zeit der Renaissance.

Von

Henry Thode.

In der Bildersammlung des Louvre zu Paris befindet sich ein Gemälde von der Hand des ferraresischen Malers Lorenzo Costa, welches den Beschauer nicht weniger durch seinen eigentümlichen Gegenstand als durch die feine, fast gesuchte Grazie der Figuren fesselt. In einem von frischem Frühlingsgrün leuchtenden Haine neigt sich, in reiche Gewänder gekleidet, eine vornehme Frau in lieblicher Bewegung einem nackten Amor zu, der, auf den Knieen einer anderen sitzenden Frau stehend, ihr das Haupt mit einem Kranze schmückt. Im Kreise umgeben die Gruppe sechs Männer, von denen vier auf der Laute und Geige musizieren, indess der fünfte im Begriffe ist, seine Gedanken einem Blatte Papier anzuvertrauen, der sechste, wie es scheint, ein Bild auf einer Tafel entwirft. Am Eingange des Haines sitzen zwei zarte jugendliche Frauengestalten, die eine schmückt einen ruhenden Ochsen, die andere ein Lamm mit einem Kranze. Ganz im Vordergrunde aber halten ein gerüsteter Mann, der einen Drachen erlegt hat, und eine halbbekleidete Frau mit Bogen und Pfeil die Wache. In der Landschaft links in der Ferne sieht man Reiter beim Turniere und Leute, die sich an einem Schiffe zu thun machen. Der allgemeine Sinn der Darstellung kann nicht zweifelhaft sein. Fern dem nichtigen Treiben einer sich in Kriegen und mühsamen Tagesgeschäften abquälenden Menschheit haben sich im holden

Anmerkung. Wertvolle eingehende Untersuchungen über das Verhältnis Isabella Gonzaga's zu den Künstlern werden neuerdings, nachdem obiger Vortrag schon verfasst war, von Charles Yriarte in einer Reihe von Aufsätzen: „Isabelle d'Este et les artistes de son temps" in der Gazette des beaux-arts (beginnend mit dem Januarheft 1895) veröffentlicht.

Digitized by Google

Glanze eines lichten Lenzestages Dichter, Musiker und Künstler auf den Wink einer fürstlichen Frau zusammengefunden, in Versen, Tönen und Bildern von dem allem Wechsel fremden geheimnisvollen und ewigen Gehalt des Lebens zu künden, ihn in dem paradiesischen Frieden einer von süssen Hoffnungen schwellenden Natur zu finden. Solch ein Reich der Kunst ist aber zugleich ein Reich der Liebe: diese selbst krönt mit grünem Kranze das Haupt der Edlen, die es erschlossen hat.

Wer aber ist die Herrscherin dieses Musenhofes? Eine, von deren Geist und Wesen zahlreiche Kunstwerke, zahlreiche Seiten in den Werken der Dichter, Philosophen und Gelehrten Italiens im XVI. Jahrhundert beredtes Zeugnis ablegen: Isabella Gonzaga, die Gemahlin des Marchese Francesco von Mantua! Eine aus der Zahl jener wunderbaren Frauen, in denen, leuchtenden Gestirnen gleich, das Sonnenlicht der grossen italienischen Kunst und Dichtung wiederstrahlt, in denen der künstlerische Geist der Zeit in anderer Form als edle Sitte sich offenbart hat. Eine Welt von Schönheit und Geist thut sich auf, nennt man nur die Namen: Eleonora von Arragonien, Elisabetta von Urbino, Beatrice von Mailand, Katharina Cornaro, Eleonora von Urbino, Vittoria Colonna! Und unter ihnen fraglos eine der vornehmsten, Isabella Gonzaga! Freilich haben wir von ihrem Hofe nicht eine Schilderung erhalten, wie diejenige, die Baldassare Castiglione von dem der Elisabetta von Urbino gegeben hat, aber aus einer wahrhaft überraschenden Fülle von Briefen der Künstler und Dichter an die Fürstin, die im Archive zu Mantua aufbewahrt werden und in den letzten Jahren zum Teil veröffentlicht worden sind, vermögen wir uns ein annähernd ebenso lebhaftes Bild von dem „Musenhofe“ der Isabella zu machen, auf den Lorenzo Costa in seinem Gemälde anspielt.

Nennt man die Heimat, das Elternhaus Isabella's, so giebt man damit zugleich die Erklärung für die erstaunliche Vielseitigkeit ihrer Bildung, ihrer Geschmacksrichtungen. Als Kind des Herzogs Ercole von Ferrara und der Eleonora von Arragonien im Jahre 1471 geboren, ward sie durch ihre Geburt schon der reichen Gaben teilhaftig, welche das Geschick dem glorreichen Hause der Este verschwenderisch gewährt hatte. Sie wuchs an einem Hofe auf, dessen tägliche Gäste der Sänger des „verliebten Roland“ Bojardo, Tito Strozzi, der „Blinde von Ferrara“ Francesco Bello waren, angesichts der wetteifernden Thätigkeit der ferraresischen Künstler Cosimo Tura, Francesco Cossa und Baldassarre Estense! Sie durfte es erleben, wie im Beisein einer durch Geburt und Geist ausgezeichneten, von weither sich versammelnden Gesellschaft die

Digitized by Google

Stücke des Plautus und Terenz ihre Auferstehung auf dem Theater des herzoglichen Schlosses feierten. Die Klänge der gewähltesten musikalischen Kapelle Italiens, deren Mitglieder zumeist aus Frankreich berufen waren, umspielten schmeichelnd die Entwicklung ihres jungen Lebens. Als im April des Jahres 1481 der Markgraf Lodovico Gonzaga mit reichem Gefolge in Ferrara als Brautwerber für seinen Sohn Giovanni Francesco eintraf, mochte er bereits mit Freude an dem zehnjährigen Mädchen gewahren, dass dessen Erziehung nicht minder edel, als seine Geburt war. Neun Jahre sollten vergehen, bis die Braut dem jugendlichen Gatten vermählt, von ihren Eltern und ihrem Bruder Alfonso geleitet, auf reich geschmückten Schiffen in der neuen Heimat eintraf, die sie mit grossen Ehren aufnahm. Sieben mal musste der festliche Zug in den Strassen halten, die Triumphbogen und künstlerischen Veranstaltungen zu sehen, mit denen unter anderen Künstlern wohl auch der grosse Andrea Mantegna seine Huldigung darbrachten, er, der an Isabella eine so freundlich gewogene Herrin erhalten sollte. Es handelte sich um eine Darstellung der sieben Planeten, die dem neuen Gestirne Mantua's sich neigten. Knaben, als Engel verkleidet, sangen gelehrte italienische Poesien. Drei Tage lang dauerten die Turniere, die Tafeln der Festmahle waren mit überaus künstlichen Zuckergebilden in Form von Städten, Burgen und Thürmen beladen, die Tänze währten bis zum Schlusse des Karnevals. Kaiser und Papst, Frankreich, Neapel, Venedig, Florenz, Genua, Pisa und Mailand hatten ihre Gesandten geschickt.

Erst vier Jahre später, 1494, erhielt Francesco die Herrscherwürde. Seine erste That war der freilich nicht allzu glorreiche Sieg über die Truppen Karls VIII. bei Fornovo — der erste Erfolg in einem Leben, das nunmehr durch 14 Jahre fast ganz dem Kriegerhandwerk gewidmet war. Francesco ist eines der merkwürdigsten Beispiele für die treulose, egoistische Politik der italienischen Fürsten jener Zeit. Nur auf den eigenen Vorteil bedacht, hat er bald für die Venetianer gegen die Franzosen, bald für die Kaiserlichen gegen die Venetianer, bald für die Franzosen gegen die Spanier gekämpft in dieser Zeit, in welcher Italien der Lagerplatz spanischer, französischer und deutscher Truppen war, in welcher Parteien sich so schnell bildeten und wieder auflösten, wie es bei den Spielen der Knaben zu geschehen pflegt. Francesco ist es gewesen, der als Vollstrecker des starken Willens des mächtigen Papstes Julius II. 1506 Bologna unterworfen hat. Erst die schlimme Erfahrung, die er zwei Jahre später, 1508, machen musste, als die Venetianer, gegen

Digitized by Google

die er im Dienste der Franzosen ausgezogen war, ihn gefangen nahmen und in sehr wohl verwahrten Räumen einige Zeit festhielten, scheint sein Verlangen nach Ruhe lebhaft hervorgerufen zu haben. Seit jener Zeit hat er, beschaulich in Mantua bleibend, die Segnungen des Friedens genossen, den er in der That durch seine kluge Politik der Heimat erhalten hatte, eines Friedens, den nun seine edle Gemahlin zu ihrem und ihres Gatten dauernden Ruhme auszunutzen verstand. Mit ruhiger Sicherheit hatte sie während der Abwesenheit Francesco's die Herrschaft geführt, mit erstaunlichem Verstande dem Gatten auch aus der Ferne mit Rat beigestanden. Kaum würde man es für möglich halten, dass es die scheinbar durchaus von idealen künstlerischen Interessen beherrschte Frau gewesen ist, die in klaren, nüchternen Briefen dem fernen Marchese die verwickeltsten politischen Verhältnisse darlegt, ihn scharfsichtig auf gefährliche Persönlichkeiten in seiner Umgebung aufmerksam macht, auch wohl die Übersendung von Geschützen anordnet, bedächte man nicht, dass diese merkwürdige Frau eine italienische Fürstin gewesen ist, begabt mit dem scharfen, nie sich verleugnendem praktischen Verstande dieses Volkes, durch die Verantwortlichkeit ihrer hervorragenden Stellung zu besonnenem Handeln erzogen. Das wechselnde Neben- und Miteinanderwirken eines klug das Leben regelnden Verstandes und eines dasselbe verschönernden und vertiefenden Gefühles, wie es der Italiener zeigt, wird wohl dem Germanen niemals ganz verständlich sein — und doch will es bei dem Verstehenlernen der italienischen Geschichte und ihrer Repräsentanten in erster Linie berücksichtigt sein. Mit Erstaunen erfährt der Deutsche nach kurzem Umgang mit dem Italiener, dass dessen aufgeregte Lebhaftigkeit nichts mit seiner eigenen tief leidenschaftlichen Empfindungsfähigkeit gemein hat, mit Erstaunen wird er inne, dass in Momenten, wenn er, sich selbst und bestimmte Ziele vergessend, ganz dem Gefühle sich hingiebt, jener ein scheinbares Übergewicht über ihn behält, da er wohl zu grossem Ungestüm der Äusserungen sich hinreissen lässt, dabei aber fast nie die Berechnung etwa zu gewinnender Vorteile vergisst. Nur im Familienleben des Italieners, im Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern, scheint sich das Gefühl als Macht des Gemütes mit uneingeschränkter, blinder Gewalt zu offenbaren. So auch bei Isabella! Das Beste und am meisten Erfreuende finden wir immer am Schlusse ihrer Briefe an Francesco: da spricht sie in den Tönen innigster Gattin- und Mutterliebe von ihrer Sehnsucht, von ihren Kindern! Kein Brief, in dem nicht diese Herzenstöne sich äusserten! Am schönsten vielleicht in jenen, die sie 1502 von Ferrara aus schreibt,

Digitized by Google

wohin sie die Hochzeit der Lucrezia Borgia mit ihrem Bruder Alfonso mitzufeiern gegangen war. Mitten in den Schilderungen des glänzenden Einzugs der Braut, der Feste am Hofe, bricht sie dann wohl in die Worte aus:

„Ich will es nicht in Abrede stellen, dass Eure Excellenz nicht viel grösseres Vergnügen daran habe, meinen kleinen Sohn täglich zu sehen, als mir alle diese Feste bereiten. Denn wären sie auch die schönsten der Welt, sie könnten mich doch ohne die Anwesenheit Eurer Herrlichkeit und unseres Kleinen nicht befriedigen; aber das will ich gar nicht glauben, dass er sich meiner nicht erinnere. Denn selbst wenn er sich nicht aus Liebe meiner erinnerte, so sollte er sich meiner doch erinnern aus Überdruss an den vielen Küssen, die ich ihm durch Euch sende. So möge Eure Excellenz dessen gedenken und geruhen, ihn manches Mal noch mehr von meiner Liebe zu küssen".

Aus solchen und zahlreichen anderen Stellen tritt uns gross und einfach eine gesunde, kräftige Natur entgegen, wie solche auch die teilweise recht scharfe Kritik der theatralischen Aufführungen dazumal in Ferrara verrät. Es ist von besonderem Reize, eine Frau von so hervorragenden Geistesgaben, von einer so siegreichen Beherrschung aller Lebenslagen und Verhältnisse sich als eine von warmer Liebe überströmende Mutter im Kreise ihrer Kinder darzustellen, wie sie dieselben, eng an ihr Herz gedrückt, lehrt, das Ziel ihres Strebens in den klaren Höhen des geistigen Lebens mit freiem Blick zu suchen und zu erkennen. Voll innigen Stolzes empfängt sie später aus Rom die Nachricht, dass ihr ältester Sohn Federigo, der schon als Knabe an den Hof des Papstes kam, sich Ehre erwirbt — sie ermahnt ihn, dem Beispiele seines Vaters zu folgen, freigebig und grossmütig zu sein. In ächt mütterlicher Weise macht sie seinen Ehrgeiz rege, indem sie ihm erzählt von dem Eindruck, den ein Conte de Claramonte auf sie gemacht habe wegen der grossen Galanterie, mit der er sich ihr gegenüber benommen — „welch' ein schönes Ding es sei, den Frauen zu dienen"!

Federigo hat sich alle ihre Lehren zu Herzen genommen, als würdiger Sohn seiner Mutter hat er die nach dem Tode des Vaters übernommene Regierung geführt, Kunst und Künstler haben den grossmütigsten, freigebigsten Beschützer an ihm gefunden. Und nicht mindere Sorgfalt wie auf *seine* Erziehung hat Isabella auf die ihrer anderen Kinder gewandt. Von ihren vier Töchtern hat wenigstens *eine*, Eleonore, die Traditionen des Hauses in glänzender Weise als Gattin des Herzogs von Urbino aufrecht erhalten. Von ihren zwei jüngeren Söhnen ist

Digitized by Google

Ferrante den kriegerischen Neigungen seines Vaters treu geblieben, hat sich Ercole zu hohen geistlichen Würden emporgeschwungen. Briefe, welche Isabella 1522 an Baldassare Castiglione, dieses Muster eines vornehmen, vielseitig und fein gebildeten Kavaliers, wegen der Wahl eines Erziehers für Ercole geschrieben hat, zeigen, was für Männer es sein mussten, deren Rat sie in Anspruch nahm. Sie wäre nicht eine Fürstin dieser nach Ehre und Ruhm dürstenden Zeit gewesen, hätte sie nicht mit ehrgeizigen Hoffnungen die Lebensgeschicke ihrer Söhne verfolgt, dieselben zu bestimmen versucht. Wie es heisst, entschloss sie sich 1524 selbst nach Rom zu gehen, um es dort beim Papste zu betreiben, dass Ercole den Kardinalshut erhielte. Die Zeiten, die sie daselbst verbrachte, sollten zu den denkwürdigsten ihres Lebens gehören. Über zwei Jahre verweilend, erlebte sie es, eingeschlossen in ihrem Palaste bei der Kirche der Apostoli, wie die Hauptstadt der Welt von dem deutschen Heere überwältigt und geplündert wurde. Der Verwandtschaft mit dem beim Angriff gestürzten Herzog von Bourbon und ihrem im deutschen Heere dienenden Sohne Ferrante verdankte sie die Befreiung aus einer Gefangenschaft, die gefahrdrohend war. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte die starke Frau ihre Energie. Auf die Nachricht von dem Nahen des Heeres liess sie in ihrem Hause Thüren und Fenster vermauern. Zahlreiche römische Edle, auch der venetianische Gesandte, begaben sich unter ihre Obhut. Als sie endlich 1527 nach Mantua zurückkehrte, konnte sie Ercole die inmitten der grössten Wirren vom Papste glücklich errungene Kardinalswürde verkündigen.

Bald sollte sie ihre Familie in noch hervorragenderer Weise geehrt sehen. Ob sie selbst besondere Pläne im Kopfe hatte, als sie 1529 nach Bologna zu Karls V. Einzug ging, der, wie sie in einem ausführlichen Briefe berichtet, das Herrlichste gewesen sei, was sie je gesehen habe? Mit Bestimmtheit ist es nicht zu sagen. Das bewegte Leben, das sich bei Anlass dieser wichtigen Begegnung des Kaisers mit dem Papste entwickelte, hatte zunächst eine etwas peinliche Folge für sie. Es scheint, dass sie in ihrem Geleite eine Anzahl besonders schöner und liebenswerter Edelfrauen gehabt, die eine lebhafte Verehrung in den Herzen manches Italieners, wie manches Spaniers erweckten. Die schlecht zu verhehlende Feindschaft der beiden Nationalitäten mochte mit dabei im Spiele sein — kurz, in einer Nacht kam es vor dem Palaste der Marchesa zu einem blutigen Kampfe zwischen Italienern und Spaniern. Letztere zogen den Kürzeren und liessen achtzehn Tote auf der Kampfstätte. Isabella hielt es für geraten, schon am nächsten Tage sich der allge-

Digitized by Google

meinen Aufregung zu entziehen und nach Mantua zurückzukehren. Bald sollte ihr Ärger verscheucht werden. In demselben Jahre erschien Karl V. in Mantua und erteilte nach grossen Festlichkeiten dem Federigo Gonzaga die Herzogswürde. Noch einmal: 1532 sollte der Hof der Gonzaga's den Kaiser bewirten. Bald darauf ist Isabella, von dem Verlangen getrieben, dem Himmel ihre Dankbarkeit für so reichlich ihr und ihrer Familie gespendetes Glück zu bezeugen, begleitet von einigen Kavalieren, nach Marseille zu dem Heiligtum der Magdalena gewallfahrtet. Einer ihrer Gefährten, der Chronist und Verherrlicher der Familie, Mario Equicola, hat ihre Reise beschrieben und die Inschrift gedichtet, die zum Andenken an diesen Besuch in die Kirche gestiftet wurde.

Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie friedlich in Mantua, wo sie am 13. Februar 1539 gestorben ist. Im Kloster S. Paolo ward sie begraben. Ihr Sohn Federigo überlebte sie nicht länger als ein Jahr.

Es sind nur schwache Umrisse, die man an der Hand der historischen Quellen von dem Leben dieser Frau in den äusseren Schicksalen zu geben vermag — ein wahrhaft lebensvolles, in bestimmten Zügen gezeichnetes Bild von ihr entsteht erst, lernt man sie in ihrer Beziehung zu den Dichtern und Gelehrten, vor allem aber den Künstlern jener Zeit kennen. Dann erst sieht man, wie reich, wie thätig dieses Leben gewesen ist, wie beseelt durch geistige Interessen ihr die ruhig in Mantua verbrachten Jahre verflossen sind. Was Lodovico Gonzaga bereits angebahnt hatte, hat Isabella verwirklicht: durch sie ist Mantua zu einem der grossen Centren geistigen und künstlerischen Lebens in Italien geworden.

Nichts ist bezeichnender für den Charakter dieser Frau, nichts vermag uns die Art ihres geselligen Verkehres mit den feinsten zeitgenössischen Denkern treffender zu kennzeichnen, als das Motto, das sie gleichsam zur Überschrift ihres Lebens gemacht hatte: Nec spe nec metu! Frei von Hoffnung, frei von Furcht!

In selbstbewusster Sicherheit die Gegenwart geniessend, von der stillen Höhe der Kontemplation aus den Wechsel der Dinge beobachtend, fern der gefährlichen Exaltation wie der erschlaffenden Melancholie, voll und schaffend im Dasein stehend, aber den höchsten Inhalt desselben im ernsten Spiel der geistigen Kräfte erkennend, wie musste nicht Isabella dazu berufen sein, in ihren Gemächern, die sie „il Paradiso“ nannte, und in ihren Gärten allen edlen und strebenden Geistern eine stille

Digitized by Google

Zuflucht aus den Stürmen der Welt zu schaffen. In Gegenwart einer so tugendhaften, bedeutenden Fürstin, wie hätte sich nicht die ungezwungenste, heiterste gesellige Stimmung bilden, wie hätte nicht Wissen und Witz sich den liebenswürdigsten Kampf bereiten, wie hätte nicht die Einbildungskraft in poetischen Bildern Gestalt gewinnen sollen? Nec spe nec metu — der Wahlspruch der Freiheit im geselligen Verkehre der Menschen unter einander! Kein Wunder, wenn Mario Equicola in einem Buche, das er der Isabella widmete, ihn über alle Devisen der Erde erhob! Und war es auch eine schmeichelnde Huldigung, die er seiner Herrin brachte, er hatte die Bedeutung des Spruches im Palaste der Gonzaga's an sich selbst erfahren. Mit dem leisen Klange der Wehmut nach süssem Vergangenem erinnert sich einer der gefeiertsten Dichter und Philosophen aus jenen Tagen, Pietro Bembo, in einem Briefe an die Markgräfin an einen jener „glücklichen Abende", die er bei ihr verbracht. Aus der Ferne sendet er ihr Sonette. „Nicht dass dieselben wert seien, in ihre Hände zu gelangen", schreibt er, „aber er sehne sich danach, einige seiner Verse von ihr zitiert und gesungen zu wissen. Nichts anderes gebrauchten sie ja, um allen zu gefallen, als von ihrer reinen und süssen Stimme gesungen, von ihrer schönen und anmutigen Hand begleitet zu werden". Er war einer der am liebsten gesehenen Gäste in Mantua, wie der Graf Castiglione, der eine Reihe von Jahren hindurch auch seine politischen Dienste dem Marchese Federigo gewidmet hat, wie der strenge, fromme und weise Batista Mantovano. Mit dem jüngeren Guarini in Ferrara, dem Dichter, stand Isabella in Korrespondenz, Bernardo Tasso, der Vater des Torquato, sandte ihr seine Reime — oder wie er sie nennt, seine Tollheiten. Der Herr von Correggio widmet ihr seine Sonetten und Canzonen mit der fein verbindlichen Bemerkung, er verlange danach, sein Buch mit ihrem Namen zu zieren, so wie man seinen Heiligen an sein Haus zu malen pflege. Von Bologna aus sorgt sie für den Druck der Dialoge des geistvollen Paolo Giovio und lässt besonders gutes Papier dafür aus Mantua kommen. Vertrauensvoll wendet sich Cesare Gonzaga, eine der Zierden der am urbinatischen Hofe sich versammelnden Gesellschaft, mit der Bitte an sie, ein Gedicht, das er ihr übersende, von einem ihrer trefflichsten Sänger in Musik setzen zu lassen. Er würde ihr bis zum Tage des jüngsten Gerichtes dankbar sein. Sie solle sich nicht wundern, dass er in solchen kriegerischen Zeiten der Liebe nachginge: Mars habe nur mit der äusseren Hülle zu thun, alles übrige beherrsche Amor. Neben den Grossen aber mögen sich auch die Kleinen in oft recht lästiger Weise herangedrängt haben.

Digitized by Google

Über das Sonett, das Giacomo Filippo Faella auf ihre Medaille machte, dürfte sich Isabella schwerlich besonders gefreut haben.

Im Winter 1507 erschien als Bote des Hippolyt Este und als Überbringer von dessen Glückwünschen zu der erfreuenden Geburt eines Kindes Lodovico Ariosto bei ihr. Während seines kurzen Aufenthaltes weihte er sie in den Plan seiner grossen Dichtung, des Orlando Furioso, ein. Isabella schreibt: „Messere Lodovico hat mir mit der Erzählung des Werkes, welches er komponiert, diese zwei Tage ohne jede Langeweile, vielmehr mit dem grössten Genusse verstreichen gemacht". Mit dem lebhaftesten Interesse verfolgen der Herzog und seine Gemahlin die weitere Ausführung des Heldengedichtes. Francesco bittet ihn einige Jahre später um Übersendung der fertigen Gesänge, worauf sich Ariosto aber damit entschuldigt, das Manuskript sei noch nicht geheftet und der vielen Abkürzungen und Korrekturen wegen nicht lesbar. Die Markgräfin, der er bei ihrem Aufenthalt in Ferrara einiges daraus vorgelesen habe, könne das bezeugen. Später, 1519, übersendet er seine Komödie: la Cassaria und bittet, derselben eine ebenso wohlwollende Aufnahme zu gewähren, wie seinen anderen Werken. Isabella ist die erste, die den um sechs Gesänge erweiterten Orlando 1532 empfängt.

„Ich danke Euch", erwiderte sie ihm auf seinen Brief, „so gut ich es nur immer vermag, dass Ihr meiner, wie Ihr es zeigt, dauernd gedenkt. Und ich versichere Euch, dass ich eine Gelegenheit ersehne, Euch meine Dankbarkeit in irgend einer Art zu beweisen und Euch die ganz besondere Zuneigung bekannt zu machen, die ich zu Euch wegen Eurer über Alles seltenen Tugenden hege, die begünstigt zu werden verdienen. So biete ich mich immer von Herzen Euren Wünschen und Befehlen zu Gefallen zu sein an". Mit vollem Rechte durfte sie sich dankbar zeigen, — in einigen Strophen des 12. Gesanges hat Ariosto Sie besungen, von der er nicht zu sagen weiss, ob ihre Anmut und ihre Schönheit oder ihre Weisheit und Keuschheit höher zu preisen sei, Sie, die freigebige, grossherzige Isabella, die mit ihrem schönen Lichte Tag und Nacht sonnig das Land bescheint, das der Mincio durchströmt.

Wäre ein Verzeichnis der Büchersammlung Isabella's uns erhalten geblieben, wir würden neben den Werken des Ariosto und der anderen bereits erwähnten Dichter wohl zahlreiche Bücher der Zeitgenossen in Dedikationsexemplaren gefunden haben. Daneben in reichen geschmackvollen Einbänden die würdigen, viel begehrten Ausgaben älterer und neuerer Schriftsteller, wie sie namentlich aus der Offizin des eifrigen Venetianischen Verlegers und Gelehrten Aldus Manutius hervorgingen.

Digitized by Google

Glücklicherweise lernen wir ihren Verkehr mit diesem hochverdienten Manne aus einer Anzahl Briefe kennen. Ein in Venedig lebender Künstler, Lorenzo da Pavia, der in den verschiedenartigsten Angelegenheiten als ihr Agent thätig war, hat zuerst im Jahre 1501 bei Aldus Exemplare des Virgil, Petrarca und Ovid mit besonderer Sorgfalt für sie bestellt. Er muss sie — und darin äussert sich der sorgsam wählende Geschmack einer das Leben bis in jedes Detail künstlerisch durchbildenden Frau — zum Einbinden nach den Niederlanden schicken, da dort bei weitem schönere Einbände, als in Italien angefertigt werden. So legt sie auch einen besonderen Wert darauf, dass ihre Exemplare auf dem bestem Papier gedruckt werden, wofür der von grosser Bewunderung für sie erfüllte Aldus denn auch stets gesorgt hat. Auf ihren Wunsch sendet er ihr alle seine lateinischen Werke, wie alle die kleineren Ausgaben, die er veranstaltet, darunter den Horaz, Juvenal, Persius, Martial, Catull, Tibull, Properz, Lucian. Was aber soll man sagen, erfährt man, dass sie auch den Apollonius von Thyana, den Traktat des Eusebius gegen Hierokles und die Dichtungen des Gregor von Nazianz in ihrer Bibliothek zu haben, durch dieselben in die dogmatischen Streitigkeiten der ersten Jahrhunderte des Christentums sich eingeweiht zu sehen wünschte? Auch ohne den ihr brieflich ausgesprochenen Wunsch des Kaisers Maximilian hätte sie wohl im Jahre 1510 sich ihres Freundes Aldus in den seine Thätigkeit und sein Vermögen bedrohenden Unruhen der Liga von Cambray angenommen. Die Verehrung, welche sie für die Dichtungen der alten Schriftsteller erfüllte, hatte schon im Jahre 1499 einen lebhaften Ausdruck gefunden, damals als sie Andrea Mantegna mit dem Entwurfe einer Virgilstatue betraute, der uns noch im Louvre aufbewahrt wird. Sie wollte die unrühmliche That des Grafen Carlo Malatesta wieder gut machen, der im Anfang des Jahrhunderts, aus Eifersucht auf den berühmtesten Sohn Mantua's im Altertum, eine Statue des Virgil in den Mincio hatte werfen lassen. Mit Jubel hörten die Humanisten Neapels von diesem Plane der jungen Fürstin. In überschwänglichen Worten preist sie der Dichter Pontano, der es nur bedauert, sein Werk „über die Grossherzigkeit" schon abgeschlossen zu wissen, ohne den Ruhm dieser Frau verkündigt zu haben, die würdig der Herrschaft, würdig der Lobsprüche, würdig jeder Verehrung sei. — Die Statue sollte jedoch nicht zur Ausführung gelangen. —

In dem Idealbilde eines Hofmannes, welches Baldassare Castiglione's von Geist und Welterfahrung diktiertes Buch: der „Cortigiano" giebt, wird der Musik für die Veredlung des Charakters und für die Verfeine-

Digitized by Google

rung der Sitte eine sehr weitgehende Bedeutung zuerkannt. „Aus vielen Gründen", heisst es da, „welche alle zu erwähnen zu weit führen würde, muss man sie notwendig von Kindheit an lernen, nicht so sehr wegen jener mehr oberflächlichen Melodik, die man hört, als deswegen, weil sie genügt, in uns ein neues, gutes Wesen hervorzubringen und eine Gewohnheit, nach der Tugend zu streben, was das Gemüt fähiger zur Glückseligkeit mache". Mit solchen und ähnlichen Worten hat Castiglione die Zaubergewalt ausgesprochen, die vor allen anderen das gesellige Leben an einigen der Fürstenhöfe der Renaissance zu einem Traumdasein der Glückseligkeit machte. Und diese Zaubergewalt, von edlen Frauen ausgeübt, musste den segensvollen Einfluss derselben in wunderbarer Weise erhöhen. Isabella hat, wie Elisabeth von Urbino, eine leidenschaftliche Liebe für Musik gehabt. Sie selbst entzückte, zur Laute singend, mit ihrer schönen Stimme die Gäste, die sich abendlich um sie versammelten. Ihr erstes Bestreben, als sie in Mantua eingetroffen ist, scheint es gewesen zu sein, eine Kapelle aus guten Musikern zu bilden, sich gute Instrumente senden zu lassen. Lorenzo da Pavia hat reichlich in Venedig zu thun damit, alle ihre Wünsche betreffs trefflicher Lauten und Violinen zu erfüllen. In ihren Diensten befanden sich abwechselnd die berühmtesten Sänger, Lautenschläger und Orgelspieler. Manche wunderliche Erfahrungen muss sie mit diesem liebenswürdigen, aber eigenwilligen und unruhigen Volke gemacht haben. „Gerade jetzt, da die Komödien gegeben werden", schreibt Francesco Gonzaga an den Piffaro Bernardino, „seid Ihr fortgegangen. Fliegt herbei mit Euren Pifferari und Euren Instrumenten". In Leo X. erstand den Fürsten von Mantua ein gefährlicher Rivale — die Künstler wussten wohl, wie hoch derselbe sie schätzte. Als Leo Papst wird, eilen von allen Seiten, auch aus Mantua, die Sänger von dannen. Der Marchese klagt laut, dass ihm die besten Kräfte seiner Kapelle genommen seien. Und nicht genug damit, überredeten die Flüchtlinge, die sich im Vatikan gar wohl befanden, auch noch die Zurückgebliebenen, nach Rom zu kommen. Endlich wendet Francesco sich direkt an den Papst selber. Manche kehrten dann wohl reuig nach vielen Irrfahrten zu ihrem ersten Gönner wieder zurück, wie jener Angelo Testagrossa, der in einem wehmütig verlangenden Briefe verspricht, er werde auch seine alte Laute, sowie zwei grössere, auch fünf sehr gute Violinen mitbringen und ein „sogenanntes Fagott". Gewiss ist ihm ein ebenso freundlicher Empfang zu Teil geworden, wie der grossen Orgel von Alabaster, die 1522 Castiglione, nicht ohne grosse Schwierigkeiten mit der Dogana gehabt zu haben, aus Rom übersendet.

Digitized by Google

Und neben der Leidenschaft für die Musik die Leidenschaft für die bildende Kunst. Fast alle grossen Künstler Italiens haben für Isabella gearbeitet. Was das heissen will, ist jedem deutlich, der bedenkt, dass ihre Zeit diejenige Lionardo's, Raphaels, Michelangelo's, Mantegna's, Tizians war. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, beim Durchblättern der Briefe des Mantuaner Archivs so vielen unsterblichen Namen zu begegnen, die wir mit Verehrung wie göttliche aussprechen. Zu denken, dass es Menschen von Fleisch und Blut gegeben hat, die mit allen diesen unbegreiflichen Erscheinungen als mit lebenden Wesen verkehrt haben! „Ich war heute in Eurer Excellenz Auftrage bei Raphael, — er entschuldigt sich, das bestellte Bild noch nicht vollendet zu haben!" Wie das klingt! Oder „Wenn es ihm irgend möglich, seine Verpflichtungen gegenüber dem König von Frankreich zu lösen, wird Leonardo es als die höchste Gunst betrachten, in Eure Dienste treten zu dürfen!"

Isabella hat inmitten der grossen künstlerischen Thätigkeit, die am Mantuaner Hofe unter den Auspicien der Fürsten Francesco und Federigo herrschte, selbstständig und anregend sich mit der Kunst beschäftigt. Neben den offiziellen, für die Ausschmückung der Stadt- und Landpaläste der Gonzaga's bestimmten Arbeiten der zeitlich auf einander sich folgenden Maler, Andrea Mantegna, Lorenzo Costa, Francesco Bonsignori und Giulio Romano hat sie zahlreiche andere Gemälde als Zierde ihrer Gemächer bestellt. Die Leidenschaft des Sammelns, die damals eine allen gebildeten Kreisen Italiens gemeinsam eigentümliche war, verband sich bei ihr mit dem Lebensbedürfnis einer künstlerischen Umgebung. Ihre Bestellungen und Einkäufe zeugen von einem selten ausgebildeten, vorsichtig wählenden Geschmack, dem Genüge zu thun ihre Stellung und ihr Reichtum in beneidenswerter Weise sie befähigten. Bestimmend für die Wahl der Kunstwerke war die Bewunderung, die sie dem Altertume entgegenbrachte. Wie sie in ihrer Bibliothek die Schriftsteller der Alten vereinigte, so in ihrem Kunstkabinet hervorragende Bildhauerwerke der antiken Kunst. Ja, der heidnische Zauberkreis, in den sie eingetreten war, wurde so mächtig, dass sich ihm auch die modernen Künstler anbequemen mussten. Fast alle die Aufträge, die sie denselben gegeben, enthalten die Anweisung, mythologische oder heidnisch allegorische Phantasieen darzustellen. Diese Neigung mag durch den fanatischen Verehrer der Antike, Andrea Mantegna, lebhaft bestärkt worden sein. Wirft man einen Blick in das glücklicherweise erhaltene Inventar ihres Kabinettes, so erhält man den Eindruck einer von der modernen Kunst würdig ausgestatteten Reli-

Digitized by Google

quienkammer des heidnischen Altertums. Welche liebevolle Mühe hat es gekostet, alle diese Reste antiker Kunst zu sammeln! Auch hier wieder belehren uns zahlreiche Briefe, dass sie überall, vor Allem in Rom, Agenten, zum Teil Künstler hatte, die ihr von den neuen Funden berichteten, wertvolle Stücke für sie ankauften. Man erzählt ihr von dem Funde einer Zeusstatue, einer Figur des Tiber, von der Ausgrabung eines Obelisken, von merkwürdigen Reliefs, von interessanten Medaillen und man sendet ihr Zeichnungen. Wo etwas Wertvolles zu gewinnen ist, spart sie nicht Geld noch Worte. Mit grosser Mühe erlangt sie im Jahre 1505 einen schlafenden Amor, der grosses Aufsehen in Rom macht. Man hielt ihn, wie uns die Sonette Castiglione's und einiger anderer Dichter beweisen, für das Werk des Praxiteles, das einst Verres aus Sicilien geraubt. Der patriotische römische Bildhauer Giovanni Cristoforo rühmt es hoch: wenn nicht Isabella es wäre, er würde es keinem sterblichen Menschen gestattet haben, Rom eines solchen Schatzes zu berauben. Wie es scheint, ist auch sie es gewesen, die jenen schlafenden Cupido erworben, den Michelangelo in seiner Jugend verfertigt und der von dem Händler als Antike verkauft worden war. Sie erhielt ihn zugleich mit einer antiken Venusstatue von Cesare Borgia. Im Inventar wird er gleich neben demjenigen des Praxiteles erwähnt. Von Andrea Mantegna erwarb sie eine Büste der Faustina, welche der Künstler so liebte, dass er sie nur in grosser Geldnot der Fürstin zum Kaufe anbot. Dieses Handels dürfte dieselbe sich nicht sehr zu rühmen gehabt haben. Es ist tief ergreifend zu lesen, unter welchen Schmerzen der alte Meister sich von dem geliebten Kopfe trennt, schmerzlich zu sehen, dass Isabella einem so um sie verdienten Manne gegenüber um den Preis feilschen konnte. Durch seinen heftigen, empfindlichen Charakter mochte Mantegna sich vielleicht die Huld der Herrin verscherzt haben, — immerhin bestätigt dieser Vorfall, was man auch aus verschiedenen anderen Verhandlungen mit Künstlern erfährt, dass die Freigebigkeit der Marchesa ihre Gränzen hatte, sie in Geldangelegenheiten zuweilen vergass, welche Vorrechte vor den anderen, Handel und Geschäfte treibenden Menschen die Künstler voraus haben.

Über manche sonstige Statuen, Büsten und Reliefs, von denen einige noch heute in Mantua aufbewahrt werden, möchte wohl ausführlicher zu reden sein, aber sie rufen nicht in gleichem Masse das Interesse hervor, wie die Werke der grossen Zeitgenossen Isabella's.

Als dieselbe Ferrara verliess, ihrem Gemahl nach Mantua zu folgen, entführte sie dem väterlichen Hofe einen der begabtesten ferraresischen

Digitized by Google

Künstler: Ercole Roberti. Er sollte, wie es heisst, ihre Guardaroba beaufsichtigen, d. h. sie wollte ihn als ihren Hofmaler bei sich behalten. Wie es scheint, hat es ihn aber mächtig zurückverlangt nach der Heimat, denn heimlich, ohne ein Wort zu sagen, verschwindet er bei Nacht und Nebel und entschuldigt sich von Ferrara aus in einem sonderbaren Briefe. Er erkennt es mit Dank an, ehrenvoll behandelt worden zu sein, aber es habe ihn plötzlich ein solcher Widerwille gegen die aufgetragenen Arbeiten und gegen die nächtliche Beschäftigung mit Zeichnen und Malen erfasst, dass er es nicht länger ausgehalten habe. Offenbar war es eine krankhafte, überreizte Stimmung. Nicht lange darauf ist er gestorben. Vermutlich hatte Isabella, eine künstlerische Ausstattung ihres „studio" planend, zuerst daran gedacht, Ercole mit derselben zu beauftragen. Als er ihr untreu wurde, fiel ihre Wahl auf den Paduaner Meister Andrea Mantegna, der seit Jahrzehnten im Dienste der Gonzaga's Werke schuf, die das Staunen ganz Norditaliens erregten. Der antiken Künstler einer schien in ihm auferstanden zu sein! Sonderbar, dass dieser berühmte und gefeierte Mann, von dessen Bedeutung alle Wände in den Palästen der Herrscherfamilie Zeugnis ablegten, der gerade damals mit der Ausführung seines „Triumphes des Caesar" beschäftigt war, es für wünschenswert hielt, sich der jungen Fürstin vor ihrer Ankunft in Mantua durch einen Brief des Battista Guarino noch besonders empfehlen zu lassen. Als ob es dessen bedurft hätte!

Zu den ersten künstlerischen Aufträgen, die sie erteilt hat, gehört derjenige für zwei allegorische Darstellungen, die, zu den eigenartigsten Gemälden Andrea's gehörend, jetzt im Louvre aufbewahrt werden. Es sind recht eigentlich Kabinetsstücke, mit grosser Feinheit in kleinen Verhältnissen ausgeführt, lebensvolle Phantasieen auf heidnisch-antike Stoffe. Das eine, allgemein der Parnass genannt, zeigt in bunter Auswahl der Gruppen Mars mit Venus und Amor, Apollo mit den im Reigen tanzenden neun Musen und Merkur, der sich an den geflügelten Pegasus lehnt. Auf dem anderen ist der Sieg der Tugend und Weisheit über das Laster dargestellt. Minerva und Diana, unterstützt von der Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mässigung vertreiben die monstruos gebildeten Personifikationen der Ueppigkeit, des Müssiggangs, des Betruges, Geizes und anderer Feindinnen des Menschengeschlechts. Etwas wunderlicheres als diese aus einem Gemisch von spitzfindiger mittelalterlicher Gelehrsamkeit, fanatischer Verherrlichung des Altertums und moderner poetischer Empfindung hervorgegangenen Werke vermag man nicht leicht zu sehen. Die abschreckendsten, unverständlichsten Gestalten

Digitized by Google

neben den zartesten, anmutigsten Erscheinungen — wilde, zügellose irdische Leidenschaften neben der seligen Ruhe des Olympos. Wie Gebilde eines wirren und doch fesselnden Morgentraumes bleiben die Darstellungen dem Betrachter im Gedächtnis haften. Nun, sie ist wohl einem Morgentraum zu vergleichen, diese ganze humanistische Bewegung. Längst vergangene Gestalten traten erkennbar und doch verändert aus dem dunkeln Schoosse der Einbildungskraft hervor, vermischten sich in seltsamem Reigen mit den Erinnerungsschatten wirklicher Gegenwart — die Sprache der Vergangenheit ward zur Sprache der Gegenwart, und die Gegenwart sprach in Gleichnissen und Formen der Vergangenheit. Und die Traumbilder gingen in einander über, eines in das andere — die heidnischen Götter verwandelten sich in christliche Tugenden und die Gestalten christlichen Glaubens hüllten sich in antike Gewänder.

Wer diese Träume zu deuten wüsste!

Die poetischen Allegorien Mantegna's hatten den Weg gewiesen. Isabella wünschte ihnen andere gesellt zu sehen, und sie wandte sich an Andrea's Schwager, das Haupt und den Führer der Venetianischen Malerschule: Giovanni Bellini. Dieser war nun freilich ein ganz anders gearteter Künstler. Nach einem bestimmten Programm zu arbeiten, wie es ihm von Mantua eingesendet wurde, fiel ihm durchaus lästig. Als ihm 1501 der Auftrag zu Teil wurde, nahm er denselben zwar an, zeigte sich aber so unlustig, auch so wenig geneigt, mit Mantegna auf dem Gebiete des Mythologischen zu wetteifern, dass Isabella's Vermittler Michele Vianello ihr riet, die Erfindung der Komposition dem Maler doch ganz anheimzustellen. Sie ging darauf ein und begnügte sich damit, Bellini zu bitten, auf jeden Fall „irgend eine antike Geschichte oder Fabel oder wenigstens etwas, was mit der Antike zu thun und einen schönen Sinn habe", zu fertigen. Das Jahr, das zur Frist angesetzt war, verging, sie geduldete sich ein zweites, da Bellini sich mit vielen anderen Pflichten entschuldigt. Als das Bild im September 1502 noch nicht begonnen ist, will sie nichts mehr davon wissen und fordert Giovanni auf, eine Geburt Christi mit Johannes dem Täufer zu entwerfen. Die vor langer Zeit übersandten 25 Dukaten sollten dabei mit verrechnet werden. Bellini verspricht wiederum, gleich an die Arbeit zu gehen, macht aber den Einwurf, dass sich Johannes der Täufer auf einer Geburt Christi nicht einfügen lasse. Er schlage ein Madonnenbild vor und werde darin interessante landschaftliche Motive und „andere Phantasien" anbringen. Anderthalb Jahre vergehen, da verlässt Isabella die Geduld — sie wolle solch' unerhörtes Benehmen nicht mehr dulden, sie wünsche das Bild nicht

Digitized by Google

mehr, verlange aber die 25 Dukaten zurück. Ihr Agent Lorenzo da Pavia soll die Sache betreiben, damit sie nur aus den Händen eines so undankbaren Menschen befreit werde.

Es mag wohl die erste derartige Erfahrung gewesen sein, welche die Fürstin machte. Aber sie ist die einzige nicht gewesen: ein grosser Teil der urkundlichen Künstlernachrichten hat die Klagen der Auftraggeber über Unpünktlichkeit von Seiten der Maler und Bildhauer zum Gegenstand. Künstlerisches Schaffen lässt sich eben nicht gebieten wie Handwerkerthätigkeit. Zu ihrem Erstaunen haben zu allen Zeiten die Grossen der Erde erfahren, ein wie machtloses Ding der Kommandostab ist, will er den Pinsel oder Meissel zwingen. Isabella gehörte zu denen, welche die momentane Aufwallung ihrer Ungeduld durch vornehme und anmutige Liebenswürdigkeit wieder gut zu machen wissen. Wie hätte sie aber auch den von heiterer Genialität eingegebenen Brief Bellini's, der „flexis genibus" um gütige Verzeihung bittet, nicht freundlich beantworten sollen? So erhielt sie, wenn auch nicht die gewünschte „antike Fabel", so doch ein anderes Bild des grossen Meisters, das leider seit dem 17. Jahrhundert verschollen ist. Der wenn auch mühsam errungene Erfolg hat Isabella den Mut gegeben, nochmals im Jahre 1505 eine mythologische Darstellung bei Bellini zu bestellen, wie es scheint, aber wieder ohne Glück. — Was Giovanni Bellini verweigerte, sollte Pietro Perugino gewähren. Er fand sich geneigt, das gelehrte Programm, welches Paris da Ceresara aufgestellt hatte, in eine bildliche Darstellung zu verwandeln. Das Gemälde, welches nach Mantegna's Vorgang in Temperafarben ausgeführt werden musste, befindet sich jetzt im Louvre. Es stellt den Kampf der Keuschheit mit der Liebe dar. Als es Perugino 1505 nach Mantua sandte, begleitete er es mit einem Briefe, in dem er einen im Vergleich zu seiner sonstigen Korrespondenz selten gebildeten Ton anschlägt. Wie ungewohnt ihm derselbe war, verrät er zum Schlusse, als er, vermutlich zum Schrecken der Mantuanischen Hofleute, sich als „treuen Diener und Freund der Isabella" unterschreibt.

Noch waren zwei Plätze an den Wänden des Studio leer — Lorenzo Costa, der Ferrarese, der 1509 ganz in die Dienste der Gonzaga's getreten ist und bis zu seinem Tode darin verharrt hat, erhielt den Auftrag, für die Vollendung zu sorgen. Seine beiden Allegorien befinden sich gleichfalls im Louvre. Von der einen, dem Musenhof der Isabella, ist bereits gesprochen worden, die andere zeigt eine Versammlung der Götter, von denen Merkur den Angriff feindlicher Mächte abwehrt.

Digitized by Google

Möglich, dass dieses Bild ursprünglich dem Mantegna aufgetragen war, von diesem aber nicht ausgeführt wurde. Wir wissen, dass er die Darstellung des Gottes Comos, der Venus, des Janus und des Merkur, der einige Figuren verscheucht, auf Wunsch der Isabella entworfen hatte. Sein Tod hinderte ihn an der Erfüllung desselben.

Mantegna hat dann für das Kabinet der Markgräfin noch zwei dekorative Gemälde, welche Bronzereliefs nachahmten und über den Thüren angebracht waren, gefertigt.

Zu den Seiten einer dieser Thüren haben wir uns zwei auf Leinwand gemalte Bilder von Correggio zu denken, allegorische Stoffe behandelnd: der Triumph der Tugend und das Laster. Jetzt befinden sie sich im Louvre. Es sind nicht die einzigen Werke, die der Künstler für die Gonzaga's geschaffen hat. Jupiter und Antiope, jetzt in Paris, die Schule des Amor, jetzt in London, vielleicht auch der Ganymed in Wien stammen aus der Mantuaner Sammlung. Seine heute in Berlin befindliche Leda, seine Danae in der Gallerie Borghese hat Correggio für Federigo gemalt, der sie dem Kaiser schenken wollte. Auch alle diese Schöpfungen mythologische Poesieen!

Nennt man diese Künstlernamen, diese Darstellungen, so drängt sich fast unwillkürlich der Name: Giorgione auf die Lippen. Mehr als irgend ein anderer scheint er dazu bestimmt gewesen zu sein, die Lieblingsideen Isabella's zu verwirklichen. Einer ihrer Räume, der an das Studio stiess, die Grotte, wäre ein würdiger Aufenthalt für sein Concert gewesen, das aus der Sammlung Karls I. stammend in den Louvre gekommen ist. Vielleicht entbehrt diese Vermutung nicht ganz der Berechtigung, da ja ein grosser Teil der Bilder Karls I. aus Mantua stammt. Was wir positiv wissen, ist dies, dass Isabella nach Giorgione's Tod sich sogleich, aber vergeblich bemühte, ein Bild des Meisters zu erwerben.

Auch an Sebastiano del Piombo, seinen Schüler, den Rivalen Raphaels, ist der verlockende Ruf, eine „historia" zu malen, ergangen, ob er, der in sehr freundschaftlichen Beziehungen zur Fürstin stand, demdemselben aber Folge gegeben, ist nicht zu sagen. So wenig, als es bekannt ist, ob Sodoma und Carpaccio, die dem Marchese ihre Dienste angeboten, Bilder für denselben ausgeführt haben.

Im Jahre 1515 sehen wir Isabella in Beziehung zu Raphael! Zum ersten Male hatte dieser mit seinem Pinsel den Gonzaga's seine Huldigung dargebracht, als er den jugendlichen Federigo in der erlauchten Gesellschaft der griechischen Philosophen in der „Schule von Athen" dar-

Digitized by Google

stellte. Wenige Jahre später hat er ein Bildnis desselben angefertigt, das lange unvollendet blieb und erst in den zwanziger Jahren nach Mantua gekommen zu sein scheint. Heute ist es nicht mehr mit Bestimmtheit nachzuweisen. Dann, 1515, hat Isabella selbst ihn um ein kleines Gemälde ersucht. Auf dieses hat sie lange warten müssen, obgleich der Urbinate versprochen, es sogleich auszuführen. Zu gross waren die Aufgaben, die er im Dienste Leo's X. auf sich genommen. 1519 berichtet sein Freund Castiglione, dass Raphael an dem Bilde nur male, wenn er mahnend zugegen sei. Er sei überzeugt, dass Raphael den Pinsel aus der Hand lege, sobald er (Castiglione) das Atelier verlasse. Endlich scheint sich Isabella doch am Ziele ihrer Wünsche gesehen zu haben. In einem Inventar der Mantuanischen Sammlung aus dem 17. Jahrhundert werden zwei Madonnen von Raphael erwähnt: eine grosse und eine kleine. Die erstere, die „Perle" der Madrider Sammlung, war ursprünglich für die Grafen Canossa gemalt — die kleine, jetzt verschollene, scheint das 1515 bestellte Bild gewesen zu sein.

Eine Reihe anderer Künstler treten uns in ihren Beziehungen zur Fürstin entgegen, befragen wir die urkundlichen Quellen nach den Bildnissen, die von ihr gemacht worden sind. Einige wenige sind uns erhalten. Verloren ist die Büste, welche Isabella auf Wunsch ihrer Schwägerin Lucrezia Borgia 1502 von einem Bildhauer Joan Jacomo anfertigen lassen sollte. Verschollen das Doppelportrait, welches Lorenzo Costa von ihr und ihrer Tochter Leonore machte, verschollen Giovanni Santi's und Francesco Francia's Portraits von 1494 und 1511. Verschollen auch das Bildnis, das Lionardo da Vinci entworfen — man weiss nicht, ob auch in Farben ausgeführt hat. Lorenzo da Pavia berichtet 1500 aus Venedig, dass er dasselbe gesehen, es sei so natürlich und so gut gemacht, dass es über das Mögliche ginge. Lionardo hat es nach Florenz mitgenommen und dort wohl vollendet, indessen zwei andere Aufträge der Fürstin, die Lionardo in Mailand kennen und lieben gelernt hatte, nämlich die Darstellung des zwölfjährigen Christus und eine Madonna, nicht zur Ausführung kamen, trotz unaufhörlicher Bemühungen und Korrespondenzen. Es ist einer der merkwürdigsten Berichte, der uns über den unbegreiflichen Mann in einem Schreiben des Frater Petrus de Navolaria an Isabella gegeben wird. Der Künstler scheint in dieser Jahre ganz hinter dem experimentierenden Forscher, dem mit Problemen sich beschäftigenden Gelehrten verschwunden zu sein. Der Frater schreibt:

„Ich habe in dieser Woche durch seinen Schüler Salaï und andere

Digitized by Google

Freunde von des Künstlers Leonardo Entschluss gehört, was mich veranlasste, ihn am Mittwoch der Passionswoche zu besuchen, um mich selbst davon zu überzeugen, dass es wahr sei. In Kürze: seine mathematischen Experimente haben ihm das Malen so verhasst gemacht, dass er es nicht einmal ertragen kann, einen Pinsel in die Hand zu nehmen. Gleichwohl versuchte ich alles, was ich konnte, indem ich alle Kunst anwandte, ihn so weit zu bringen, Eurer Hoheit Wünschen entgegenzukommen. Und als ich sah, dass er wohl aufgelegt schien, sich Eurer Eminenz zu verpflichten, teilte ich ihm offen Alles mit, und wir kamen zu folgender Verständigung: nehmlich, falls er im Stande sein sollte, sich von seiner Verpflichtung gegen den König von Frankreich zu befreien, ohne dabei des Monarchen Wohlwollen zu verscherzen — was, wie er hoffe, im Zeitraum von höchstens einem Monat bewerkstelligt werden könnte — so würde er Eurer Eminenz lieber als irgend Jemand sonst in der Welt dienen. Auf jeden Fall aber will er sogleich das Portrait malen und es Eurer Eminenz schicken, da das kleine Bild, welches er für einen Günstling des Königs von Frankreich mit Namen Robertet auszuführen hatte, nunmehr beendigt ist".

Isabella's durch mehrere Jahre hindurch gehegten Hoffnungen, Lionardo in Mantua eine neue Heimat zu schaffen, sollten nicht verwirklicht werden, wie auch jener ihm erteilte Auftrag zu einem den zwölfjährigen Christus unter den Schriftgelehrten darstellenden Gemälde von dem Künstler nicht übernommen wurde. Die Stellung eines Architekten und Kriegsingenieurs, die ihm Cesare Borgia bald darauf anbot, war ganz das, was er sich damals, des Malens müde, gewünscht hatte. Sie bot ihm die Gelegenheit, seine kühnen Neuerungsgedanken, vornehmlich auf dem Gebiete der Mechanik, auszuführen. Der eine, dem er trotz seiner höflichen Versicherung Isabella gegenüber lieber diente, als dieser, war der auf seinem gewaltsamen Siegeszuge durch Italien begriffene Gonfaloniere der heiligen Römischen Kirche.

Wenn einige Forscher die Vermutung ausgesprochen haben, das von Lionardo gefertigte Bildnis Isabella's sei in der sogenannten „belle Ferronière" im Louvre erhalten, so widerspricht dem ein Vergleich mit den beglaubigten Portraits durchaus. Ansprechender, wenn auch gleichfalls nicht ganz überzeugend, ist Yriarte's Vermutung, der wundervolle Karton einer vornehmen Frau mit herabwallendem Haar im Louvre stelle Isabella dar. Unter den sicheren Bildnissen sind zunächst zwei Medaillen zu erwähnen: Die eine in reicher edelsteingeschmückter Einfassung in Wien ist ohne Begründung, nur auf die Vortrefflichkeit der Arbeit hin

Digitized by Google

dem Benvenuto Cellini zugeschrieben worden. Man hat in ihr vielmehr ein Werk des berühmten römischen Medailleurs Giovanni Cristoforo zu sehen, der, einer der grössten Verehrer der Marchesa, wie wir wissen, eine solche geschaffen hat. Eine andere mit dem Doppelportrait Francesco's und Isabella's befand sich auf einer Ausstellung im Jahre 1865 in Paris. Wollen wir ein lebhaftes Bild von der Fürstin erhalten, so genügen beide Medaillen nicht. Da ist es als ein besonderer Glückszufall zu betrachten, dass uns wenigstens ein unzweifelhaft echtes Bildnis von der Hand Titians im Belvedere zu Wien erhalten ist. Von 1523—1540 hat derselbe in fast ununterbrochenem Verkehr mit dem Sohn der Isabella, dem Marchese Federigo, gestanden. Wenn seine Beziehungen zu der Markgräfin selbst auch nicht so lebhafte waren, wie die zu ihrer Tochter Eleonora von Urbino, so scheinen es doch sehr freundschaftliche gewesen zu sein. Bei zahlreichen Aufträgen, die ihm von Mantua aus erteilt wurden, mag sie die Hand mit im Spiele gehabt haben — zu ihren Lebzeiten noch entstand eine förmliche Gallerie Titian'scher Bilder im Palaste der Gonzaga's. Als speziell in ihrem Auftrage 1530 ausgeführt wird ein Reisealtar erwähnt. Zweimal hat er sie nach urkundlichen Nachrichten portraitiert; die beiden Bildnisse befanden sich noch im 17. Jahrhundert in Mantua, beide sind von Rubens während seines Aufenthaltes daselbst kopiert worden. Erhalten ist die eine Kopie, die sie in höherem Lebensalter in rotem Sammetkleide darstellt und das eine Original, auf dem sie in reich gesticktem blauen Gewande mit schwarzen bauschigen Ärmeln, eine golddurchwirkte, mit einer Perlenagraffe geschmückte turbanähnliche Haube auf dem Kopfe, einen grossen Pelzwedel von Silberluchs in der rechten Hand erscheint. Auffallender Weise in jugendlicher Erscheinung, etwa im Alter von 30 Jahren. Da sie Titian zu dieser Zeit nicht gemalt haben kann, bleibt nichts übrig, als anzunehmen, dass der Künstler auf Wunsch der Fürstin mit Benutzung eines vor Zeiten entstandenen Portraits ihr wenigstens im Bilde die Jugend zurückgezaubert habe. Im Anblick der in leuchtender Herrlichkeit prangenden Gemälde, die Titian von ihrer Tochter Eleonora gemacht, mochte sie es mit geheimer Wehmut sich sagen, dass in den Zeiten ihrer Jugendblüte es doch Keinen gegeben habe, der Schönheit und Vornehmheit zu farbig lebensvoller Wirklichkeit in seinen Bildnissen erstehen liess, wie Titian. In der That wissen wir, dass sie im Jahre 1534 dem Meister ein älteres Portrait eingeschickt hat, das er nun für sein Werk verwertete. Der Mangel einer direkten Nachbildung der Natur macht sich in dem Wiener Bilde deutlich geltend. Verglichen

Digitized by Google

mit anderen Titian'schen Frauenköpfen, hat dieser etwas Lebloses, Allgemeines, Typisches. Man vermisst in ihm den vollen Pulsschlag des Lebens. Das will bei einer Beurteilung der Frau nach diesem Bildnis berücksichtigt sein. Dennoch giebt es deutlich den Charakter wieder. Ein wenig nach der Seite gewandt, in vollständiger Ruhe schaut sie mit scharfem, klugen Blicke heraus, einem Blicke, der in seiner unverrückbaren Bestimmtheit fast schonungslos den Beschauer zwingt, ihn zu ertragen. Die Züge sind von einer regelmässigen, aber etwas unbeweglichen Schönheit. Nur in den fein geschweiften Augenbrauen, den unmerklich bewegten Mundwinkeln verrät sich sichtbarlich eine zart ausgebildete Intelligenz, aber das wesentlich Charakteristische des Kopfes ist Klugheit und Energie. Der höchste Zauber der Weiblichkeit, der lebhafte Ausdruck eines warmen, impulsiven Gefühles hätte danach dieser Frau gefehlt. Ihrem Gatten, ihren Kindern gegenüber mag es sich geäussert haben — was die Künstler, die Dichter an sie gefesselt hat, ist der klare Geist gewesen, in dem die Gedankenwelt Anderer bis in die feinsten Einzelheiten hinein ihren spiegelhellen Reflex fand, die sichere Vornehmheit, welche alle Formen menschlichen Verkehrs künstlerisch zu veredeln wusste. Nec spe nec metu!

Das Portrait, das uns Titian von Isabella hinterlassen hat, stimmt mit dem Bilde überein, dessen einzelne Züge wir aus ihrer Korrespondenz zusammenfügen konnten: die Klugheit, mit der sie in Abwesenheit ihres Gemahls die Geschäfte geführt, der Ehrgeiz, dem ihre Familie die grössten Erfolge verdankt, der rastlose Eifer und die Gewandtheit, mit der sie ihre Sammlung von Kunstwerken bewerkstelligt, die oft etwas geschäftsmässige Behandlung der Geldangelegenheiten selbst Künstlern gegenüber, daneben aber eine leidenschaftliche Familienliebe, ein edler Formensinn, ein lebhaftes angeborenes Interesse für alles Geistige. Nicht allein die schönste, wie die Madama Cotron an den Marchese schreibt, wird Isabella unter den zur Hochzeit der Lucrezia Borgia versammelten Frauen gewesen sein, sondern auch weitaus die bedeutendste. Erklärt sich aus dem Allen nicht überraschend die Wahl der Kunstwerke, die sie um sich versammelt, der eigentümliche Reiz, den die mehr dichterischen als malerischen Allegorien und mythologischen Fabeln für sie hatten? Ahnt man es nicht wohl, dass ihr subtiler Geschmack bestimmend auf die unscheinbarsten Gebrauchsgegenstände ihrer Umgebung wirken musste, wie das aus den zahlreichen Aufträgen an Goldschmiede, an Verfertiger von Elfenbein-, von Bernstein-, von Ebenholz- und sonstigen Arbeiten hervorgeht?

Digitized by Google

Wer heutzutage die einstige Residenz der Gonzaga's besucht, wird nur mit Mühe sich in jene glanzvollen Zeiten versetzen können. Kaum giebt es eine melancholischere Stadt in ganz Italien. Von Grund aus umgestaltet ist der Palast am Pusterlathore, für den Mantegna seinen Triumph des Cäsar, für den Lorenzo Costa, Francesco Bonsignori, Leonardo Leonbruno, Giulio Romano zahllose Fresken geschaffen. Verödet und kahl empfängt den Besucher der grosse Komplex des Kastelles — in den leeren Sälen und Korridoren, die einst mit kostbaren Arazzi's, mit den Meisterwerken italienischer Maler geschmückt waren, tönt fast unheimlich der Schritt wieder. In einigen der hohen, weiten Räume sind zwar noch Fresken erhalten, aber es sind die wilden, gewaltsamen Gebilde Giulio Romano's und seiner Schüler, deren lärmende, grossthuerische Formensprache in greller Disharmonie mit der leblosen, schweigsamen Umgebung steht. Fast gespenstisch treten Einem plötzlich in der Camera degli Sposi die wie durch einen Zauberschlag mitten in ihrer Bewegung versteinerten Gestalten Lodovico's Gonzaga und aller seiner Angehörigen entgegen, die Mantegna mit seinem unerbittlich wahrhaftigen Pinsel an die Wände gebannt hat. Vielleicht, dass man sich Stunden lang in starrem Sinnen vor ihnen vergisst, vielleicht dass man erschreckt sich weiter wendet, nach einem kurzen, zaghaften Blick in dieses Schattenreich der Kraft —: da sieht man sich plötzlich mit Verwunderung in kleinen engen Räumen, mit fein gearbeiteten und bemalten Holzdecken, zierlichen Arabesken aus Stuck und Intarsien an den Wänden, leicht und fröhlich skulpierten Marmoreinfassungen der Thüren. Ein liebliches Gewebe, mit dem eine launig spielende Einbildungskraft die nackte Wirklichkeit von Stein und Holz überzogen hat. Ueberall wiederkehrend in den Ornamenten eigentümliche Symbole: ein Blumensträusschen, ein Kandelaber, die römische Ziffer XXVII — und mitten zwischen ihnen der Sinnspruch: nec spe nec metu. Das Paradies der Isabella Gonzaga! Hier sass sie, die klugen, aufmerksamen Augen auf Ariost gerichtet, als er ihr die Geschichte seines Orlando erzählte, hier verbrachte Pietro Bembo den glücklichen Abend, an dem ihre schöne, die Saiten schlagende Hand ihn bezauberte, hier vertiefte sie sich in Virgil, den ihr Aldus Manutius gesandt, hier berichtete ihr Castiglione von den neuen wunderbaren Funden, die in Rom gemacht worden waren, hier entwarf sie mit Mantegna die sinnreichen Fabeln, hier wies sie dem kriegesmüden, heimkehrenden Gemahl in Mitte ihrer Kinder eine Stätte des Friedens und der Erholung! — Warum sie es das Paradies nannte? Die Antwort ist nicht schwer. Der Führer frei-

Digitized by Google

lich meint, der herrlichen Aussicht wegen! Man tritt zum Fenster — da breitet sich einer Ueberschwemmung gleich schwermütig monoton die stille Wasserfläche des Mincio aus. Nein, da draussen liegt das Paradies nicht, hier drinnen glaubte sie es sich zu schaffen. Aber doch: die Landschaft steht in einer geheimnisvoll harmonischen Beziehung zu der Bewohnerin dieser Räume! Kein lachendes, frühlingsjunges toskanisches Gefilde, kein dunkler, schroff und zackig aufragender Gebirgszug: eine ruhig rastende, nur an der Oberfläche bewegte weite Wasserfläche! Eine Natur, bei deren Anblick das menschliche Herz nicht aufjauchzt in überwallender, unendlicher Sehnsucht nach Liebe und Glück, nicht bange schauernd der starren Unwandelbarkeit ewigen Seins die flüchtige Vergänglichkeit menschlichen Wesens vergleicht — eine Natur, die dem Menschen das Leben deutet als ein in massvollem Wechsel von Thätigkeit und Beschaulichkeit harmonisch sich vollziehendes Spiel der Kräfte! Unbewegt von Hoffnung und von Furcht, wie das der Marchesa von Mantua, Isabella Gonzaga!

Digitized by Google

Der Feldzug des Caligula an den Rhein.

Von

Prof. Dr. **Alexander Riese** in Frankfurt a. M.

Als eine der grössten Thorheiten des Kaisers Gaius gilt bekanntlich der Feldzug, den er im Jahre 40 an den Rhein und gegen Britannien unternahm. Das Resultat, das er mit ungeheuern Heeresmassen erreichte, war am Rhein, so sagt man, die Scheinbekämpfung seiner eigenen germanischen Leibwache und Errichtung falscher Siegeszeichen[1]), am Kanal das Auflesen von Strandmuscheln als Trophäen des Oceans[2]). So erzählt in der That Suetonius, der Feind aller Chronologie, in einer ebenso ausführlichen wie konfusen Erzählung[3]), und das letztere enthält auch Cassius Dio, und die Neueren erzählen es ihnen und besonders dem Sueton nach, und manche sehen gerade darin ein Zeichen von Gaius' Wahnsinn. Denn solchen schreiben Sueton, Tacitus (?) und Josephus[4]) ihm zu. Dass die Sache, wenn sie wirklich so verlief, von Wahnsinn zeugt, ist ja wahrscheinlich, und die moderne Bezeichnung des „Cäsarenwahnsinns" würde sich mit Recht an seine Unternehmung heften. Aber ist die Erzählung an sich möglich? Würde ein so grosses Heer — *legionibus et auxiliis undique excitis, dilectibus ubique acerbissime actis* (Suet. 43) —, welches Dio (59, 22, 1), natürlich in sinnloser Übertreibung, auf 200,000 oder nach anderen 250,000 Mann schätzt, sich solches haben gefallen lassen? Würden die an städtische Bequemlichkeit gewöhnten Prätorianer diesen weiten, beschwerlichen, z. T. mit der grössten Schnelligkeit ausgeführten Zug ruhig mitgemacht haben, nur um sich schliesslich zum Besten halten

1) Sueton. Calig. 45. Dio 59, 22, 2.

2) Sueton. Calig. 46. Dio 59, 24, 2 f.

3) Sueton. Calig. 43–48. Die Stellen sind in meinem „Rheinischen Germanien in der antiken Litteratur" zusammengestellt.

4) Sueton. Calig. 50 f. Tac. ann. 6, 45 *commotus ingenio.* Josephus Antiq. 19, 1, 2 εἰς τοῦτο δὲ προὐχώρησε τὸ μανιῶδες αὐτοῦ ff. u. ö.

Digitized by Google

zu lassen? und hätte dann der Kaiser seine Beliebtheit bei Volk und Heer, wie Niese[1]) richtig sagt, bis zu Ende behalten?

Und doch ist die Sache meines Wissens von den Neueren (wie Duruy-Hertzberg, H. Schiller, Niese) nie anders aufgefasst worden, und es bleibt damit dieser Feldzug die Krone aller Verrücktheit. Nur Ranke hat in seinen Analekten, vielleicht der bedeutendsten historischen Studie über Tacitus, seine gewichtigen Zweifel an diesem 'wunderlichsten aller Feldzüge' ausgesprochen. Ranke, der wie einige andere[2]) bei Caligula nicht sowohl Verrücktheit als bizarre Launen annimmt, erwähnt dort zunächst, dass Sueton und Dio „in dieser Erzählung beide fabulos, aber sehr verschieden in ihren Fabeln" seien (S. 338) und findet sich „versucht, das Eine und das Andere für feindselige karrikaturähnliche Berichte zu halten" (339), das „aus einem oder ein paar satirischen Stücken, in denen die Regierung Caligula's, namentlich auch sein Verhalten gegen den Senat, ins Lächerliche gezogen war, herrühre" (341). So sehr nun jeder Unbefangene diesen Urteilen zustimmen wird, so wenig kann das befriedigen, was Ranke über den wirklichen Verlauf der Dinge sagt, und es ist eigentümlich, dass es ihm nicht glückte, aus dem so richtig beurteilten Material das richtige Resultat zu finden. Er meint, man könne „aus beiden Berichten nichts abnehmen, als dass Caligula Demonstrationen gegen Germanien und Britannien machte, die zu nichts führten" (339). Was seine Erfolge hinderte, sei wohl vor allem die „alte Entzweiung mit den rheinischen Legionen" gewesen; dies schliesst er aus Caligula's Absicht, jenen Aufruhr der Legionen gegen seinen Vater Germanicus aufs gewaltsamste zu strafen (341). Aber jener Aufstand hatte nicht weniger als 26 Jahre früher stattgefunden und zwar vorzugsweise im unteren Heere, während Caligula jetzt zumeist im oberen Heere zu thun hatte (s. u.): die Strafe würde also wohl keinen einzigen Teilnehmer jenes Aufstandes getroffen haben! Übrigens ist es Sueton allein (c. 48), nicht auch Dio, der ihm diese denkbar grösste Thorheit zuschreibt. Und was Britannien betrifft, so meint Ranke: „aus der Verbindung einer schleunigen Rückkehr vom Meer mit der Errichtung eines Leuchtthurms (so Suet. Cal. 46) möchte man schliessen, dass Schwierigkeiten der Seefahrt sich der Abfahrt nach Britannien in den Weg stellten, so dass vor allen Dingen die Seefahrt gesichert und die Ruhe innerhalb Galliens aufrecht erhalten werden musste" (341). Er erwähnt dann den Bericht des Sueton in der vita Claudii c. 9, dass ihn auf der Rückreise nach Rom eine Senats-

1) Vgl. J. v. Müller's Handbuch d. klass. Alth.-Wiss. III 692 f.

2) Vgl. Schiller, Gesch. d. röm. Kaiserzeit I, 306 u. a.

Digitized by Google

gesandtschaft wegen Unterdrückung einer Verschwörung beglückwünscht habe, dass der Kaiser ihr aber, zumal er die Teilnahme seines Oheims Claudius dabei ungern sah, sehr schroff entgegengetreten sei. Welches diese Verschwörung gewesen sei, wisse man nicht. An einer anderen Stelle (Suet. Claud. 9) werde eine Verschwörung des Lentulus Gaetulicus und des Lepidus genannt, von denen jener ein mächtiger, einst gegen Tiberius widerspenstiger Heerführer, dieser mächtig im kaiserlichen Hause gewesen sei (342). Weiter geht Ranke nicht.

Und doch, so scheint mir, ist durch richtige Kombination und Würdigung der Quellen noch weit mehr zu ermitteln[1]). Nur muss man natürlich die weitaus ausführlichste Erzählung, die des Sueton c. 43—18, welche Ranke eine satirische Karrikatur nennt, zugleich als durch und durch tendenziös zugerichtet ansehen. Dass sie dies ist, zeigt gleich ihre Motivierung des Feldzugs; der Kaiser, sagt sie, *admonitus de supplendo numero Batavorum, quos circa se habebat, expeditionis Germanicae impetum cepit* (43). Dies ist natürlich kein Grund. Dio 59, 21, 1 f. giebt einen „Grund" und einen „Vorwand" an: jenen, er habe den Galliern und Hispaniern ihre Reichtümer nehmen wollen, diesen, er wollte Einfälle der Germanen zurückschlagen. Jenes wäre nun kein Grund seines persönlichen Einschreitens: konnte er doch durch seine Beamten leicht im ganzen Reiche auf Grund der Majestätsgesetze Hinrichtungen und Vermögenskonfiskationen verhängen lassen und hat es auch reichlich gethan. Weit ernstlicher kommen die Einfälle der Germanen in Frage; waren diese doch in den letzten Jahren des Tiberius gar nicht selten gewesen, welcher *Gallias a Germanis vastari neglexit, magno dedecore imperii nec minore discrimine*[2]). Aber ein wirklich genügender Grund wäre auch dies nicht; konnten doch die acht Legionen, die unter zwei Legaten am Rhein standen, ein Heer von fast 100,000 Mann, solchen Einfällen die Spitze bieten; wozu brauchte der Kaiser deshalb von Rom zu kommen und fremde Truppen in allergrösster Zahl *undique* — Dio spricht, wie gesagt, von 200,000 oder gar 250,000 Mann![3]) — mitzubringen? Gerade diese Frage, so scheint mir, enthält die Antwort auch schon in sich: diese Legionen konnten die Germanen wohl bekämpfen,

1) Aus dem weiter Vorzutragenden habe ich einiges schon in den Berichten des f. d. Hochstifts, Bd. XII (Frankfurt 1896), S. 63 ff. in Kürze vorweggenommen.

2) Suet. Tiber. 41; vgl. Aurel. Vict. 2. *Barbari iam in Galliam usque proruperant* nach Suet. Galb. 6.

3) Vielleicht liegt bei dieser Zahlangabe das Richtige missverstanden zu Grunde, dass ausser den beinahe 100,000 Mann rheinischer Truppen weitere 200,000 bis 250,000 Mann im ganzen Reiche verteilt waren.

Digitized by Google

aber auf diese Legionen konnte sich der Kaiser nicht verlassen. Und zwar dies natürlich nicht wegen der längst vergessenen Empörung des Jahres 14, sondern wegen eines sehr aktuellen Umstandes. An der Spitze der vier Legionen des oberen Heeres stand seit dem Jahre 30[1]) jener Cn. Lentulus Gaetulicus, dessen Ranke als Heerführers erwähnt, ohne auch nur deutlich zu sagen, dass er gerade am Rhein befehligte. Doch er that mehr als nur befehligen. Schon unter Tiberius hatte er, gestützt auf die Macht seines Heeres, auf seine durch Nachgiebigkeit und den Soldaten gewährten bequemen Dienst erworbene Beliebtheit[2]) bei den Truppen des eigenen und sogar bei denen des von seinem Schwiegervater L. Apronius befehligten untergermanischen Heeres (Tac. ann. 6, 30) eine Art von Unabhängigkeit erlangt. Diesen Zustand konnte und wollte der junge Kaiser, der so vielfach in seine Regierungshandlungen einen Gegensatz gegen Tiberius brachte und der auch sonst die Übermacht einzelner Statthalter (Tac. ann. I 80) zu brechen suchte, wie z. B. nach Tac. hist. IV 48 und Dio 59, 20, 7 in Afrika, nicht länger dulden. Dieser Absicht gegenüber verhielt sich aber Gaetulicus nicht müssig. Suetons Worte aus einer weit besseren Erzählung, als es seine vita des Caligula ist, *Cum vero detecta esset Lepidi et Gaetulici coniuratio* (vit. Claud. 9), bezeugen, dass er sich mit Lepidus verbündete. Dieser, M. Aemilius Lepidus[3]), lebte in Rom als Gatte der Drusilla, der Lieblingsschwester des Kaisers, als Freund des Caligula, dem dieser sogar die Nachfolge versprochen haben sollte, als Teilnehmer endlich, wie wenigstens erzählt wurde, an allen Ausschweifungen des Hofes, wie er denn auch in der Buhlschaft mit den anderen Schwestern des Kaisers, Livilla und der jüngeren Agrippina, „des Kaisers Genosse war", wenn dem Dio dies alles wirklich zu glauben ist. Während nun Gaetulicus seine Herrschaft am Rhein sichern wollte, gilt von Lepidus wohl, was bei anderem Anlass Tac. ann. I 7 so ausdrückt: *habere imperium quam expectare maluit.* Dass ausser den genannten Prinzessinnen auch der Senat oder wenigstens viele Mitglieder desselben, die sich den unberechenbaren Launen des Herrschers gern entzogen hätten[4]), an der Verschwörung mehr oder weniger beteiligt

1) Nicht 29, wie man annimmt; vielmehr wurde er *δέκα ἔτεσιν τῆς Γερμανίας ἄρξας* (Dio 59, 22, 5) im J. 40 getötet (s. S. 157), regierte also seit 30.

2) *Mirum amorem assecutus erat* Tac. ann. 6, 30 (aus d. J. 34). *ἅτε τοῖς στρατιώταις ᾠκείωτο* Dio 59, 22, 5. Nach seinem Ende hiess es: *Disce, miles, militare! Galba est, non Gaetulicus!* (Suet. Galb. 6). — Auch die Germanen mag er durch zweckbewusste Nachsicht gegen ihre Raubzüge gewonnen haben.

3) Dio 59, 22, 6.

4) *ἐμπλήκτος*, wankelmütig, nennt ihn Dio 59, 23, 4.

Digitized by Google

waren, geht aus den bei ihrer Unterdrückung von Caligula getroffenen Massregeln klar hervor: hier sei als besonders treffend nur sein Ausspruch bei seiner Rückkehr angeführt: *reverti se, sed iis tantum qui optarent, equestri ordini et populo; nam se neque civem neque principem senatui amplius fore* (Suet. Cal. 49). Ob übrigens im Senat für den Fall glücklichen Erfolges die Nachfolge des Gaetulicus, des Lepidus oder des Claudius in Aussicht genommen war, wissen wir nicht; jedenfalls hegte der Kaiser auch gegen letztere sicher unschuldige Persönlichkeit sofort starkes Misstrauen [1]).

Im Herbst 39 wurde auf unbekannte Weise die Verschwörung entdeckt, wie sich daraus schliessen lässt, dass am 27. Oktober die Arvalen *ob detecta nefaria con[silia . . . . .] Cn. Lentuli Gae[tulici]* [2]) ein feierliches Opfer brachten. In welche Stimmung versetzte diese Entdeckung den Kaiser? *Audita rebellione Germaniae, fugam et (subsidia fugae) classes adparabat, uno solatio adquiescens, transmarinas certe sibi superfuturas provincias* (Ägypten?), *si victores Alpium iuga . . vel etiam urbem . . occuparent* (Suet. Cal. 51) [3]). Aus dieser Stelle allein hätte man längst die Thatsache und Wichtigkeit der offenen Empörung des Gaetulicus und ihren Zusammenhang mit Feldzugsplänen des Kaisers erkennen sollen. Aus Suet. Claud. 9 (s. oben) darf man vielleicht schliessen, dass diese Entdeckung zugleich die Schuld des Lepidus enthüllte und die von Dio 59, 22, 6 erzählte Ermordung desselben nun sogleich stattfand, wie ebenso die Verbannung der zwei Schwestern des Kaisers als Mitwisserinnen nach den pontischen Inseln, wobei Gaius die Agrippina sogar grausam verhöhnte (Dio 59, 22, 8). Um aber das wichtigste Mitglied des Bundes, Gaetulicus, zu vernichten, zog der Kaiser, als er die erste Verzweiflung überwunden hatte, sofort ein grosses Heer von fremden Truppen in ungewöhnlicher Jahreszeit zusammen, mit dem er sich des gefährlichen Heerführers zu entledigen und die rheinischen Truppen niederzuwerfen gedachte. Wie wenig er auf diese selbst noch zählen konnte, zeigt jener Canninefate, der Vater des Brinno, der Führer einer ala oder cohors seiner Landsleute, der den kaiserlichen Gestellungsbefehl einfach ignorierte (*Gaianarum expeditionum ludibrium impune spreverat*, Tac. hist. IV 15). In diesem Kampfe um die Herrschaft, den Gaius natürlich persönlich führen musste, war sicher die grösste Strenge nötig: trotzige und säumige Legaten

1) Sueton, Claud. 9. Dio 59, 23, 5.

2) CIL VI 2029.

3) Diese Stelle ist von Sueton in einen absolut unmöglichen chronologischen Zusammenhang gebracht.

Digitized by Google

rheinischer Legionen stiess er aus dem Heere[1]), degradierte viele Centurionen, verminderte die Prämien der Veteranen, ja er kam auf den zornigen Einfall, die ganzen meuterischen Legionen zu vernichten oder doch zu decimieren[2]). Der Krieg wird wohl in den Frühling 40 fallen, da der Kaiser im Jahre 39 bis Lyon gekommen war, wo er den 1. Januar 40 zubrachte[3]). In dieses Frühjahr dürfte somit die Ermordung des Gaetulicus fallen[4]), welche, mag ihn Gaius mit Gewalt oder mit List überwältigt haben, ihm sicher als ein grosser Erfolg anzurechnen ist. Damit hatte der Aufstand seinen Halt verloren. Zum Nachfolger ernannte der Kaiser den so tüchtigen wie zuverlässigen Ser. Sulpicius Galba, der das Heer wieder Mannszucht und Kriegsführung lehrte und nach der im Jahre 14 (s. ann. I 49) bewährten Praxis im Auftrag des Kaisers die innere Unbotmässigkeit durch Verdrängung der eingefallenen Germanen (hier wohl der Chatten), die einen Nebenzweck des Zuges bildete (Dio nennt sie *πρόφασις*), vergessen liess[5]), so dass sich der Kaiser eine *victoria Germanica* zuschreiben konnte. Gaius begab sich inzwischen an die Küste des britannischen Meeres, wo sich ein Führer der römerfreundlichen Partei, die es in Britannien gegeben haben muss, bei ihm einfand[6]); er fand jedoch nach dieser ersten Recognoscierung ratsam, wahrscheinlich indem er einen Teil des germanischen Heeres bereits zu Vorbereitungen an jener Küste zurückliess (s. u.), den geplanten Angriff noch aufzuschieben (der dann nach drei Jahren unter seinem Nachfolger stattfand) und nach Rom zurückzukehren, wo er am 31. August 40 als Sieger einzog[7]).

1) So wird Suet. Cal. 44 zu verstehen sein: *legatos, qui auxilia serius ex diversis locis adduxerant, cum ignominia dimisit.* — Wenn Dio 59, 21, 3 sagt: *τοῖς ὑποστρατήγοις τοῖς κατορθοῦσί τι πάνυ ἤχθετο*, so stimmt dies jedoch nicht im geringsten mit Suetons Galba, einer sehr glaubwürdigen Biographie, s. u.

2) Falsch, ja unmöglich motiviert bei Suet. Cal. 44. 48. Hierauf kann sich vielleicht auch Dio 59, 22, 2 beziehen: *τοὺς μὲν καθ' ἑκάστους κατακόπτων, τοὺς δὲ καὶ ἀθρόους ἅμα πάντας φονεύσας.*

3) Suet. Cal. 17. Dort *θέας τινὰς ἐπετέλεσε* Dio 59, 22, 1. In welcher Furcht der Senat gerade damals vor ihm lebte, zeigt Dio 59, 24, 2.

4) Absichtlich unbestimmt (s. u.) sagt Dio 59, 21, 4 an dieser Stelle nur: *ἄλλους ὡς νεωτερίζοντας, ἄλλους ὡς ἐπιβουλεύοντάς οἱ ἐφόνευσε.*

5) cf. Dio 60, 8, 7. Der Kaiser selbst führte diesen Nebenkrieg gegen die Germanen nicht, was in der bekannten gehässigen Art missdeutet wird von Dio 59, 21, 3; 22, 2 und Suet. Cal. 51 (Eutrop. 7, 12). Vielmehr überliess er ihn dem Galba, der ihn vorzüglich führte (Suet. Galb. 6) und dafür belohnt wurde (ib. 8).

6) Suet. Cal. 44; vgl. ib. Claud. 17 *Britanniam tumultuantem ob non redditos transfugas.* Dio 60, 19, 1 erzählt ähnliches aus der ersten Zeit des Claudius.

7) Suet. Cal. 48. Der Triumph wurde natürlich nicht über die Empörer, sondern über die nebenher besiegten Germanen gefeiert; vgl. Persius 6, 43 ff.

Digitized by Google

Seiner Hoffnungen beraubt, hatte ihm der Senat eine huldigende Gesandtschaft entgegengeschickt, die er aber sehr ungnädig aufnahm; den ihr beigegebenen Claudius wollte er sogar wie einen Spion töten lassen[1]), und erst einer zweiten Senatsgesandtschaft erwies er sich gnädiger[2]). Den treuen Soldaten dagegen hatte er längst 'weil er einer schlimmen Nachstellung entgangen', bedeutende Geschenke[3]) gegeben. War auch die Ermordung des Lepidus und die Verbannung der kaiserlichen Schwestern wahrscheinlich schon vor dem Feldzuge geschehen, so ist dies doch erstens nicht sicher, sondern geschah auch möglicherweise erst jetzt, und jedenfalls wütete Gaius nun gegen viele Mitglieder des Senatorenstandes als die Mitwisser[4]) aufs grausamste; indirekt war auch, da ein Freund des Lepidus, L. Annius Vinicianus, aus Rache für den Freund den Cassius Chaerea zu neuen Nachstellungen gegen Gaius bestimmte[5]), die Verschwörung des Lepidus die Ursache der am 24. Januar 41 geglückten Ermordung des Kaisers.

Auf diese Art, denke ich, gewinnt die dürftige und widerspruchsvolle Überlieferung einen vernünftigen Zusammenhang und Caligula's Zug eine vernünftige Motivierung, und so erfahren wir zuerst von einem rheinischen Truppenaufstand, der, hätte ihn Gaius nicht unterdrückt, gefährlicher als der des Jahres 14 und ebenso erfolgreich wie der des Jahres 69 hätte werden können. Es bleibt dabei Jedem unbenommen, die Spässe, Sarkasmen und Launen Caligula's, die der gute Sueton erzählt, zu glauben oder nicht; ich meinerseits stehe nicht an zu sagen, dass ich sie recht gern glaube, da sie mir alle gemeinsam einen und denselben ganz bestimmten individuellen Charakter zu tragen scheinen: nur halte man sie doch nicht mehr für das „Ergebnis" des Feldzuges!

Das Ergebnis war also die Niederwerfung des Aufstandes des Gaetulicus. Eine weitergehende Ansicht vertritt E. Ritterling[6]), welcher

1) Dio 59, 23, 2; 5. Doch überlegte er sich noch rechtzeitig, wie unschädlich dieser Mann war. ib. 5.

2) ib. 6.

3) Schon nach der Bestrafung der Verschwörung beschenkte er die Soldaten *καθάπερ πολεμίων τινῶν κεκρατηκώς* (Dio 59, 22, 7) und *ὡς μεγάλην τινὰ ἐπιβουλὴν διαπεφευγώς* (ib. 23, 1). Dasselbe that er nach dem britannischen Zuge *centenis viritim denariis* (Suet. Cal. 46. Dio 59, 25, 3).

4) Dio 59, 25, 5: weil sie ihn nicht genügend geehrt hätten! Sehr anschaulich beschreibt dies Suet. Cal. 48 f. Dagegen lässt ihn Dio 59, 23, 8 viele morden *ἐπί τε τῇ πρὸς τὰς ἀδελφὰς αὐτοῦ καὶ ἐπὶ τῇ πρὸς τοὺς πεφονευμένους φιλίᾳ.*

5) Josephus, der dies am ausführlichsten erzählt, nennt ihn Minucianus (Antiq. 19, 1, 3; 8); vielleicht ist der Irrtum nicht erst den Abschreibern zur Last zu legen.

6) Ich verdanke seiner brieflichen Mitteilung die Kenntnis dieser Ansicht, sowie die freundliche Erlaubnis sie zu veröffentlichen und zu besprechen.

Digitized by Google

glaubt, Caligula habe aus Pietät gegen seinen Vater Germanicus die von diesem (wie einst von dessen Vater Drusus) geplante Eroberung Gross-Germaniens, welcher Gedanke unter Tiberius seit 17 völlig geruht hatte, wieder aufnehmen wollen und mehr noch deshalb als wegen des Gaetulicus, der mehr nur die augenblickliche, ja unerwartete äussere Veranlassung bot, so grosse Heeresmassen versammelt; doch sei er nicht der Mann dazu gewesen, so Grosses planvoll durchzuführen. Schon der Aufbruch mit so grossem Heere in der ungünstigen Jahreszeit des Spätherbstes zeige, dass das Heer auf die überraschende Entdeckung der Verschwörung hin aufbrach, also vorher zu anderem Zwecke gesammelt sein müsse. — Dieser Gedanke ist entschieden geistvoll und anregend. Doch scheinen mir mehrere Erwägungen dagegen zu sprechen. Wenn Caligula das Heer versammelte, ohne schon von dem bevorstehenden Aufstand zu wissen, warum versammelte er es dann überhaupt? warum ahmte er sein Vorbild, wie R. denkt, seinen Vater Germanicus, nicht auch darin nach, dass er seine etwaigen Eroberungspläne mit seinen acht rheinischen Legionen durchzuführen suchte? Wenn ferner an obiger Erzählung von der Verzweiflung, in welche ihn die Kunde von der *rebellio Germaniae* stürzte, irgend etwas wahr ist, so muss er sich im Oktober 39 schutzlos, also — heerlos gefühlt haben, kann also sein grosses Heer damals noch nicht gesammelt haben. Auch wird selbst ein Caligula nicht von einem einzigen Feldzuge die Unterjochung Germaniens und Britanniens dazu erwartet haben; er wählte für sich den Ruhm Britannien zu erobern, und überliess die germanischen Kämpfe, die er eben für geringwertiger hielt, dem Galba. Und insbesondere scheinen mir die dann eingetretenen Truppenverschiebungen, welche alle vier obergermanische Legionen von ihren Stellen entfernten, worüber unten näheres folgt, mehr zu meiner Auffassung zu stimmen. Dass keine antike Stelle ausdrücklich für R.'s Ansicht spricht, will ich natürlich nicht betonen; doch mag immerhin erwähnt sein, dass die einzige Stelle, die sich anführen liesse (*Claudius adeo novam in Germanias vim prohibuit, ut referri praesidia cis Rhenum iuberet* im Jahre 47, Tac. ann. XI 19) keineswegs von einer allgemeinen Reaktion gegen „grosse Pläne" des Caligula zeugt — hat doch Claudius den Plan seines Vorgängers gegen Britannien sogar sehr schnell ausgeführt — sondern dem Zusammenhang zufolge lediglich von einer gegen ein eigenmächtiges Vorgehen des Legaten Domitius Corbulo wider die Friesen und Chauken gerichteten Massregel erzählt. Die angeblichen nutzlosen *ingentes adversus Germaniam conatus* bei Tacitus Agr. 13 zeigen uns denn nur, dass auch dieser grosse Historiker unter dem

Digitized by Google

Banne des karrikierenden Berichtes steht, den wir aus Dio und Sueton kennen.

Was nun die von Caligula verwendeten Truppen *ex omnibus provinciis* betrifft (und es bedurfte zur Bekämpfung jener 4—8 Legionen in der That gewaltiger Massen), so bestanden diese ausser aus den Prätorianern und der germanischen Leibwache[1]) und den Truppen, die mit dem Kaiser gleich zurückkehrten und uns deshalb völlig unbestimmbar sind, auch aus Legionen, die von da ab am Rhein blieben. Man sieht diese Änderungen der rheinischen Garnisonen meist als die Folge des britannischen Zuges des Claudius im Jahre 43 an; aber die analogen Massregeln im Jahre 69/70 — Ersetzung der kompromittierten Legionen durch andere fremde oder ganz neu gebildete — machen das Gleiche auch für 40 wahrscheinlich, zumal auch 40 das britannische Unternehmen mit ins Spiel kommt. Man bedenke, dass von dem obergermanischen Heer, dem des Gaetulicus, alle vier Legionen das Land verlassen mussten; die II. und XIV, für die Okkupation Britanniens bestimmt, kamen wohl schon jetzt in dessen Nähe[2]), die XIII. kam nach Pannonien, die XVI. an den Niederrhein, '*ut avellerentur castris trucibus adhuc*', wie Tacitus ann. I 44 bei ähnlichem Anlass sagt und wie es ähnlich nach dem grossen Aufstand von 69/70 geschah: offenbar war dieses Heer eben ganz besonders kompromittiert. Nicht in gleichem Grade muss dies im unteren Heere der Fall gewesen sein, in dem die Legionen I und V ruhig in ihren Lagern verblieben, während nur die XX. für Britannien bestimmt wurde und die XXI. als Ersatz der XVI. zum oberen Heere kam. Im oberen Gebiete waren nun drei, im unteren eine Legion zu ersetzen. In ersteres kam als fremdes, unbeteiligtes Element erstens die IV. Macedonica aus Spanien, die also vermutlich zu den *legiones undique excitae* des kaiserlichen Zuges gehörte; ferner gelangte nach dem oberen Gebiete die XXII. primigenia und nach dem unteren die XV. gleichfalls primigenia, welche beide also schon Caligula (so meint auch Ritterling), nicht erst Claudius, wie die herrschende Meinung ist, bildete, oder (wie ich lieber mit Grotefend sage) von ihren Stammlegionen, der XV. (Apollinaris) in Pannonien und der XXII. (Cyrenaica[3]) oder später Deiotariana)

1) Suet. Cal. 43. 45.

2) Den Leuchtthurm, den Sueton Cal. 46 erwähnt, werden sie schon damals, um eine künftige Expedition mehr zu sichern, errichtet haben.

3) Im Corr.-Bl. der Westd. Zeitschr. XII 148 suchte ich wahrscheinlich zu machen, dass die in Mainz und seiner Umgebung, wie Flörsheim, Worms, Boppard, und dem damals römisch besetzten Wiesbaden u. a. gefundenen Stempel LEG·XXII CV (C und V ligiert) den einzig alten Beinamen 'Cyrenaica' noch tragen und den neuen

Digitized by Google

in Ägypten[1]), abzweigte. Welches die dritte der nach Obergermanien versetzten Legionen war, ist nicht sicher bekannt[2]). Diese alle werden also wohl zu dem Heere des Caligula gehört haben.

So wird die gewöhnlich nur mit der Okkupation Britanniens unter Claudius in Verbindung gebrachte Dislokation der Truppen auch mit der Beendigung des Aufstandes des Gaetulicus zusammenhängen und zwei Zwecke zugleich erreicht haben. Ritterlings Ansicht ist insofern etwas abweichend, als er die grosse Truppenverschiebung erst unter Claudius, also etwa 42, geschehen lässt und unter Caligula nur die XVI. Legion vom oberen zum unteren Heer versetzt und die beiden primigeniae für das obere bezw. untere Heer gegründet glaubt. Doch da die Eroberung Britanniens von Gaius sicher nicht für immer oder auch nur für lange aufgegeben wurde, ist es da nicht natürlicher, dass die drei dafür bestimmten Legionen schon damals ausgesondert wurden; und insbesondere: sollte man die so vollständige Veränderung des obergermanischen Heeres nicht direkt auf die Unterdrückung des dortigen Aufstandes folgen lassen?

Welchen Quellen unsere Autoren folgten, ist nicht sicher zu bestimmen. Weder bei Dio, der auch hier wohl, wie einige in griechischem Gewande doch noch leicht erkennbare taciteisch klingende Sentenzen zeigen[3]), auf Tacitus[4]) basiert, noch in Suetons Caligula finden wir in diesem Zusammenhang den Gaetulicus erwähnt oder seinen Aufstand auch nur mit dem leisesten Worte angedeutet, während beide an anderen Stellen seine und des Lepidus Verschwörung (Suet. Claud. 9) und Ermordung (Dio 59, 22, 5 f.) anführen. Die erste Quelle beider muss also entschieden die Tendenz verfolgt haben, diesen Zusammenhang zu ver-

Namen Primigenia ignorieren (vgl. v. Domaszewski im Corr.-Bl. X Sp. 61). Ein in Deutz, also beim untergermanischen Heere, gefundener Stempel LEG·XXII C·V wird jedoch einen Töpfernamen wie etwa Caius Valerius oder dergl. enthalten und zu jenen anderen in gar keiner Beziehung stehen: s. Lit. Centralblatt 1895 Sp. 1842.

1) Auch Nero schickte Truppen von Italien nach Aegypten und zurück: Tac. h. I 31. — Von *contractae ex omnibus provinciis copiae* spricht ja auch Sueton. Galb. 6.

2) Vgl. Tac. ann. XIII 35. Nach Grotefend war es die III. Gallica.

3) Solche finde ich z. B. bei Dio 59, 23, 4 in. 24, 6 (vgl. Tac. ann. I 11 med.). 25, 4 ex. 26, 9.

4) Es ist sehr bedauerlich, dass dessen Bericht verloren ist; dass aber auch er uns keine richtige historischere Auffassung dieses Krieges vermitteln würde, zeigt eben Dio selbst und die Form einzelner Notizen, wie sie Agr. 13, Germ. 37, Hist. IV 15 bieten.

Digitized by Google

schleiern. Und wenn dies zwar bei jedem gleichzeitigen, senatorisch gesinnten Schriftsteller möglich ist, so passt es doch vielleicht am besten für die 'commentarii' der jüngeren Agrippina, aus denen Tacitus anerkanntermassen bisweilen schöpfte[1]). Sie war eine Frau, die als Freundin des Lepidus selbst an der Verschwörung und dem Aufstande interessiert war, nach dem Misserfolg derselben von Caligula verbannt und verhöhnt wurde und sich nun in weiblicher Rachsucht darin gefallen haben kann, den ganzen Krieg als eine Reihe von zwecklosen Handlungen und thörichten Grausamkeiten eines Narren den Lachern und Spöttern und dem Hasse preiszugeben. Und da später niemand den Wunsch empfand, als Verteidiger des verhassten und bald gemordeten Kaisers aufzutreten, so blieb dann diese Schrift die trübe Quelle, aus der Sueton und in anderer Weise (aus Tacitus, der sich vielleicht zunächst unmittelbar dem Aufidius Bassus anschloss) Dio schöpfte. Gerade in den lächerlichen, karrikierenden Erzählungen stimmt dieser besonders häufig mit Sueton überein. Auf einer weit klareren und wahreren Quelle beruhen dagegen die leider allzu kurzen Nachrichten in Suetons Galba.

1) Vgl. Fabia, Les sources de Tacite, p. 331 ff

Digitized by Google

Luthers Bekehrung.

Von

A. Hausrath.

Eine mittelalterliche Lebensbeschreibung Luthers würde seinen plötzlichen Eintritt ins Kloster, die Seelenkämpfe, die er in seiner Zelle durchfocht, und die durch Staupitzens Belehrung bei ihm eintretende Beruhigung seines tief aufgewühlten Gemütslebens wohl nicht anders bezeichnen denn als Luthers Bekehrung. Auch für unsere psychologische Betrachtungsweise ist die gleiche Bezeichnung wohl die angemessenste. Wenn ein junger Magister von zweiundzwanzig Jahren, ein „hurtiger, fröhlicher Geselle“ [1]), seinem Studium, seinen Freunden, seiner Familie den Rücken wendet, um ins Kloster zu fliehen, so ist das in der Sprache aller Zeiten eine Bekehrung vom Leben in der argen Welt zu einem neuen Dasein, das nur noch das Heil der eigenen Seele zur Aufgabe hat.

Die Frage liegt nahe, warum denn die Liebe zum Studium und der Einfluss von Freunden und Verwandten so wenig über Luther vermochten, dass er ihnen für immer den Rücken kehrte? Der Abschied von seinem Studium ist ihm freilich, nach späteren Äusserungen zu schliessen, nicht schwer geworden; im Gegenteile war der Ekel an ihm vielleicht mit ein Anstoss, der ihn trieb, sein Leben von Grund aus anders zu gestalten. Ein halbes Jahr erst war es her, dass Martinus Luther ex Mansfeld im Januar 1505 als zweiter von siebzehn Bewerbern feierlich zum Magister der freien Künste promoviert [2]) und unter Fackelschein durch Erfurts Strassen war geleitet worden. Aber Luther hat nie anders als mit tiefer Abneigung von der Wissenschaft geredet, der er seinen Magisterhut verdankte

1) Ausdruck des Matthesius, Historien von des ehrwürdigen in Gott seligen, theueren Mannes Gottes, Doctoris Martini Luthers anfang, lehre, leben und sterben. Nürnberg 1570. cap. 1.

2) Kampschulte, Die Universität Erfurt, II, S. 3.

Digitized by Google

und die er später selbst nur widerwillig Andern vortrug. Luthers nächste Lehrmeister waren die Scholastiker Jodocus Trutvetter von Eisenach und der Augustiner Bartholomäus Arnoldi von Usingen, die ihn in Logik und Dialektik einführten, die noch immer, wie in den Tagen Abälards, den unentbehrlichen Vorbereitungskurs zur Theologie bildeten. Der Nominalismus, der den Allgemeinbegriffen das wirkliche Sein absprach, hatte in seiner letzten Entwicklung zu einer skeptischen Selbstverspottung der Scholastik geführt. Er bewies die Unvereinbarkeit des Dogmas mit der Vernunft, um um so stärker die Pflicht des Glaubens, der höher ist als alle Vernunft, zu empfehlen. Polemik gegen die Realisten und dialektische Begründung des Dogmas, unter dem ausdrücklichen Eingeständnis, dass auch das Gegenteil sich würde erweisen lassen, das war der Inhalt der Vorlesungen, der einem wirklich frommen Gemüte als ein ewig leeres Gerede erscheinen musste. Dabei aber hielten sich „die Modernen", zu denen Usingen zählte, gegenüber der via antiqua, die sich noch tiefer in Subtilitäten und Haarspaltereien verirrt hatte, für eine reformatorische Richtung. Der Lehrer, dessen Leitung sich Luther am engsten anvertraute, Bartholomäus Arnoldi von Usingen, legte in der Dialektik grossen Wert darauf, dass die Begriffe nicht unnötig zu vervielfältigen seien[1]). Er erweist, dass zwischen der Wesenheit und der Ausdehnung der materiellen Dinge kein wirklicher Unterschied bestehe. In der Psychologie läugnen die Modernen jede wirkliche Verschiedenheit der Seelenkräfte von der Seele selbst und voneinander gegenseitig. Verstand und Wille sind die Seele selbst, unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet. Auch in der formalen Logik rühmt man Usingen nach, dass er den Unterricht vereinfacht habe. Luther aber war dieser ganze dialektische Betrieb der Dinge des Glaubens widerwärtig. Er klagt nachmals, dass die Lehrer die Träume des Aristoteles in die theologischen Fragen mischen[2]), er nennt Aristoteles einen toten Heiden, bei dem keine Kunst, sondern eitel Finsternis zu finden sei und in einem Briefe vom Jahre 1516[3]) nennt er den Vater der Dialektik: „den unverschämtesten Verläumder, Komödianten, Proteus, den schlauesten Betrüger des Geistes, so dass, wenn Aristoteles nicht Fleisch und Blut gewesen wäre, man sich nicht schämen dürfte, ihn für den Teufel zu halten". Und er selbst hält ihn dafür. Er nennt ihn den „Engel des Abgrunds", einen „lasterhaften Schwindler", einen „müssigen Esel", eine

1) Vgl. Usingen, ein Lebensbild von Nik. Paulus 1893, S. 12 f.
2) Ep. ad Leonem X, 30. Mai 1518.
3) An Lang, vom 8. Februar 1516.

Digitized by Google

„heidnische Bestie“ [1]). Sein ganzes Urteil aber über jeden, „der Metaphysik studiert“, fasst er in die Worte zusammen: „Willst du wissen, was Aristoteles lehrt, das will ich dir herzlich sagen: Ein Töpfer kann aus Thon einen Topf machen; das kann ein Schmied nicht, er lerne es denn. Wenn etwas Höheres in Aristoteles ist, so sollst du mir kein Wort glauben, und erbiete mich, das zu beweisen, wo ich soll“. Und das sei noch das Allerbeste bei Aristoteles; „ich geschweige, wo er giftig und tödtlich ist“. Möglich, dass er als Student den Gegensatz seiner auf das Wesen der Dinge gerichteten Natur gegen allen Formalismus noch nicht so leidenschaftlich empfand wie später, als er gegen die Scholastik aller europäischen Universitäten zu Felde zog, dass aber Liebe zur Philosophie ihn auch damals nicht abhielt, sein Heil im Kloster zu suchen, das begreift sich.

Mit der Juristerei aber war er noch rascher zu Ende gekommen als mit der Scholastik. Kaum sechs Monate hat er es in ihr ausgehalten und wie leicht sein aufgeschlossener Sinn auch sonst von allen Meistern lernte, die juristischen Studien sind fast spurlos an ihm vorübergegangen. Eine einzige Arbeit über das Asylrecht, die frühste, die wir von ihm besitzen [2]), erinnert an dieses juristische Studium eines Semesters. Ein corpus juris und andere juristische Bücher hatte ihm sein Vater beschafft [3]), aber er hasste dieses Studium. Für ein Gemüt, das von der Angst erfüllt war, wie soll ich selig werden, konnten die Kontroversen zwischen Gaius und Titius kaum ein Interesse haben. „Zungendrescher“ nannte er die Juristen [4]). „Sie disputiren und handeln gemeinhin mit Worten, gehen nicht auf den Grund ... Der Juristen Lehre ist nichts, denn ein Nisi, das ist, „ohne das“ oder „ausgenommen“. Das Nisi muss in allen Sachen sein ... Zeiget mir einen Juristen, der um der Ursache willen studire, dass er die rechte Wahrheit lerne, ... sondern alle studiren sie, um Ehr und Gut zu erlangen“ [5]). Anders hat er auch damals die Juristerei nicht betrachtet. Nur dem Willen des hartköpfigen Vaters folgend, hatte er dieses Studium ergriffen; auch diese Last warf er ab, wenn er Mönch ward und die Klosterthür hinter sich zuwarf.

Was die Freunde betrifft, von denen er sich losriss, so kennen wir nur dreie mit Namen. Johann Lang aus Erfurt ist lebenslang

1) Stellen bei Fr. Nitzsch, Luther und Aristoteles. Kiel 1883.
2) Kritische Gesamtausgabe 1, 1.
3) Ratzeberger, 4. De monachatu et colloquio Lutheri. Ed. Neudecker, p. 46.
4) Erlanger Lutherausgabe 62, 223.
5) E. A. 62, 220.

Digitized by Google

Luthers treuer Genosse gewesen. Er war eine derbe, freimütige Natur, die in ihren Äusserungen vielfach an Luther erinnert, aber nicht er beeinflusste Luther, sondern Luther beeinflusste ihn. Als Luther Mönch ward, wurde auch Lang Mönch. Weil Luther den Augustinerorden wählte, wurde auch er Augustiner, und als Luther aus dem Orden austrat, trat auch er aus. Eine Autorität aber ist er für den weit überlegenen Genossen nie gewesen. Caspar Schalbe war Luther als Bruder oder Vetter der Frau Kotta von Eisenach her befreundet. Er war ein Humanist und die schlechten Sitten dieses Kreises stürzten ihn später ins Unglück, so dass Luther mit seiner Fürsprache bei dem Kurfürsten Johann ihm zur Heimkehr nach Eisenach verhelfen musste. Luther hat ihm auch im Unglück Treue gehalten. „Denn, wo es gleich wahr wäre mit seinen Vergehen (als ich nicht hoffe), so sind wir Menschen, und mugen mit ziemlicher Straffe solche Gebrechen gebessert werden“ [1]), schrieb Luther an den Kurfürsten, und dieser liess die Entschuldigung gelten. Am auffallendsten ist Luthers angeblich enge Freundschaft mit dem Führer der Poetenschaar, die damals Erfurt mit ihrem Gezwitscher erfüllte. Johann Jäger aus Dornheim nimmt ihn fast zudringlich als „seinen Martinus“ in Anspruch, der in Jägers Burse der musicus et philosophus [2]) gewesen sein soll. Auffallend nennen wir diese Intimität, denn Jäger war kein anderer als der Verfasser der skandalsüchtigen Dunkelmännerbriefe, und Crotus Rubeanus, wie er sich als Schriftsteller nannte, sagt selbst, dass er nach Luthers Eintritt ins Kloster seinen Martin als einen verlorenen Mann betrachtet habe, und ihm für eine Weile völlig fremd ward. Dass Luther diesen Studiengenossen ein treuer Geselle gewesen, berichten auch die ältesten Biographen, aber mochte auch seine Freude am Becherklang und Rundgesang und mehr noch seine humoristische Ader ihn dem lebensfrohen

1) Brief vom 12. November 1528.

2) Schreiben aus Bamberg vom Jahr 1520. Bei Kampschulte, Univ. Erfurt 2, 4. Böcking, Hutteni Op. 1, 309: Duo mihi carissime firmum in te amorem meum custodiunt, quod summa familiaritate Effordiae bonis artibus simul operam dedimus aetate juvenili, quod tempus inter similes mores artissima fundamenta amicitiae collocat, deinde, quod te habemus tam egregium defensorem rectae fidei. Zum Schluss redet er noch von Luthers wunderbarer Berufung und ihrem consorcio tristissimo tuo discessu Post hoc tempus etsi rara familiaritas nostra, animus tamen meus semper tuus mansit. Vgl. auch Böcking 1, 307: Ep. I. Martino Luthero, amico suo antiquissimo. Wie es mit der summa familiaritas sich verhalten habe, müssen wir dahingestellt sein lassen. Sicher ist, dass Luther Jägers epistolae ein freches Buch nannte und dem Beifall der Genossen vielmehr das trübe Wort entgegensetzte: „auch ich würde lachen, wenn das Alles nicht vielmehr zum Weinen wäre“.

Digitized by Google

Völkchen verbinden, sein von geheimen religiösen Ängsten gepeinigtes Gemüt hatte innerlich doch wenig mit ihnen gemein. Sie waren Poetenschüler und ahmten das Treiben der italienischen Humanisten nach. Luther hat nur wenige lateinische Epigramme geschnitzt und sein Leben lang keine Chloe oder Phyllis besungen: der Geist vollends, der aus den damals sich vorbereitenden Briefen der Dunkelmänner spricht, musste einem Gemüte fremd sein, das sich selbst mit dem Vorsatz trägt, im Kloster Frieden zu suchen. So wenig kannten die Genossen Luthers wahren Gemütszustand, dass ihnen sein Entschluss ein „seltzam und unverhoffend furnemen" war[1]). Er lud sie noch zu Gast, „sich mit ihnen zu letzen und hielt seiner Gewohnheit nach eine musicam", aber an seinem Vorsatze liess er sich durch „seiner Gesellen Bitte gar nichts irren noch hindern".

Wie aber stand es mit seinen Erinnerungen an das Elternhaus, als er diesen folgenschweren, unwiderruflichen Entschluss fasste? Er wusste vollkommen klar, dass der Vater ihm denselben niemals vergeben werde. Aber gerade in seinem Verhältnis zu Vater und Mutter hat er selbst später eine der verborgenen Quellen seines Entschlusses erkannt. Luther war eine im Innersten weiche, kindliche Seele. Aber nicht einmal da, wo sonst Jeder Liebe findet, bei der Mutter, war sie ihm in verständlicher Weise zu teil geworden. „Ihr ernst und gestreng Leben, das sie führte, das verursachte mich, dass ich danach in ein Kloster lief und ein Mönch wurde"[2]). Wir besitzen ihr Bild von Lukas Kranach, es ist das Bild einer harten, von den Sorgen des Lebens verbrauchten, geistig stumpf gewordenen Bäuerin. Der Schweizer Kessler schildert die Familie als unscheinbare Leute, ein „brunlacht Volck", nennt er sie, „klaine und kurtze Personen"[3]). Bei aller Ehrerbietung des Jahrhunderts gegen Vater und Mutter spricht Luther doch mehrmals davon, wie sie ihn durch Schläge schreckhaft und handscheu gemacht hätten. „Wenn Kinder böse sind", sagt er in den Tischreden[4]), „Schaden und Schalkheit anrichten, so soll man sie darümb strafen, sonderlich, wenn sie täuschen und stehlen lernen". Doch müsse man auch Mass halten. „Denn was puerilia sein, als Kirschen, Aepfel, Birn, Nüsse, so muss man's nit also strafen, als wenn sie Geld, Rock und Kasten wollten angreifen; da ist denn Zeit ernstlich strafen. Meine Aeltern haben mich gar hart gehalten, dass

1) Ratzeberger a. a. O.
2) E. A. 61, 274.
3) Joh. Kesslers Sabbata-Chronik von 1523—1539, p. 122.
4) E. A. 61, 274.

Digitized by Google

ich darüber gar schüchtern wurde. Die Mutter stäupte mich ein Mal um einer geringen Nuss willen, dass das Blut hernach floss." Der Vater, erzählt er an einer andern Stelle, habe ihn einmal so hart gestäupt, dass er ihn floh und der Alte Mühe gehabt habe, ihn wieder an sich zu gewöhnen. ... „Es ist ein böse Ding, wenn umb der harten Strafe willen Kinder den Aeltern gram werden, oder Schüler ihren praeceptoribus feind sind". Die letztere Erscheinung führt ihn denn von den Schlägen, die er im Elternhause erhalten, auf die, die in der Schule auf ihn niederregneten, wo der Lehrer mit den Schülern umging wie der Henker mit den Dieben und Decliniren und Conjugiren in einer Weise getrieben wurde, die der Strafe der Spiessruthen ähnlich war. „Ich bin ein Mal für Mittage in der Schule funfzehnmal nach einander gestrichen worden" [1]). Die notwendige Folge einer solchen Erziehung war, dass das junge Knabenherz sich den Vater im Himmel und den Lehrer Jesum als ähnlich strenge Richter vorstellte wie den Vater und Lehrer in Mannsfeld. Mit der Erinnerung an diese harte Kindheit, mit dem bangen Gefühl, dass Gott ihm zürne, mit der Angst des Bergmannssohns vor bösen Geistern und Unholden, die den Bergmann irre leiten [2]), und grossem Vertrauen zur heiligen Anna, der Schutzpatronin des Bergbaus, war er mit vierzehn Jahren auf die Schule nach Magdeburg gezogen, wo er durch Singen vor den Häusern sein Brot selbst verdienen sollte. Die einzige Erinnerung aus der grossen Stadt, die später bei ihm auftaucht, ist die an einen anhaltischen Fürstensohn, der erschöpft von Kasteiungen als Franziskanerbruder gleich ihm bettelnd durch die Strassen zog [3]). Was wir über ihn selbst hören, gibt das Bild trauriger Verlassenheit. Im Fieber liegt er allein im Hause, da alle Insassen zur Kirche gegangen sind. Da treibt ihn der Fieberdurst, in die Küche zu kriechen. Dort trinkt er kühles Wasser, bis das Gefäss leer ist, taumelt dann in sein Bett, schläft einen langen Schlaf und erwacht genesen [4]). Zum Glück dauert dieser Aufenthalt nicht ganz ein Jahr, dann bringen ihn

1) E. A. 61, 274 f. 62, 285 f.

2) „Im Bergwerk vexieret und betreuget der Teufel die Leute, macht ihnen ein Gespenst und Geplärre für den Augen, dass sie nicht anders wähnen, als sähen sie einen grossen Haufen Erzes und gediegen Silbers, da es doch nichts ist". E. A. 59, 324. „Ich glaube, dass die Heiligen im Kampf viel Teufel schlagen und würgen, spricht Origines. Ich aber glaube, dass aus den geschlagenen und überwundenen Teufeln Poltergeister oder wilde Lappen werden, denn es sind verdorbene Teufel. Dessgleichen glaube ich, dass die Affen eitel Teufel sind".

3) E. A. 60, 355.

4) Ratzeberger, p. 42.

Digitized by Google

die Eltern in ihre Nähe nach Eisenach „der lieben Stadt", wo Vettern wohnten. Aus der Dumpfheit des Knabenalters erwacht er hier zu helleren und freundlicheren Eindrücken. Eine junge Patricierfrau, Ursula Cotta, eine geborene Schalbe, nimmt den fünfzehnjährigen Knaben an ihren Tisch, in ihr Haus; ihr Bruder oder Vetter Schalbe wird Martins Freund, die Schalbe'sche Stiftung, deren ersten Grund die heilige Elisabeth gelegt, unterstützt ihn und im Anschauen des Waltens einer vornehmen Hausfrau geht ihm die Wahrheit auf, die sie selbst ausspricht: „es ist kein lieber Ding auf Erden, denn Frauenliebe, wem sie mag werden". Auch an Dankbarkeit gegen seinen gütigen Lehrer Trebonius, der ihm seine Unsterblichkeit dankt, und gegen die väterlichen Verwandten in der Stadt, die er später zu seiner Primiz bittet, hat es seinem liebevollen Gemüte nicht gefehlt. So kommt er im Sommersemester 1501 mit achtzehn Jahren auf die Universität Erfurt.

Welche Eindrücke stürmten hier auf ihn ein! Eine Stadt mit 18,000 Feuerstätten! Nürnberg ist kaum halb Erfurt[1]). Dazu die lachende, grüne fruchtbare Umgebung! Es liegt in einer Schmalzgrube, ein fruchtbares Bethlehem, da muss eine Stadt stehen, wenn sie gleich wegbrennete[2]). Neben der Universität vollends erschienen alle andern Universitäten wie kleine Schützenschulen. „Wie war es eine so grosse Majestät und Herrlichkeit, wenn man magistros promovierte, und ihnen Fackeln fürtrug und sie verehrte! Ich halte, dass keine zeitliche, weltliche Freude dergleichen gewesen sei. Also hielt man auch ein sehr gross Gepräng und Wesen, wenn man Doctores machte; da reit man in der Stadt umbher, dazu man sich sonderlich kleidete und schmückte"[3]). Aber in all dieser Herrlichkeit fühlt sich der Bergmannssohn dennoch unbefriedigt. Äusserlich ein hurtiger, fröhlicher Geselle, ist in ihm ein geheimes Sehnen und Aengsten, ein Hungern und Dürsten, das die Lehrer nicht stillten. Luthers Begabung feiert zwar bei den üblichen Disputationen und gelehrten Übungen Triumphe, aber während er Baccalaureus, Magister, Jurist wird, mit den treuen Gesellen singt und lärmt, wächst in ihm das Gemütsleiden, die geheime Seelenangst, auf ihm ruhe Gottes Ungnade. Wir haben keinen Grund, in den Anfechtungen und Schrecken, die seine Seele gegen Ende seiner Studienzeit heimsuchen, etwas anderes zu sehen als dieselben pathologischen Zustände, die wir aus der Schilderung späterer Zeugen, so auch seines Arztes Ratzeberger, kennen und die er

1) E. A. 62, 437.
2) E. A. 62, 416 f. 286.
3) E. A. 62, 286 f.

Digitized by Google

stets als Anfechtungen (tentationes), als Niedergeschlagenheit (tristitia), als Kleinmut (pusillanimitas)[1]), als Beklemmungen (angustia circa pectus)[2]) bezeichnet. Dieser Zustand der Depression war ein so qualvoller, dass jede Gefahr für Leib und Leben ihm gleichgiltig wurde, wenn er über ihn kam, und kein körperlicher Schmerz an diese Pein heranreichte. Als ihn im Herbste 1518 die Kirche mit dem Banne bedrohte und seine Stellung an der Universität, im Orden, ja seine Freiheit und sein Leben auf dem Spiele standen, schrieb er an Spalatin, dieser wisse ja, dass er unvergleichlich Schwereres leide, so dass ihn jene Blitze gleichgiltig liessen. Ein Frieren im Geiste nennt er dieses Misere[3]). „Der Satan zieht mich in die Tiefe, an mir hängend mit mächtigen Seilen“[4]). „Bitte für mich elenden und verworfenen Wurm, den der Geist der Traurigkeit quält“[5]). Dass diese Empfindung der Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit sich in religiöse Vorstellungen umsetzte, ist bei dem gläubig erzogenen und stets vom Gefühle der Gottesnähe begleiteten frommen Studenten leicht zu verstehen. In diesen Vorstellungskreis eingehend trat nun aber die erwähnte Schreckhaftigkeit seines Wesens hinzu, die er selbst auf die Misshandlungen seiner Kinderzeit zurückführt und die er als den Grund seines Eintritts in das Kloster bezeichnet. Er meinte, da er die seltsame Hoffnungslosigkeit, die auf ihm lastete, nicht als ein körperliches Leiden zu verstehen vermochte, Gott zürne mit ihm. Gerade, weil man ihn gelehrt hatte, die Fürbitte der Mutter Gottes und der heiligen Anna, der Schutzpatronin der Bergleute, anzurufen, konnte er sich Christum nur als den strengen Weltrichter denken, „wie man ihn malet auf einem Regenbogen“[6]), Gott nur als den eifrigen Gott, der uns Sündern zürnt, weshalb man beiden gegenüber guter Mittler bedürfe[7]). Darum sind die Mönche „der Maria unter den Mantel gekrochen“, während der Bergmannssohn sein besonderes Vertrauen auf die Mutter der Maria, Anna, die Schutzpatronin der Bergleute, setzte. Das hat er später gegen die Fürbitte der Heiligen eingewendet, dass ihre Anrufung die Meinung in die jungen Herzen pflanze, Gott und Christus seien unbarmherzige Strafrichter, die man nur durch Fürsprache ihrer Lieblinge beschwichtigen könne. Weil er aber ein solches Schreckbild von Gott im Herzen trug,

1) Brief vom 4. November 1527 an Justus Jonas.
2) Colloquia, ed. Bindseil I, 200.
3) Brief an Spalatin vom 9. September 1521.
4) Brief an Justus Jonas, 29. Dezember 1527.
5) An Melanchthon, 27. Oktober 1527.
6) E. A. 40, 27.
7) E. A. 31, 279. 44, 127. 45, 156. 49, 27.

Digitized by Google

konnte er seinen Zustand der Pein nur als Vorgeschmack der künftigen Höllenstrafen verstehen und fragte sich angstvoll, wie er einen gnädigen Gott kriegen könne? Die Zeit hatte darauf nur die Antwort: Durch ein heiliges Leben im Kloster. So haben wir uns den Gemütszustand des tiefsinnigen, zum Grübeln neigenden Studenten vorzustellen, von dessen innerer Pein begabte, aber oberflächliche Freunde wie Crotus Rubeanus keine Ahnung hatten. Er feierte ihre Feste, hiess wegen seiner musikalischen Begabung ihr Musikus, wegen seiner Neigung zu tiefer gehenden Betrachtungen ihr Philosoph, aber dass er mit Gedanken an ein Kloster sich trage, kam keinem von ihnen in den Sinn. Da stürmten eine Reihe von Eindrücken auf ihn ein, die seinen Entschluss zur Reife brachten. Er war über die Bibel geraten, erzählte er später von dieser Zeit [1]). „Als ich zu Erfurt ein junger Magister war, wo ich immer traurig einherschritt in Folge melancholischer Anfechtung, ergab ich mich mit grösstem Eifer der Lectüre der Bibel". Aber sie verwirrt ihn nur. Während er auf der Bibliothek in ihr liest, kommt ihm eine Ahnung der Widersprüche zwischen ihrem Worte und der kirchlichen Praxis, und sofort erschrickt er über seinen Hochmut. Wie sollte er allein die Dinge besser wissen als Papst und Kirche? So schlägt er das Buch zu und geht diesen Zweifeln aus dem Wege. Aber fröhlicher war er dadurch nicht geworden.

Auch seine Krankheiten sind unter diesen Umständen stets von religiösen Anfechtungen begleitet. Nach Veit Dietrich tröstete ihn der Vater eines Freundes, als er ihn so niedergedrückt fand: „Lieber Baccalaure, lasst Euch nicht leide sein, Ihr werdet noch ein grosser Mann werden" [2]). In der gleichen Zeit des Baccalaureats stiess er sich auf einer Wanderung in die Heimat seine Waffe ins Bein und verletzte sich die Pulsader. Nur sein Schreien zur heiligen Jungfrau rettete ihn vor dem Verbluten und die Langeweile des langen Liegens vertrieb er sich, indem er lernte, die Laute zu schlagen. Übler erging es einem seiner Freunde, „seinem guten Gesellen", der in den alltäglichen Raufhändeln der Studenten erstochen ward [3]). Den von solchen Erlebnissen bereits Niedergedrückten überfiel am 2. Juli 1501 ein heftiges Gewitter bei

1) Seidemann S. 36 zu Lauterbach vom 22. Februar 1538. Der Ausdruck entspricht Luthers Brief an H. Weller vom 6. November 1530. Cum primum in monasterium essem profectus, evenit, ut semper tristis et moestus incederem, nec poteram tristitiam illam deponere.

2) Vgl. Luthers Brief an Weller vom 5. November 1530. De Wette IV, 188.

3) Mathesius, 1.

Digitized by Google

Stutterheim[1]). Ein furchtbares Krachen, um ihn leuchtende Blitze schreckten ihn zum Tode. „Hilff die liebe S. Anna", ruft der Bergmannssohn bei dem schlagenden Wetter, „ich will ein Mönch werden!" Das Gelübde war ihm in Todesnot entfahren, aber er hielt sich für gebunden, und weder Freude an Scholastik noch Jurisprudenz, weder Freunde noch Elternhaus bildeten ein ausreichendes Gegengewicht. Diejenigen, denen er sich anvertraute, rieten ab. „Ich aber", erzählt er selbst, „verharrte dabei und am Tage vor Alexius (am 16. Juli) lud ich einige meiner besten Gesellen ein zu einer Valediction, mit der Bittte, dass sie mich am folgenden Tage zum Kloster geleiten sollten. Als mich aber jene hinauszögern wollten, sprach ich: „heute sehet ihr mich und nimmermehr". So hielt er ihnen noch eine musicam und um 10 Uhr des anderen Morgens geleiteten ihn die Freunde unter Weinen und Klagen zur Pforte des Augustinerklosters[2]). Noch gehörte zu seinem Scheiden aus der Welt die Auseinandersetzung mit dem Vater, der gerade in der jüngsten Zeit für das juristische Studium des Sohnes schwere Opfer gebracht hatte und bei der Kunde von Martins Schritt „gar toll" werden wollte. Seit Martinus Magister geworden war, hatte er ihn höflich mit Ihr angeredet, jetzt nannte er ihn wieder Du, indem er ihn mit Vorwürfen überschüttete. Wir besitzen einen eigenen Bericht Luthers im Eingang zu seiner Schrift über die Mönchsgelübde[3]), in dem er sechszehn Jahre später von dem Unwillen redet, mit der Hans Luther den Entschluss seines Sohnes vernahm. Er stellte dem Sohne vor: „ein solches junges Blut wisse noch gar nicht, was es gelobe. Müncherey sei vielen unseliglich gelungen. Er war im Begriff gewesen, den Sohn reich und ehrlich zu freien und also anzubinden". Sein Unwille über diese Vereitlung seiner stolzen Pläne war darum „eine Weil schlecht unversuhnlich und war aller Freunde Rath umsonst, die ihm sagten, so Du Gott wolltist etwas opfern, so solltist ihm das liebst und best opfern". Auch als er sich endlich entschloss zu verzeihen, weich gemacht durch den Tod anderer Söhne und ein falsches Gerücht, auch Martin sei der Erfurter Pest erlegen, wurde doch sein Urteil nicht anders. „Zuletzt hast Du gewichen und Dein Willen Gott heim geben, aber dannoch, nicht weggelegt dein Forcht und Sorge. Dann ich gedenke noch allzuwohl, do es widder zwischen uns gut ward, und du mit mir redtist, und doch ich dir sagt, dass ich mit erschrecklichen Erscheinung vom Himmel

1) Heute Stotternheim, Colloquia, ed. Bindseil. III, 187.
2) Vgl. seinen eigenen Bericht bei Rebenstock, colloquia 2, 12 ff. Bindseil 3, 187.
3) Krit. Ausgabe. 8, 573. De Wette, Briefe 2, 100 f.

Digitized by Google

geruffen wäre. Dann ich ward je nit gern oder willig ein Münch, viel weniger um Mästung und Bauchs willen; sondern als ich mit Schrecken und Angst des Todes eilende umgeben, gelobt ich ein gezwungen und gedrungen Gelübde. Und gleich daselbst sagtest Du: Gott geb, dass es nicht ein Betrug und teufflischs Gespenst sei. Das Wort, gleichsam hätte es Gott durch deinen Mund geredet, durchdrang und senkete sich bald in Grund meiner Seele; aber ich verstopfet und versperret mein Herz, soviel ich kunnt, widder dich und dein Wort". So hatte er auch zwischen sich und den Seinen die Scheidewand aufgerichtet, die das Klosterleben begehrte.

Luther hat in späteren Jahren, als sein Urteil über die Verderblichkeit des Klosterlebens feststand, auch seine eigene Klosterzeit nur noch unter dem Gesichtspunkt betrachtet, dass er „zwanzig Jahre seines Lebens im Kloster verloren habe und dort um der Seelen Heil und des Leibes Gesundheit gekommen sei" [1]). Dass er durch sein Mönchtum schweren Schaden an seiner Entwicklung genommen, wird ihm niemand bestreiten wollen. Nicht nur seine Gesundheit hat er im Kloster für immer zerstört, sondern auch den Bettelmönch ist er nie mehr ganz los geworden. Wie uns Crotus Rubeanus die Mönche seiner Zeit und seiner Erfurter Umgebung schildert, sind Streitsucht, Freude am Poltern und überderbe Tischreden ihre unerfreuliche Seite, mögen sie auch sonst durch noch so viele gute Eigenschaften glänzen. Bedenkt man nun, dass Luther bis zu seiner Heirat zwanzig Jahre in ihrem ausschliesslichen Umgang zubrachte, so ist nicht zu verwundern, dass er etwas von diesen Mönchssitten in sein späteres Leben mit hinüber nahm. Wenn er aber von seinem späteren Standpunkte aus alles im Kloster schwarz sieht und jene Zeit als eine traurige Gefangenschaft schildert, so war das im Kloster selbst noch nicht seine Meinung. Als sieben Jahre nach seinem eigenen Eintritt auch sein Lehrer Usingen, bereits fünfzig Jahre alt, sich gleichfalls anschickte, dem Beispiele des Schülers zu folgen, konnte ihm Luther das Klosterleben nicht genug empfehlen [2]), und doch lag damals die Reise nach Rom, von der manche Luthers innere Umkehr ableiten wollen, bereits hinter dem Wittenberger Mönche. Aber freilich, den Frieden, den er suchte, fand er im Kloster am wenigsten. Für melancholische Naturen ist nichts so schädlich als die Einsamkeit, die sie begehren, und so

1) E. A. 48, 306.

2) Usingen wirft ihm vor: Quando Augustinianae religionis candidatus eram ego, tu non satis illam mihi poteras commendare, at nunc derisor ejus factus et destructor. Nikol. Paulus a. a. O. 17.

Digitized by Google

wundern wir uns nicht, dass seine „Anfechtungen“ in der Zelle keineswegs aufhörten, sondern im Gegenteil mit verdoppelter Gewalt wiederkehrten. Er war ein „armer betrübter Mönch“ [1]), und indem er seine Anfechtungen mit strenger Askese zu überwinden suchte, verdoppelte er das Übel, das er bekämpfen wollte. Da er in den Schilderungen, die er von seinen Werkdiensten giebt, stets auch des täglichen Messehaltens gedenkt, scheint indessen die eigentlich schlimme Zeit erst nach seiner Priesterweihe, also nach bereits längerem Aufenthalte im Kloster hereingebrochen zu sein. Psychologisch begreiflich wäre es ja auch, dass die vollkommen neuen Verhältnisse zunächst eine seelische Umstimmung herbeiführten. Er that sich gütlich in der eifrigen Besorgung der niedrigen Dienste, die dem Magister der Universität übel anstanden, aber den Novizen oblagen, er reinigte die Schlafsäle, hatte zu fegen und zu kehren, ging terminieren saccum per naccum, und der Pennalismus der Alten liess den Novizen gern seine Unterordnung empfinden und wollten nicht dulden, dass er als Magister sich hinter die Bücher setze [2]). Aber gerade die Neuheit dieses Zustandes mochte ihn reizen. Dazu war der Novizenmeister ein würdiger, christlicher Bruder, der ihm auch später noch tröstlich war. So leistete er nach Ablauf des Probejahrs in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre die unwiderruflichen Gelübde. Als er im Frühjahr 1507 die Priesterweihe erhielt, fand gelegentlich seiner Primiz eine Aussöhnung mit dem Vater statt, doch verlief die Festlichkeit nicht ohne beissende Bemerkungen des alten Hans Luther, der meinte: „Ich muss allhier sein, essen und trinken, wollte aber lieber davon sein“ und den Mönchen, die er für den Ungehorsam seines Sohnes verantwortlich machte, rief er zu: „Ihr Herrn, habt Ihr nicht gelesen in der Schrift, dass man Vater und Mutter ehren soll?“

Mit der Priesterweihe, die ihm die Gewalt gab, „Messe zu halten, zu weihen und zu opfern für die Lebendigen und Todten“ [3]), war nun das letzte Ziel erreicht und es fragte sich, wie die Einförmigkeit des Klosterlebens auf Bruder Martins krankes Gemüt für die Dauer wirken würde? Als er Profess gethan hatte, hatten ihm Prior, Convent und Beichtvater gesagt, er sei nun wie ein unschuldig Kind, das rein aus der Taufe käme [4]). Aber mit seiner innern Empfindung stand das schon damals in Widerspruch. Bei einem Besuche im Barfüsserkloster zu

1) E. A. 59, 83.
2) Colloquia ed. Bindseil, 1, 127.
3) E. A. 60, 223.
4) E. A. 31, 278 f.

Digitized by Google

Arnstädt setzte der Franziskaner Dr. Henricus Kühne, „den sie für einen besondern Mann hielten", ihnen sogar auseinander, wie es ein Segen ihres Standes sei, dass sie diese selbe Gnade sich immer wieder neu zuwenden könnten, sobald sie sich vornähmen, rechte Mönche zu sein und im Herzen beschlössen: „wäre ich nicht Mönch, so wollte ich's werden". „Ein solcher Fürsatz des Mönchs sei eben so gut, als der erste Eingang gewest, und wäre von neuen abermals so rein, als käme er aus der Taufe, und möchte solchen Fürsatz, so oft er wollte, verneuern, so hätte er immer wieder eine neue Taufe und Unschuld bekommen. Wir jungen Mönche sassen und sperrten Maul und Nasen auf, schmatzten auch für Andacht gegen solcher tröstlicher Rede von unser heiligen Müncherei. Und ist also diese Meinung bei den München gewest" [1]). Aber gegenüber seinen innern Erfahrungen wollte diese Einbildung des Standes nicht vorhalten. Die religiösen Anfechtungen kehrten wieder, wie sie denn ein pathologischer Zustand waren, der stets die gleichen physischen Merkmale trägt, psychisch aber sich immer in denjenigen Vorstellungen ausspricht, die ihn sonst gerade bekümmern. Als er im Herbste 1518 auf der Reise nach Augsburg, nach einem Besuche bei den Eltern, von dem Leiden befallen wurde, konnte er nichts anderes denken als: „Oh Gott, was werde ich für eine Schande für meine lieben Eltern sein". In den Vorbereitungen zur Leipziger Disputation überfiel es ihn wieder: „Es ergriff mich eine andere Anfechtung", schreibt er an Johann Lange [2]), „durch welche alle mich der Herr lehrt, was der Mensch sei, was ich bisher nicht genau gewusst zu haben scheine; wenn du hierher kommst, sollst du's hören". Von der Wartburg schreibt er in den trüben Novembertagen 1521, tausend Teufeln fühle er sich hingeworfen [3]), „schlechte und verschmitzte Dämonen bewohnen dieses Haus, die mir, wie man sagt, die Zeit vertreiben, aber beschwerlich" [4]). Jetzt hat die Anfechtung den Inhalt, dass ihn sein Gewissen wegen der Spaltung plagte, die er anrichte. „Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich gestraft, und mir furgeworfen, ihr einig stärkst Argument: Du bist allein klug? Wie wenn Du irrtest, und so viel Leut in Irrthum verführtest, welche alle ewiglich verdammet würden!" [5]) Oft habe ihm der Teufel mit Stellen der Schrift so zugesetzt, dass er nicht aus noch ein wusste und im

1) E. A. 31, 280.
2) Brief vom 6. Juni 1519.
3) Brief vom 1. November an die Christen zu Wittenberg.
4) Brief an Spalatin vom 4. November 1521.
5) E. A. 28, 29.

Digitized by Google

ganzen Papsttum nicht der kleinste Irrtum gewesen sei. „Hie brach mir wahrlich der Schweiss aus, und das Herz begann mir zu zittern und zu pochen; der Teufel weiss seine Argument wohl anzusetzen und fortzudringen, und hat eine schwere, starke Sprache; und gehen solche Disputation nicht mit langen und viel Bedenken zu, sondern ein Augenblick ist ein Antwort umb's ander. Und ich habe da wohl erfahren, wie es zugehet, dass man des Morgens die Leut im Bett todt findet. Er kann den Leib erwürgen, das ist eins; er kann aber auch der Seelen so bange machen mit Disputiren, dass sie ausfahren muss in einem Augenblick, wie er mir's gar oft fast nahe gebracht hat" [1]). Wie diese Anfechtungen verliefen und wie entsetzlich der Kranke dabei litt, das hat Justus Jonas uns hinterlassen, der eine solche grandem tentationem spiritualem Luthers aus dem Jahre 1527 genau schildert [2]). Damals bilden den Inhalt der Anfechtung wesentlich Selbstvorwürfe gegen die eigene Heftigkeit und Streitsucht und der starke Mann, der in gesunden Tagen so grossartig alle irdischen Sorgen verachtet, quält sich um die Zukunft von Weib und Kind und klagt seiner Frau: „Du weisst, dass wir nichts haben". Auf der Feste Koburg glaubt er sich in dem gleichen Anfall von den Freunden verlassen [3]) und in Eisleben, noch wenige Tage vor seinem Tode, sieht er, wie ihn der Teufel verhöhnt und ihm sagt, er werde nichts ausrichten [4]). Dass bei vollkommen gleichen körperlichen Symptomen der Inhalt der gemütlichen Anfechtungen doch in den verschiedenen Lebensperioden ein ganz verschiedener ist, beweist, dass die körperliche Erkrankung nicht etwa eine Folge der geistigen Kämpfe war, sondern umgekehrt, die körperliche Erkrankung zog die seelische Verstimmung nach sich und diese äussert sich dann darin, dass ihm der jeweilige Inhalt seines Lebens verfehlt, missglückt, voll Gefahren erscheint. Haben dann beide Momente sich zum Unerträglichen gesteigert, dann löst sich die Spannung in einer tiefen Ohnmacht, oder in Ohnmachten, die mit Weinkrämpfen abwechseln [5]), oder auch, nach einem gegnerischen Zeugnis, in epileptischen Krämpfen [6]). In der ersten Wittenberger Zeit erhielten einst zwei Besucher den Bescheid, Luther halte sich schon etliche Tage in seiner Zelle, ohne sich ordentlich zu nähren, und als sie durch einen Spalt hineinschauen, sehen sie, „dass Luther

1) E. A. 31, 311. Vgl. auch Tischreden, Förstemann 3, 100 f.
2) Colloquia ed. Bindseil III, 160 ff.
3) Briefe vom 12. Mai, 1. Juni, 19. Juni, 29. Juni, 31. Juli 1530.
4) Ratzeberger, Ed. Neudecker, p. 133.
5) So in dem Colloquia 3, 360 f. erwähnten Falle.
6) Cochläus, Comm., p. 2

Digitized by Google

an der Erden auf seinem Angesichte liegt in einer Ohnmacht mit ausgestreckten Armen“ [1]). Der Frankfurter Domherr Cochläus [2]) aber weiss zu erzählen, den Brüdern in Erfurt sei Luther unheimlich gewesen, da er an Epilepsie (morbus comitialis) gelitten habe. So sei einstmals im Chor der Klosterkirche das Evangelium vom Taubstummen, Mr. 9, 17, gelesen worden, wo der bekümmerte Vater zu Jesus spricht: „Meister, ich habe meinen Sohn hergebracht zu Dir, der einen sprachlosen Geist hat und wenn der ihn ergreift, reisset er ihn, und er schäumet, und knirschet mit den Zähnen, und zehrt ab“. Bei diesen Worten, erzählt Cochläus, sei Luther plötzlich zu Boden gestürzt und habe gerufen: „Ich bin's nicht. Ich bin's nicht“. Auch hier also setzt sich die körperliche Beklemmung sofort in Schuldgefühl um, so dass er sich entschuldigend ruft: „Ich bin's nicht, ich bin's nicht“, als ob ihn jemand dessen beschuldigte. Die Angst, dass Gottes Zorn auf ihm ruhe, ist zu der allgemeinen Empfindung geworden, von allen Seiten verklagt und verdächtigt zu sein. Die Mönche aber hielten den tief Melancholischen oft für dämonisch und diejenigen, die dem Papste treu blieben, waren nachmals sogar der Überzeugung, er habe geheimen Umgang mit dem Teufel gehabt, wie er ja selbst in seinen Predigten zu Wittenberg gesagt habe, er kenne den Teufel fast wohl und der Teufel kenne ihn nicht minder, und er habe manchen Scheffel Salz mit ihm gegessen [3]). In späteren Jahren erst hat Luther erkannt, dass jene Sündenangst nicht aus seiner Sünde, sondern aus einer von ihm unabhängigen Ursache herrühre, die für ihn der Teufel war. „Der kann da Sünde machen, da keine oder gar kleine Sünde ist, und aus einem Stäubchen wohl einen grossen Berg

1) Ratzeberger 58.

2) Historia Joannis Cochlaei de actis et scriptis Martini Lutheri, Saxonis. Pariser Ausgabe von 1565, p. 1b.

3) Tametsi visus est fratribus, nonnihil singularitatis habere, sive ex occulto aliquo cum daemone commercio, sive ex morbo Comitiali: tum propter alia quaedam indicia: tum praecipue, quod semel in Choro, cum in missa legeretur Evangelium de ejecto a surdo et muto daemonio, repente conciderit, vociferans, Non sum, Non sum. Multorum itaque est opinio, cum occulta usum esse familiaritate daemonii cujuspiam, quandoquidem et ipsemet talia de se aliquando scripserit, quae lectori suspicionem de hujusmodi commercio nefariaque societate ingerere possint. Ait enim in quodam ad populum habito sermone, se bene cognoscere diabolum et ab eo se vicissim bene cognitum esse, seque plus quam unum frustum salis cum eo comedisse. (Gemeint sind die acht Sermonen gegen Karlstadt, wo Luther sich auf seine Kämpfe mit dem Satan bezieht, als Beweis, dass er die Anschläge des Teufels kenne.) Et proprium deinceps edidit Germanice librum, de Angulari (ut vocat) missa, ubi diaboli contra missam disputationem, secum habitam noctu, commemorat. Sunt et alia non pauca hac de re argumenta, quod etiam corporaliter visus quibusdam fuerit cum eo conversari.

Digitized by Google

machen und sich in Christus Gestalt also verstellen, dass wir dafur erschrecken müssen; als wenn er uns irgend ein Dräuwort Christi furhält, dafur erschrecken und meinen, er sei der rechte Christus, der uns solche Gedanken eingiebt, da es doch der leidige Teufel selbst ist“ [1]). Damals aber war er zu dieser Auffassung seiner Anfechtungen noch nicht hindurchgedrungen und wenn ihn diese gegenstandslose Angst überkam, hielt er sie für eine Folge seines bösen Gewissens und für ein untrügliches Zeichen, dass er von Gott verworfen sei. Berufene Ärzte haben nach dieser Krankengeschichte geurteilt, dass Luther an einem Krampfe der Arterien litt, der solche Beängstigungen nach sich zieht, sich bis zur Todesangst steigert und Ohnmachten oder Weinkrämpfe im Gefolge hat. Dass solche halb seelischen, halb körperlichen Krankheitszustände ausserordentlich schwer zu heilen sind, ist bekannt, die Mittel aber, die das Kloster zur Bekämpfung der „Anfechtungen“ bot, waren nur geeignet, den Zustand völlig unheilbar zu machen. Anhaltende Nachtwachen, mit Fasten und Beten, sollten die bösen Geister austreiben. Durch die dadurch hervorgerufene Blutarmut und Abmagerung steigerte sich natürlich die Neigung zu jenen Anfällen und wie er die ersten Keime zu jenen Angstanfällen wahrscheinlich seiner harten Erziehung verdankt, so erwarb er sich nun im Kloster zwei andere schwere Krankheiten hinzu, die ihn dann sein ganzes Leben hindurch gequält haben. Das Fasten, das er oft über mehrere Tage ausdehnte, führte eine Trägheit der Verdauungsorgane herbei, die ihn zeitweise bis zur Verzweiflung brachte und Schmerzen und Kongestionen aller Art zur Folge hatte, und indem er bei seinen tagelangen Gebetsübungen alle körperlichen Bedürfnisse missachtete, erkrankte seine Niere, so dass er wahrscheinlich schon seit 1521 am Stein litt, wozu dann, wie gewöhnlich, in höheren Jahren noch die Gicht hinzutrat [2]). Dass er von seiner Askese im Kloster nicht zu viel erzählt, beweisen nicht nur diese Folgeleiden, sondern auch die skelettmässige Hagerkeit der früheren Bilder, die wir von ihm besitzen, aus einer Zeit, in der er doch nur noch ausnahmsweise sich solche Exercitien zumutete. Namentlich der mechanische Dienst der „sieben Zeiten“ wurde ihm verderblich. Über dem Lesen, Schreiben, Predigen versäumte er häufig die Horen und schloss sich dann den Sonnabend ein, „blieb ungessen den Mittag und auf den Abend“ und betete den ganzen Tag über, um das Versäumte nachzuholen [3]). Aber auch nach einer andern

1) E. A. 59, 339; vgl. 325.

2) Vgl. Küchemeister, Luthers Krankengeschichte. Leipzig 1881.

3) E. A. 59, 21.

Digitized by Google

Seite hin war ihm die Äusserlichkeit des Mönchsdiensts schädlich, weil seine Melancholie in jedem Versäumnis der tausend Kleinigkeiten, aus denen er sich zusammensetzte, neue Nahrung fand. Verliess er die Zelle ohne Scapulier, war die Kleidung nicht ganz in Ordnung, kam er zu spät zu den Horen, so genügte das, ihm den Tag zu verderben[1]). Namentlich die schwierige Kunst, Messe zu lesen, ohne etwas auszulassen oder unrichtig zu machen, erwies sich als eine reiche Gelegenheit zu innern Verstimmungen. Er quälte sich, ob er nicht in Sünden sei und würdig der heiligen Funktion und dass er nichts auslasse mit den Schirmschlägen und dem Gepränge[2]). „Marge, Gottes Mutter, wie waren wir mit der Mess geplagt und sonderlich mit den Kreuzen! Herr Friedrich Mecum hat mir oft gesaget, er hab sie sein Lebtage nicht können machen. . . Sie machten Etlichen so bange mit den verbis consecrationis, sonderlich denen, die fromm waren und es ihnen Ernst war, dass sie ganz und gar zitterten, wenn sie die Worte sagten: Hoc est corpus meum, denn die musste man pronuntiiren sine ulla haesitatione. Wer stammerte oder ein Wort aussen liess, der hatte eine grosse Sünde gethan. Dazu musste er die Wort lesen ohne alle frembde Gedanken und also, dass er's allein hörete und die umbher waren nicht“[3]). Für ein zum Grübeln geneigtes Gemüt wurde so die höchste Funktion des Priesters zu einer Quelle der Bedrängnis und in dem geheimnissvollen Augenblick, in dem der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, an die Stelle des Brotes tritt, das der Priester in der Hand hält, entsetzt sich Luther oft so, dass ihm der Schweiss ausbricht und er kaum die Kraft fühlt, die heilige Handlung zu Ende zu führen, ja schon der Anblick der Monstranz erweckt ihm Zittern[4]). Ende dieses Gemütsleidens konnte nur immer tiefere Umnachtung sein. Je mehr er über sich reflektierte, um so tiefer erschien der Abgrund, in den er versank. Vorwurf sprosste aus Vorwurf und im Kloster war niemand, der begriff, was ihn eigentlich quäle? So bricht er in die rührende Klage aus: „Allen denen ich es klage, die sagen ich weiss nicht, bin ich's denn alleine, der so traurig im Geiste sein muss und angefochten werden? Oh ich sah gräuliche Gesichte und Spückniss“[5]). Wenn seine Klosterbrüder seine Anfechtungen nicht kennen und der Beichtvater spricht:

1) Tischreden, Förstemann 3, 238.
2) E. A. 60, 401.
3) E. A. 59, 98.
4) E. A. 58, 140. Tischreden von Förstemann. 3, 336 f.
5) E. A. 60, 108.

Digitized by Google

„Ich verstehe Euch nicht", so liegt das eben daran, dass diese Ängste gegenstandlos waren und von dem Krampfe in seinen Arterien und der Verstimmung seiner gepeinigten Nerven ausgingen. Auch wenn die Anfälle vorüber waren, begleitete ihn eine seltsame Hoffnungslosigkeit. „Stets ging ich traurig und niedergeschlagen einher und konnte meine Schwermuth nicht abschütteln", schreibt er später einem ähnlich heimgesuchten jungen Manne [1]). Er glaubte, Gottes Zorn ruhe auf ihm und seine Angstfrage war, „was soll ich thun, dass ich einen gnädigen Gott kriege?" Seine Seele zerrieb sich in Zweifeln und sein von inneren Zerwürfnissen abgehetztes Gemüt erschrack auch vor dem, was Andere tröstete. So hatte er „Leiden und Marter am Herzen und Gewissen" und fand, dass der Seelen Leiden das allergrösste sei. „Ich bin oft für den Namen Jesu erschrocken, und wenn ich ihn anblickte am Kreuze, so dünkte mich, er war mir als ein Blitz, und wenn sein Name genennet werde, so hätte ich lieber den Teufel hören nennen, denn ich gedachte, ich müss so lang gute Werk thun, bis Christus mir dadurch zum Freunde und gnädig gemacht wurde. Im Kloster gedacht ich nicht an Geld, Gut oder Weib, sondern das Herz zitterte und zappelte, wie Gott mir gnädig würde? Denn ich war vom Glauben abgewichen und liess mich nicht anders dunken, denn ich hätte Gott erzürnet, den ich mir mit meinen Werken wieder versöhnen müsste" [2]). „Christum kannte ich nicht mehr denn als einen gestrengen Richter, für den ich fliehen wollt, und doch nicht entfliehen kunnte" [3]). Nur mit Schaudern konnte er jenes Tages gedenken, an dem er zum Gerichte erscheinen werde. „Ich hätte viel lieber von allen Teufeln in der Hölle gehört, denn von dem jüngsten Tag" [4]). Ja er warf endlich einen Hass auf diesen Christus: „Ich ward ihm so feind, dass, wenn ich sein Gemälde oder Bildniss sah, wie er am Kreuze hing, so erschrack ich dafür und schlug die Augen nieder. Denn mein Herz war gar vergift mit dieser papistischen Lehre, dass ich mein Westerhembd besudelt hätte . . . So war aus Christo dem Heiland ein Teufel worden". „Darumb", fährt er fort, „ist man Marien unter den Mantel gekrochen, zu den Heiligen Wallfahrt gegangen, dieses und jenes gethan" [5]). Geängstet von den Flammenaugen des Weltrichters wendete er sich an die Mutter Gottes. Die einundzwanzig

1) Brief an Weller, 6. November 1530.
2) E. A. 45, 156.
3) E. A. 31, 279.
4) E. A. 51, 146.
5) E. A. 44, 127.

Digitized by Google

Nothelfer teilte er in sieben Gruppen und rief täglich drei mit Namen inbrünstig an, so dass er am Ende der Woche keinen versäumt hatte[1]). Dazu aber that er an mönchischen Werken so viel er konnte. „Täglich", erzählt er, habe er „Messe gehalten, und mich so mit Beten und Fasten geschwächt, dass mein nicht lange sollt gewest sein, wenn ich darin blieben wäre"[2]). „Wie hab ich mich zuarbeitet und gemartert mit Fasten, Wachen, Beten"[3]). Unbedeckt lag er in der kalten Zelle, „dass ich allein für Frost möcht gestorben sein und mir so wehe gethan, als ich nimmermehr thun will, ob ich gleich könnte. Was hab ich damit gesucht Anderes denn Gott? Der da sollte ansehen, wie ich meinen Orden hielte und so streng Leben führte; ging also immer im Traum und rechter Abgötterei"[4]). Vorübergehend fühlte er wohl auch ein mal den Stolz, nun Genugthuung geleistet zu haben . . . Er hatte dem Prior gehorcht, sich den Brüdern gefügt, Messe, Gebete, Fasten gehalten und sich rein gebadet im Werkdienst[5]). Seine Seele schwang sich auf und er glaubte unter den Chören der Engel zu schweben, da schlug alsbald die Stimmung um und er gewahrte, dass er sich unter den Teufeln befinde[6]). „Ich hätte mich gern gefreut der herrlichen That, dass ich ein so trefflicher Mensch wäre, der sich selb durch sein eigen Werk, ohn Christus Blut, so schön und heilig gemacht hätte, so leichtlich und so balde, der sich selbs künnt heilig machen und den Tod fressen sampt dem Teufel. So wollt' es doch den Stich nicht halten. Denn wo nur ein klein Anfechtung kam vom Tod oder Sünde, so fiel ich dahin, und fand weder Taufe noch Müncherei, die mir helfen möcht . . . . . Da war ich der elendst Mensch auf Erden. Tag und Nacht war eitel Heulen und Verzweifeln, dass mir niemand steuern möcht"[7]). Als er so sah, dass all sein Ringen und Beten vergeblich sei, fing er an Gott zu hassen. Wenn das ganze Gesetz Gottes nur vergebliche Plage sei, so wollte er, es wäre gar kein Gott. Noch später pflegte er zu sagen, das sei die schlimmste Anfechtung, „da man nicht weiss, ob Gott Teufel oder Teufel Gott ist"[8]). „Du bist nicht mein Gott, sondern bist der leidige Teufel, und gewollt ich, dass gar kein

1) Rebenstock, Colloquia. II, 13.
2) E. A. 49, 300.
3) E. A. 49, 314.
4) E. A. 49, 27.
5) E. A. 48, 263.
6) Op. exegetica 23, 401.
7) E. A. 31, 279.
8) E. A. 61, 197.

Digitized by Google

Gott wäre“ [1]), solche Lästerung nennt er selbst das notwendige Ende alles Werkdienstes. Aber auf Ausbrüche dieser Art folgte dann mit psychologischer Notwendigkeit der Schrecken über sich selbst und schliesslich die dumpfe, trostlose Gewissheit, ein Kind des Zornes zu sein.

In diesen Abgründen seelischer Verzweiflung hin und wieder gehetzt, hatte er nur einen Trost, den Beichtstuhl. Mit tiefer Dankbarkeit gedenkt er da seines Novizenmeisters, oder Pädagogen [2]), der ihn nicht nur mit passender Lektüre versah, sondern mit seinem einfachen christlichen Worte ihm mehr als einmal das Herz im Innersten traf. „Was machst Du, mein Sohn?“ sagte der ihm, „weisst Du nicht, dass der Herr uns geboten hat zu hoffen?“ Und Luther bekennt, dass ihn das Wort „geboten“ seltsam bewegt habe, da er es zuvor für verwegen gehalten hätte, noch irgend welche Hoffnung zu haben. Beichtete er ihm seine eingebildeten Sünden, so sagte er: „Du bist ein Thor, Gott zürnt Dir nicht, Du zürnst mit ihm“. Oder er verwies ihn darauf, dass er ja im Credo täglich spräche: „Ich glaube an die Vergebung der Sünden“, so solle er auch glauben. Ein Artikel des Glaubens sei so verpflichtend wie der andere [3]). Das schaffte wohl für eine Weile Ruhe. Aber anderseits erzählt Luther mehrfach, wie auch die Beichte wieder ihm zur Quelle neuer Grübeleien geworden sei. Hatte er auch alle Sünden gebeichtet? Hatte er auch wirklich Reue gefühlt? Und wieder begann Zweifel aus Zweifel, Vorwurf aus Vorwurf zu spriessen.

So fand ihn Staupitz, der Generalvikar der reformierten Augustinerkongregation, als er bei einer Visitationsreise auch den Erfurter Konvent besuchte. Der menschenfreundliche Prälat nahm Interesse an dem bleichen und abgehärmten Mönche. Ein feinsinniger, vornehmer Herr und erfahrener Klosterfürst, wusste er das innere Leben und die geistige Bedeutung des jungen Asketen zu würdigen. Der kontemplative, zur Mystik neigende Theologe, dessen Züge von Menschenfreundlichkeit und gutmütigem Humor leuchten, hatte gerade die rechte Art, Luthers kranke Erregung zu beschwichtigen, indem er alles scheinbar leicht nahm und doch das Tiefste dabei geistvoll berührte. Mit dem feinen Takt, den wahre Teilnahme lehrt, ging er auf Luthers Seelenzustände ein. Ihn interessierte dieser bleiche junge Mönch mit den tiefsinnigen Augen und seinem wundgeriebenen Gemüt. Mochte doch der welterfahrene Aristokrat manchen Standesgenossen kennen, der aus einem Leben voll Blut und

1) E. A. 46, 73.
2) Briefe. De Wette IV, 427.
3) E. A. 59, 75. 83. Melanchth. Corp. ref. 6, 155.

Digitized by Google

Verbrechen nicht so viel Wesens machte als dieser Mönch aus seinen „Puppensünden". Er hörte Luthers Beichte, dann sprach er wie die Brüder im Kloster: „Magister Martine, ich verstehe Euch nicht". Der letzte Grund der Schwermut war eben unverständlich, weil er körperlich war. Wenn Luther klagte, dass seine besten Vorsätze zu Schanden würden und er am Tage nicht halte, was er am Morgen Gott gelobt, sagte Staupitz leichthin, er nehme sich gar nichts mehr vor und habe es seit lange aufgegeben, etwas zu geloben. „Ich hab Gott mehr denn tausendmal gelogen, dass ich wollt fromm werden, und hab's nie gethan. Darumb will ich mirs nicht fürsetzen, dass ich fromm will sein, denn ich sehe wohl, ich kann's nicht halten, ich will nimmer lügen"[1]). So solle es Luther auch machen. Gemeint war das im Sinne der gelassenen Gelassenheit des Mystikers, der auch die Versuchungen ausduldet und mit seiner Natur Geduld hat. Klagte ihm Luther seine Pein, so erwiderte Staupitz: „Ich habe solche Anfechtungen niemals gefühlt, aber so viel ich verstehe und merke, sind sie euch nöthiger als Essen und Trinken, und sie beweisen, dass Gott Besonderes mit Euch vorhat"[2]). Klagte der eifrige Mönch über das Wesen dieser Welt, so meinte der Staatsmann lächelnd, der Weisheit letzter Schluss sei, zu wissen, dass es in dieser Welt nirgends recht zugehe[3]). Bekannte ihm Luther seine Furcht, er sei kraft des ewigen Ratschlusses zum Verderben prädestiniert, so sagte ihm Staupitz: „Schaue auf die Wunden Jesu, dort steht geschrieben, wozu Du prädestiniert bist. Dazu hat Gott seinen Sohn gegeben, dass er für Dich genugthue. Du glaube daran. Wenn man der Lehre der Vorherbestimmung nachhänget und will viel disputiren, so schwindet Christus, Sacrament und alles Heil, ja Gott erscheint mir dann als Bösewicht und Stockmeister. Darum halte Dich an Christus, dort liegen alle Schätze verborgen"[4]). Es war die beschauliche Andacht mittelalterlicher Mystik, die aus Staupitz redete. Statt zu grübeln und zu zergliedern, geniesst sein Gemüt die erbauliche Vorstellung und bescheidet sich, dass der Zusammenhang und der tiefere Grund der göttlichen Ratschlüsse uns in einem andern Leben aufgehen werde. „Im Uebrigen hat Gott das Regiment an sich genommen, dass nicht jedermann stolzieren möge. Das bedeutet das Wort: vinea mea coram me est"[5]). Anfech-

1) E. A. 48, 201. Tagebuch des Cordatus. Halle 1885. S. 260 f.

2) Brief an Weller 6. November 1530. De Wette 4, 187. Tischreden nach Schlaginhaufen ed. W. Preger. Leipzig 1888. p. 9, 19.

3) Tagebuch des Cordatus. Halle 1885. S. 73.

4) E. A. 60, 161. Tagebuch des Cordatus 205. Schlaginhaufen 75. 135.

5) Analecta nach Mathesius ed. Loesche, p. 385.

Digitized by Google

tungen, die uns schrecken, kommen nie von Gott, sondern vom Teufel. „Christus schrecket nicht, sondern tröstet nur“ [1]). Wenn auch diese Worte Luthers Zweifel mehr beschwichtigten als widerlegten, so that doch die teilnehmende Gesinnung seines obersten Vorgesetzten dem wunden Herzen des jungen einsamen Mönches unsäglich wohl. Zum ersten mal erfuhr Luther, was Vaterliebe sei und mit wahrhaft kindlichem Vertrauen schloss er sich an den älteren Mann. Auch brieflich durfte er sich ihm mitteilen. Einmal schreibt er ihm: „O meine Sünde, Sünde, Sünde!“ Staupitz aber antwortet: „Um solcher Puppensünden willen ist Christus nicht gestorben“. Wenn aber Luther darauf beharrt, ein schwerer Sünder zu sein, so erwidert er: Christus sei auch kein erdichteter Heiland, sondern sei gestorben für wahrhaftige Sünder. „So gewöhnt Euch daran, dass Ihr ein wahrhaftiger Sünder seid. Die Erlösung ist kein Schattenspiel“. Oder er bringt den Gegensatz des Glaubens und des Werkdiensts in den Sinnspruch: „Es ist ein grosser Berg, dicit lex. Ich will hinüber, dicit praesumptio. Du kanst nit, dicit agnitio peccati. So will ich's lassen, dicit desperatio. So wirkt das Gesetz Anmassung oder Verzweiflung“ [2]). Ein andermal sagt er ihm, es sei keine wahre Busse als die, die aus der Liebe Gottes und seiner Gerechtigkeit herfliesse und darum sei sie selbst der Anfang der Gerechtigkeit. Dies Wort, schreibt Luther später (30. Mai 1518) an Staupitz, habe in seiner Seele gehaftet wie der Pfeil eines Gewaltigen [3]). Er las nun die paulinischen Briefe mit diesem Trost im Herzen. „Da ward ich froh, denn ich lernte und sah, dass Gottes Gerechtigkeit besteht in seiner Barmherzigkeit, durch welche er uns gerecht achtet und hält: da reimte ich Gerechtigkeit und Gerechtsein zusammen und ward meiner Sache gewiss“. Seine Bekehrung war vollendet. Die Anfechtungen freilich blieben auch jetzt nicht ganz aus, aber Staupitz, der erfahrene Klosterregent, wusste, was hier not that. Er sah eine gewaltige geistige Kraft, die sich in sich selbst verzehrte, weil ihr der Raum fehlte, sich zu entfalten. Darum galt es, Luther Arbeit zuzuweisen, ihn zu zwingen, sich seiner Fähigkeiten bewusst zu werden. Sah der Kranke den Erfolg, so schwand der Kleinmut ganz von selbst. Also fort in andere Luft, zu grossen Aufgaben! Staupitz hatte auf Bitten Friedrichs des Weisen das theologische Dekanat der 1502 gegründeten Universität Wittenberg an der Elbe übernommen. Nun berief er Luther im Jahre 1508 in den Wittenberger Konvent an

1) E. A. 58, 141.
2) Analecta Luth. nach Mathesius, ed. Löscher. Gotha 1892, S. 203.
3) 30. Mai 1518.

Digitized by Google

seine Seite. Bruder Martin war Magister der freien Künste. Also musste er Dialektikt und Physik lesen. Nichts war ihm mehr zuwider[1]). Sein Groll gegen Aristoteles, „den Esel", „den Teufel", ist ergötzlich genug, aber Staupitz wusste, warum er den Grübler zunächst bei formalen Aufgaben und der Naturlehre des Aristoteles festhielt. Bald aber befahl er ihm zu predigen. „Herr Doctor, ihr bringt mich um, ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben", jammerte der Kleinmütige. „Gut", erwiderte Staupitz gelassen, „Unser Herr Gott hat grosse Geschäfte und braucht droben im Himmel auch kluger Leute"[2]). Und Luther predigte, erst in der ärmlichen Klosterkirche und bald in der Stadtkirche und aus dem zagen Klosterbruder wurde ein souveräner Herrscher der Kanzel. Am 9. März 1509 wurde er dann zu dem ersten theologischen Grad eines baccalaureus tanquam ad biblia zugelassen. Das war die erste Erlösung vom Aristoteles und voll Begier stürzte er sich nun auf Paulus und Augustin. Aber schon in Erfurt sass er dem Vikar zu viel über der Bibel[3]) und Staupitz war ein weiser Arzt. Ehe sein Patient sich in neue Probleme festgefahren hatte, schickte er ihn nach Erfurt zurück, sei es, um dort eine Lücke auszufüllen, sei es zum Eingreifen in die dortigen Klosterhändel, die eine Wendung gegen Staupitz genommen hatten. An äusserem Anlass hat es bei dem vielfachen Hin- und Herschicken Luthers in dieser Periode nie gefehlt, dennoch wird man darin auch Staupitzens Fürsorge für Luther erkennen dürfen, durch welche er den Melancholiker vor sich selbst beschützte, indem er ihm die wichtigsten Aufgaben anvertraute. So durfte im Herbst 1511 der Achtundzwanzigjährige den in wichtiger Mission nach Rom reisenden Doctor Johann von Mecheln nach Italien begleiten und als er zurückgekehrt war, sagte ihm Staupitz unter dem Birnbaum im Klostergarten, um den später Luthers Kinder spielten: „Domine Magister, nun müsst Ihr Doctor werden, so kriegt Ihr etwas zu schaffen"[4]).

Luther selbst hat sein Leben lang anerkannt, dass er dem trefflichen Manne seine geistige Rettung, ja sein Leben verdanke. Noch als Sechszigjähriger schrieb er dem Grafen Albrecht zu Mansfeld, der an der Lehre von der Gnadenwahl Anstoss nahm, auch er habe einst in diesen Nöten gestecket „und wo Doctor Staupitz oder vielmehr Gott durch Doctor Staupitz mir nicht herausgeholfen hätte, so wäre ich darin

1) Brief an Braun vom 17. März 1509.

2) Tagebuch des Cordatus, S. 390 f. Lauterbachs Tagebuch, ed. Seidemann, p. 102 f.

3) Lauterbachs Tagebuch, ed. Seidemann 1872. p. 36.

4) Tagebuch des Cordatus, p. 78.

Digitized by Google

ersoffen und längst in der Hölle". Und ebenso treu bekennt er sich zu seinem geistlichen Vater und Retter in einem der letzten Briefe seines Lebens, indem er dem Kurfürsten eine nahe Verwandte des seligen Generalvikars empfiehlt, „welchen ich rühmen muss, wo ich nicht ein undankbarer, päpstlicher Esel sein will".

Digitized by Google

Kleine Beiträge zur Goethe-Biographie.

Von

B. Erdmannsdörffer.

1.

Goethe in Heidelberg und die Familie Delph.

Goethe ist in verschiedenen Perioden seines Lebens in Heidelberg gewesen, in jungen und in alten Jahren. Die lebendigste Erinnerung haftet an dem Herbstbesuch im Jahr 1814, der besonders den Boisserée's und ihrer Gemäldesammlung galt und an den von der Dichtung verklärten Suleika-Tagen im September und Oktober 1815. In früheren Jahren hat sich wiederholter Aufenthalt immer nur auf wenige Tage erstreckt. Auf der Reise nach Italien wurde Heidelberg nicht berührt; auch Hin- und Rückweg bei der „Campagne in Frankreich" führten den Dichter nicht an den Neckar. Dagegen verweilte er auf der Rückreise von der Belagerung von Mainz im August 1793 mehrere Tage in Heidelberg, und vier Jahre später folgte auf der Reise in die Schweiz wieder ein kurzer eintägiger Aufenthalt, dem wir die in ihrer knappen Gedrängtheit so sinnvolle Beschreibung von Stadt und Landschaft im Reisetagebuch von 1797 verdanken.

Eine viel wichtigere Stelle in der Lebensgeschichte Goethe's aber nehmen die vier oder fünf Tage ein, die er im Herbst 1775 in Heidelberg zubrachte. Das waren recht eigentlich Schicksalstage. Zwei weit auseinander führende Lebenswege lagen damals vor ihm. Hier traf er die Wahl, und von Heidelberg aus trat er die Reise — nach Weimar an, die über so vieles entschied.

Das Jahr 1775 war für den sechsundzwanzigjährigen Dichter eine Zeit tiefster leidenschaftlicher Erregtheit. Die abgeklärte Ruhe später Rückschau in „Dichtung und Wahrheit" giebt nicht ganz den stürmischen Eindruck wieder, den wir aus den Briefen und Gedichten jener Zeit

Digitized by Google

empfangen; „es waren", schreibt er im Oktober an Bürger, „die zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischsten drei Vierteljahre, die ich in meinem Leben gehabt habe; was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold — wie soll ich sie nennen — zum Neujahrsgeschenk von 75 gereicht".

Im Mittelpunkt aller dieser Verwirrungen und Seelenkämpfe stand das Verhältnis zu Lili Schönemann. Im Dezember 1774 hatte Goethe sie kennen gelernt; ein Vierteljahr später folgte, durch eine vermittelnde Freundin in etwas forcierter Weise herbeigeführt, eine Art von halbofficieller Verlobung. Aber zur Lösung der äusseren und inneren Schwierigkeiten, die der Verbindung von Anfang an im Wege standen, führte dieser Schritt nicht: lange Monate kamen voll jäher Wechsel zwischen hingerissenem Liebesglück und zehrendem Zweifel, zwischen Eifersucht und Gleichgiltigkeit, Flucht und Wiederkehr; die doch tiefgegründete Leidenschaft des Dichters für die Geliebte vermochte über das Gefühl nicht hinwegzukommen, dass eine volle Harmonie des Daseins aus der Verbindung mit Lili ihm nicht erblühen könne. Neue befreiende Eindrücke werden gesucht: die Sommerreise in die Schweiz[1]) mit den Brüdern Stolberg und dem Grafen Haugwitz, an deren Stelle dann unterwegs Passavant trat, war ein erster Fluchtversuch — der Heimkehrende erlag dem alten Reiz und dem alten Zweifel. Dann wieder neue Wochen des Hangens und Bangens, des Anziehens und Abstossens, voll aufregender Zerstreuungen bei innerer Zerrissenheit, in vielseitigstem Menschenverkehr, mit reicher dichterischer Produktion, den Faust und den Egmont gleichzeitig im Kopfe.

Endlich erreicht doch der Prozess der langsamen Lockerung und Lösung sein Ende. Äusserlich, wenn auch noch nicht sogleich innerlich, erfolgte die Trennung von Lili, und es erschien nun angezeigt, durch eine längere Abwesenheit von Frankfurt die Überleitung in den gegebenen neuen Zustand zu erleichtern. Der Vater Goethe, dem ebenso wie der Mutter die Aussicht auf eine eheliche Verbindung des Sohnes mit der „Staatsdame" aus einem anderen gesellschaftlichen Kreise von jeher wenig Vertrauen eingeflösst hatte, kam jetzt gern auf einen alten Lieblingsgedanken zurück: eine Reise nach Italien sollte Wolfgang unternehmen, nach dem Lande, das er selbst einst in jungen Jahren gesehen und von dem eine Fülle schimmernder Erinnerungen ihn durch die

1) Auch auf dieser Reise, wenn wir vollständig sein wollen, verweilte Goethe einen Tag in Heidelberg, 16./17. Mai 1775.

Digitized by Google

Einförmigkeit seines ganzen Lebens begleitet hatte; er entwarf einen Reiseplan, für Geld und Kreditbriefe war gesorgt, auch eine kleine Reisebibliothek zusammengestellt, um unterwegs und an Ort und Stelle die beste Information zur Hand zu haben.

Wie hätte die Aussicht auf eine erste Romfahrt den jungen Goethe nicht bestricken sollen? Er begann sich ernstlich mit dem Gedanken an die italienische Reise zu beschäftigen.

Aber es stand nicht in den Sternen geschrieben, dass seine Augen schon jetzt die Welt des Südens schauen sollten. An seinem Firmament war ein neues Gestirn aufgegangen, das nach Norden wies — Karl August von Weimar.

Die erste Begegnung Goethe's mit ihm hatte im Dezember 1774 in Frankfurt stattgefunden, als der jugendliche Erbprinz mit seinem Bruder Konstantin und dessen Erzieher Knebel auf der Reise nach Paris dort verweilte; einige Monate später (Mai 1775) ein neues Zusammentreffen in Karlsruhe, als Karl August von Paris zurückkehrte und Goethe auf der erwähnten Schweizerreise begriffen war. Schon hier erfolgte vielleicht eine Aufforderung zum Besuch in Weimar. Einige Monate später trat der achtzehnjährige Herzog die Regierung seines Landes an und begab sich gleich darauf nach Karlsruhe zur Feier seiner Hochzeit mit der Prinzessin Luise von Hessen; erneutes Wiedersehen in Frankfurt, und als am 12. Oktober Karl August mit seiner jungen Gemahlin auf dem Heimweg dort eintraf, wurde von beiden die Einladung nach Weimar dringend wiederholt und von Goethe bereitwillig angenommen. Es wurde die Verabredung getroffen, dass der Kammerjunker von Kalb in einigen Tagen mit einem herzoglichen Reisewagen in Frankfurt eintreffen und den Gast nach Weimar geleiten sollte.

Damit schien nun die italienische Reise auf unbestimmte Zeit vertagt; sie trat im Geiste Goethe's zunächst zurück vor dem Reiz einer neuen Welt anderer Art, die sich verheissungsvoll vor seinen Augen aufthat. Menschen, Verhältnisse aus einer bisher ungekannten Region sollten in günstigster Nähe kennen gelernt, die Freundschaft eines anziehenden Fürstenpaares genossen, das Leben eines Hofes erprobt werden, der schon jetzt an namhaften Persönlichkeiten reich war. Nicht auf dauernde Niederlassung war es abgesehen, sondern nur auf kürzeren oder längeren Besuch; so konnte die Fahrt nach Italien unbedenklich verschoben werden.

Auch jetzt aber noch neue Zweifel und Hindernisse, und eben sie waren es, die Goethe wieder in Berührung mit Heidelberg brachten.

Digitized by Google

Der Dichter selbst hat die Episode mit lebensvoller Ausführlichkeit erzählt; sein Bericht darüber bildet den Schluss von „Dichtung und Wahrheit"; es genügt, hier nur an die Hauptzüge zu erinnern.

Durch eine Reihe von Zufälligkeiten verzögerte sich das Eintreffen des mit der Geleitung Goethe's nach Weimar beauftragten Kammerjunkers von Kalb in Frankfurt. Der verabredete Termin verstrich, aufklärende Nachricht lief nicht ein, und besonders in den Augen des über die neue Entschliessung des Sohnes überhaupt etwas missvergnügten Vaters gewann es den Anschein, als wolle das Ganze auf eine geringschätzige Mystifikation, auf einen „lustigen Hofstreich" hinauslaufen, den die hohen Fürstlichkeiten sich mit dem jungen Frankfurter Doktor, vielleicht zur Strafe für begangene „Unarten", erlaubt hätten. Um dem peinlichen Zustand des Wartens, nach schon überall genommenem Abschied, ein Ziel zu setzen, verlangte er die Bestimmung einer Frist von einigen Tagen, nach deren Ablauf ohne eingetroffenen Bescheid dann sofort die Reise nach Italien angetreten werden sollte. Auch dieser Termin ging vorüber, ohne dass der Weimarische Hofmann oder irgend eine Botschaft von ihm erschien, und am folgenden Tag machte sich nun der Romfahrer wider Willen wirklich auf den Weg, nicht ohne ein Gefühl der Enttäuschung und der Empfindlichkeit, aber doch noch immer mit der stillen Hoffnung im Herzen, dass die ganze Verwickelung auf einem Missverständnis beruhe und rechtzeitig sich noch alles aufklären werde.

Er beschloss daher noch einige Tage in Heidelberg Halt zu machen, wo er hoffen konnte, dem von Karlsruhe her erwarteten Kammerjunker mit dem Reisewagen zu begegnen; aber einer Verwirrung entronnen, fiel er hier sofort in eine neue.

Goethe pflegte, wenn er nach Heidelberg kam, Quartier zu nehmen bei einer alten Freundin der Schönemann'schen Familie, die neuerdings auch mit dem Goethe'schen Hause in freundschaftliche Beziehung getreten war, der „Demoiselle" Dorothea Delph, die hier Inhaberin eines kaufmännischen Geschäftes war. Es war eben diese Freundin gewesen, die bei der Verlobung mit Lili die Rolle der Vertrauten und Schicksalsmacherin gespielt hatte; sie hatte ihn jetzt ausdrücklich nach Heidelberg eingeladen, und der noch immer herzwunde Dichter gedachte wohl mit ihr noch einmal alle die Freuden und Leiden der verflossenen Monate durchzusprechen. Aber für solche gefühlvolle Zwiesprache fand er bei der praktischen Dame keine Stimmung; sie hatte offenbar bereits ihren Strich gemacht unter das, was sie als abgethan betrachtete, und war vielmehr auf die Zukunft ihres jungen Freundes bedacht als auf sentimentale

Digitized by Google

Rückblicke. Sie hatte schon ihre fertigen Pläne im Kopf — wir kommen darauf weiterhin noch zurück — und war daher mit dem noch immer in halber Hoffnung festgehaltenen Weimarischen Projekt ihres Schützlings durchaus nicht einverstanden: zunächst sollte er die Reise nach Italien ausführen, sich dort als Kunstkenner ausbilden, und inzwischen werde „man" hier und in Mannheim für ihn arbeiten, so dass bei seiner Rückkunft sich eine geeignete Anstellung, etwa am kurpfälzischen Hofe in Mannheim, wohl ergeben werde; auch einen angemessenen Ersatz für Lili, eine anmutige junge Dame aus guter Familie, hatte die Sorgsame bereits ins Auge gefasst.

Es war Goethe offenbar nicht ganz wohl dabei zu Mute, als die thatkräftige Freundin so resolut die Sorge für seine Zukunft in die Hand zu nehmen sich anschickte. Auch der Verdacht stieg ihm wohl auf, dass ihr Eifer vielleicht nicht ganz frei von dem Hinblick auf eigene, ihm ganz fremde Interessen sein möchte; aber er lehnte es nicht völlig ab, sich mit den ihm vorgetragenen Plänen zu beschäftigen. Ein paar schöne Heidelberger Herbsttage — die Weinlese war eben im Gang — wurden so verbracht, „elsassische Gefühle" lebten wieder auf, und an angenehmer Geselligkeit fehlte es nicht — endlich musste doch an den Aufbruch gedacht werden. Noch am letzten Abend setzte die Delph eindringlich und ausführlich Goethe ihre Zukunftspläne für ihn auseinander, erst gegen ein Uhr Nachts trennte man sich. Bald darauf wurde er durch das Horn eines reitenden Postillons aus dem Schlafe geweckt, der vor dem Hause hielt und einen Brief überbrachte. Es war die so lange vergeblich erwartete Botschaft des Weimaraners; Kalb hatte unvorhergesehene Verzögerungen erfahren und war dann, ohne Heidelberg zu berühren, über Mannheim nach Frankfurt gereist; hier erfuhr er zu seinem Schrecken, dass der junge Gastfreund seines Herzogs bereits abgereist war und beeilte sich, ihn durch Brief und Stafette noch in Heidelberg einzuholen, was auch glücklich gelang.

Alle Missverständnisse der jüngstvergangenen Tage waren nun auf die einfachste Weise aufgeklärt. Nach kurzem Besinnen fasste Goethe seinen Entschluss; einen Augenblick noch lockte das Zauberwort Italien, aber als der stärkere Magnet zeigte sich Weimar; er entschied sich, sofort dahin aufzubrechen. Einen harten Strauss hatte er noch mit der Freundin Delph zu bestehen, die durch den unwillkommenen Zwischenfall dieser Botschaft alle ihre sorgsam aufgebauten Pläne zusammenstürzen sah. Bis zum letzten Augenblick, als schon der Postwagen vor der Thür stand, suchte sie ihn zu überreden und zurückzuhalten; fast

Digitized by Google

mit Gewalt riss Goethe sich los und rief ihr „leidenschaftlich und begeistert" zuletzt die Worte Egmonts zu: „Kind, Kind! Nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefasst, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiss es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!"

Mit dieser pathetischen Scene, die wohl nicht gerade streng historisch zu nehmen ist, schliesst die Erzählung von „Dichtung und Wahrheit"; wir haben über den Vorgang keinen anderen Bericht.

Dieser inhaltreiche Aufenthalt Goethe's in Heidelberg kann nur etwa vier Tage gewährt haben. Der Dichter war von Frankfurt am Morgen des 30. Oktober 1775 abgereist und schon am 7. November traf er in Weimar ein; es können auf Heidelberg nur etwa die Tage vom 30. Oktober abends bis zum Morgen des 4. November fallen [1]). Goethe selbst hat sie als wichtige Entscheidungstage in treuem Gedächtnis behalten; der warme Ton bezeugt es, womit in „Dichtung und Wahrheit" von ihnen erzählt wird, und als im Herbst 1815 Goethe mit Sulpiz Boisserée von Karlsruhe nach Heidelberg fuhr, da trat ihm unterwegs die Erinnerung an jene alten Tage wieder lebendig vor die Seele, und er erzählte dem Freunde, wie einst, vor nun gerade vierzig Jahren, Karl August ihn von hier durch eine Stafette habe abholen lassen [2]).

In diesem Zusammenhang erscheint nun vielleicht der Wunsch nicht ungerechtfertigt, etwas Näheres über jene Heidelberger Freundin unseres Dichters zu erfahren, die bei seiner Verlobung eine wichtige Rolle gespielt hatte und die auch wieder in den geschilderten kritischen Tagen den Versuch machte, einen massgebenden Einfluss auf die fernere Gestaltung seines Lebens auszuüben.

Ich stelle im Folgenden zusammen, was ausser den Angaben Goethe's in „Dichtung und Wahrheit" darüber ausfindig zu machen war.

Die Familie Delph hatte sich erst vor einigen Jahrzehnten in Heidelberg niedergelassen. Im Jahr 1748 richtete Georg Wilhelm Delph,

1) Die Chronologie ergiebt sich aus dem Fragment des Reisetagebuchs, das A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786 (2. Auflage 1857) S. 157 ff. zuerst mitgeteilt hat (jetzt auch in der Weimar. Ausg. III. Abth. 1 S. 8 ff.); unsicher bleibt dabei, ob Goethe noch in der Nacht des 30. Oktober oder erst am folgenden Morgen nach Heidelberg gelangte.

2) Sulpiz Boisserée I. 288, zum 5. Oktober 1815.

Digitized by Google

aus dem Hessen-Rheinfelsischen St. Goar gebürtig, an die Stadt das Gesuch, ihn „bürgerlich aufzunehmen", da er die Absicht habe, „sich zur Krämerei und Handelschaft zu qualificiren"; und da er den dafür vorgeschriebenen Besitz von 1000 Rth. bar aufweisen konnte, auch Geburtsbrief und Lehrbrief in Ordnung waren, so wurde das Niederlassungsgesuch von dem Magistrat befürwortet und von der Regierung gewährt[1]).

Es ist nicht ersichtlich, von welcher Art das von Georg Wilhelm Delph eröffnete kaufmännische Geschäft war. Im Anfang scheint es ihm nicht immer recht gut ergangen zu sein; die Akten berichten wiederholt von eingelaufenen Klagen und vollzogenen Exekutionen wegen fälliger Wechsel; einmal wird ihm von der kurfürstlichen Regierung ein Moratorium bewilligt.

Auch sonst war in der Familie nicht alles in Ordnung. Neben zwei Töchtern war ein, wie es scheint, missratener Sohn vorhanden, Bernard Thielmann Delph, mit dem es ein schlimmes Ende nahm. Nachdem er den ihm zustehenden Vermögensanteil fast aufgebraucht hatte, kam es zwischen ihm und seinen Angehörigen zu einer durchgreifenden Abkunft, über die ein bezeichnendes Aktenstück vorliegt; in einer mit seiner Unterschrift bekräftigten ausführlichen Erklärung bekennt der verlorene Sohn, dass er „durch allerlei in meinem Leben mir zugestossene Fatalitäten nirgends mein auskömmliches établissement habe finden können", trotz der von Eltern und Geschwistern erhaltenen reichlichen Zuschüsse, mit denen sein rechtmässiger Anspruch an das Vermögen der Familie jetzt fast erschöpft sei — „so dass diese und andere considerationes mich zu dem reiflich überlegten Entschluss gebracht haben, meine Fortune anderwärtig und wohl gar zur See in Ost-Indien zu suchen, von wannen ich menschlichen Ansehens wohl schwerlich zurückkommen dürfte"; die Familie gewährt ihm zu diesem Zwecke das nötige „Reise- und Zehrungsgeld", wogegen er auf alle weiteren Rechtsansprüche verzichtet[2]). Auf Grund dieser Abmachung ist dann Bernard Thielmann in der That vom Schauplatz verschwunden mit Hinterlassung seiner Frau

1) Diese und die folgenden Familiennachrichten sind den mir freundlich zur Benutzung verstatteten Heidelberger Magistratsakten entnommen, einer stattlichen wohlgeordneten Bändereihe mit gut gearbeiteten Registern, in der auch sonst mancherlei interessante Notizen zur Geschichte des Heidelberger Stadtlebens sich finden. — Die richtige Schreibweise des Namens ist Delph; dafür, dass die Familie (wie, vielleicht nur nach dem Namen, vermutet worden ist) holländischen Ursprungs sei, finde ich nirgends eine Bestätigung.

2) Diese Familienabkunft wurde abschriftlich der städtischen Behörde mitgeteilt und befindet sich so bei den Magistratsakten vom 2. August 1751.

Digitized by Google

und zweier Kinder, über deren ferneren Verbleib nichts verlautet. Einige Jahre später findet sich in den Akten gelegentlich die Notiz, dass er in Ostindien gestorben ist[1]).

Um das Jahr 1760 starben — wie es scheint, kurz nacheinander — auch Vater und Mutter; das Geschäft aber blieb bestehen, und den beiden hinterlassenen unverheirateten Töchtern, Sibylle Elisabeth und Helena Dorothea, wurde die „Fortführung eines offenen Ladens" gestattet. Von der älteren Schwester erfährt man wenig; die eigentliche Vertreterin des Hauses und Führerin des Geschäftes war offenbar Dorothea Delph — die uns bekannte Freundin Goethe's.

In den städtischen Akten findet sich der Name von hier an sehr häufig. Man erhält den Eindruck, dass die „Handelsjungfer Delphin" ihr Metier verstand, dass sie das Ihrige zusammenzuhalten und das Haus in einen gewissen Flor zu bringen wusste. Neben dem Betrieb des Ladens macht sie allerlei andere Geldgeschäfte, leiht Gelder auf Pfand aus und geht säumigen Schuldnern sehr resolut mit Prozessen und Exekutionen zu Leibe. Auch über Heidelberg hinaus erstrecken sich ihre kaufmännischen Verbindungen und besonders mit den grossen Frankfurter Handelshäusern, den Schönemann, d'Orville, Dufay, hat sie geschäftliche Beziehungen, die dann wohl beim häufigen Besuch der Frankfurter Messe sich auch zu persönlichen und freundschaftlichen gestalteten. Sie war offenbar eine Person von tüchtigem, vertrauenerweckendem Wesen, praktisch, weltkundig in ihrer Sphäre, etwas derb und männisch geartet; man würde, wenn ein Bild von ihr zu Tage käme, sich nicht wundern, ein weibliches Schnurrbärtchen darauf zu entdecken.

Nach der Art solcher Frauen war es ihr ein Bedürfnis, neben den eigenen Geschäften sich auch allerlei Sorgen zu machen für andere Personen und ratend, helfend, eingreifend sich um fremdes Schicksal zu mühen. Dass ihr der Lieblingssport solcher Naturen, das Heiratstiften, nicht fern lag, hatte Goethe an sich selbst zweimal zu erfahren. Aber auch in anderen Angelegenheiten wird sie, besonders in den späteren Jahren, von den befreundeten Kreisen als hilfreiche Autorität betrachtet: als im Jahr 1792 ein junger Schönemann, ein Bruder Lili's, sich durch verfehlte kaufmännische Spekulationen ruiniert hatte und die Geschwister zusammentraten, um ihm eine neue Existenz gründen zu helfen, etwa durch ein anzulegendes Produktengeschäft, so wurde von Lili auf die Delph, als die bei einem solchen Unternehmen sachkundigste Beraterin,

1) Hiernach ist die Notiz über diesen Bruder bei Löper, Hempel-Ausgabe 23 S. 165 zu berichtigen.

Digitized by Google

hingewiesen [1]). Auch andere Spuren lassen erkennen, dass ihr Rat und ihre Hilfe in praktischen Dingen ein weitverbreitetes Ansehen genossen.

Selbst mit Geschäften, die an die hohe Politik streiften, machte sich die rührige Dame zu schaffen.

Mit dem Beginn des Jahres 1778 vollzog sich, nach dem Tode des Kurfürsten Max Joseph von Bayern (30. Dezember 1777), die Vereinigung der bayrischen und pfälzischen Lande in der Hand des bisherigen Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz. Es ist bekannt, dass dieser Fürst, schon längst von den Künsten der österreichischen Diplomatie umgarnt, sich zu einem Vertrag mit Joseph II. bereit finden liess, kraft dessen ein grosser Teil der kurbayrischen Lande in den Besitz von Österreich übergehen sollte — dem Vertrag, der weiterhin durch das Eingreifen Friedrichs des Grossen den bayrischen Erbfolgekrieg veranlasste. Begreiflich, dass an das Bekanntwerden dieser Pläne sich sofort der lebhafteste Parteikampf anschloss. In Bayern war die öffentliche Meinung und die Stimmung der führenden Kreise entschieden gegen die projektierte Zerstückelung des Landes, und an der Spitze der Opposition stand die tapfere Herzogin Marie Anna, die Witwe des Herzogs Clemens von Bayern, eine pfalz-sulzbachische Prinzessin. Aber auch in der Pfalz und in der nächsten Umgebung Karl Theodors bestand eine lebhafte offene und geheime Gegnerschaft, und als der Kurfürst, nachdem er in München die Besitzergreifung vollzogen hatte, im Sommer 1778 noch einmal für einige Monate in sein pfälzisches Stammland zurückkehrte, war der Mannheimer Hof der Schauplatz einer sehr erregten Agitation. Wer immer aber, in München wie in Mannheim, noch die Hoffnung hegte, dass das drohende Unheil abgewendet werden könne, der richtete seine Blicke, neben dem berechtigten Zukunftserben von Pfalz-Zweibrücken, vornehmlich nach Berlin: von dorther allein könne die Rettung kommen, und in der That war Friedrich der Grosse entschlossen, sich den drohenden österreichischen Vergrösserungsplänen mit allen Mitteln zu widersetzen; offene und geheime, direkte und indirekte Verhandlungen zwischen Berlin und Mannheim haben damals unzweifelhaft in sehr grosser Menge stattgefunden, ohne dass man den sich zeigenden Spuren überall zu folgen vermöchte.

1) Brief Lili's vom 29. Juli 1792: „La Delph connait si bien les productions du pays ainsi que les moyens à employer pour une entreprise quelconque, que je crois qu'elle pourra vous donner les renseignements les plus précis". Jügel, Das Puppenhaus S. 351.

Digitized by Google

Aber eine Spur führt uns nun wieder zu unserer vielgeschäftigen Freundin zurück, die wir hier in einer, wenn auch sehr untergeordneten, politischen Bethätigung erblicken.

Im August 1778 teilte Kurfürst Karl Theodor seinem politischen Vertrauensmann, dem österreichischen Gesandten Lehrbach in Mannheim, „im engsten Vertrauen" mit, dass er in „sichere Erfahrung" gebracht habe, „dass verschiedene sehr wichtige Briefe, welche aus den königl. preussischen Landen in die dahiesige Gegend abgeschickt werden, unter der Adresse: „Madame Dolf, Marchande renommée à Heydelberg" gehen und grösstenteils den Lauf über Duderstadt nehmen". Der Kurfürst sprach dem österreichischen Diplomaten den Wunsch aus, „ob nicht auf einem der kayserl. Postämter zu Duderstadt oder Frankfurth oder auch sonsten dieser Correspondenz näher nachgespührt werden könne", aus deren Entdeckung er „einen grossen Teil seiner Beruhigung erwarte"; natürlich müsse die Sache im tiefsten Geheimnis betrieben werden und dürfe niemand ausser dem Kurfürsten und Lehrbach davon erfahren.

Dass diese „Madame Dolf" keine andere als die betriebsame Dorothea Delph in Heidelberg sein kann, bedarf keines Beweises. Lehrbach verfehlte nicht, über den Fall an seinen Chef, den Fürsten Kaunitz, zu berichten; ob daraufhin Anstalten getroffen worden sind, um die verdächtigen Briefschaften aufzufangen, erfahren wir leider nicht. Jedenfalls aber behielt der Gesandte die Angelegenheit im Auge, und einige Wochen später (11. September 1778) kommt er in einem neuen Bericht an Kaunitz darauf zurück: es sei richtig, dass die betreffende Dame wirklich in Heidelberg existiere, eine „Madame Delft marchande très renommée", und dass viele Briefe aus Preussen an sie gelangen. „Nun habe ich annoch weiters in Erfahrung gebracht, dass die vorgedachte Kaufmännin wirklich in Heydelberg ansässig ist, der protestantischen Religion beipflichtet, den Ruf einer intriguanten und eigennützigen Frau hat, sich mehrmalen in der Woche dahier in Mannheim einfindet und die Briefe, welche an sie eingeschlossen werden, selbsten der Behörde überliefert, unter diesen Briefen aber verschiedene sind, welche die Aufschrift an den Churpfälzischen Conferenzminister Freiherrn von Hompesch gerichtet ist (sic!), andere aber, wo die Aufschrift ganz ermangelt"; der Kurfürst soll von allen diesen Umständen unterrichtet sein, und ganz ersichtlich erfüllt es ihn mit Unruhe und Misstrauen, dass sein Minister Hompesch und andere Unbekannte aus seiner Umgebung hinter seinem Rücken eine geheime Korrespondenz nach Preussen hin unterhalten.

Digitized by Google

So weit der Bericht Lehrbachs; unsere Quelle giebt uns leider über den etwaigen weiteren Verlauf der Sache keinen Aufschluss[1]). Die Rolle, welche die Delph in diesen hochpolitischen Angelegenheiten spielte, ist natürlich nur eine subalterne; es handelte sich in der Hauptsache nur um eine sichere Deckadresse für geheime Briefschaften, die man nicht durch direkte Postvermittelung nach Mannheim gelangen lassen wollte. Jedenfalls aber geht daraus hervor, dass sie auch an anderen Stellen als an den bisher berührten, als zuverlässige Vertrauensperson galt, dass sie in den Kreisen des Mannheimer Hofes und des höheren Beamtentums ihre Verbindungen hatte und dass die von ihr geleisteten Dienste als im Interesse der protestantischen und der preussisch gesinnten Partei stehend angesehen wurden.

Erinnern wir uns nun, wie drei Jahre früher die Delph sich mit dem Gedanken trug, Goethe eine Anstellung am Mannheimer Hofe zu verschaffen, so ist es jetzt ersichtlich, dass solche Pläne nicht völlig in der Luft schwebten. Sie war sich offenbar gewisser Beziehungen bewusst — mochten sie direkte sein oder über Hintertreppen führen —, durch die sie einen wirksamen Einfluss auszuüben sich getraute; während Goethe in Italien reise, „wolle man indessen für ihn arbeiten", und dann, so wird ihre Meinung gewesen sein, werde die bezaubernde Persönlichkeit ihres Schützlings das übrige thun. Wer die Mittelsmänner in Mannheim waren, auf die sie dabei rechnete, und auf welche Art von Stellung es abgesehen war, ist leider nicht zu ergründen; es liegt nahe, an Theater oder Akademie zu denken; gewiss aber hatte Goethe mit der Vermutung Recht, dass neben der Freundschaft für ihn auch ein gewisses Parteiinteresse mitspielte: man rechnete darauf, dass er am Hofe Gunst und Einfluss gewinnen werde, „und weil der Hof katholisch, das Land aber

1) Die oben mitgeteilten, bisher unbeachtet gebliebenen Notizen sind enthalten in zwei Berichten von Lehrbach an Kaunitz, dat. Mannheim, 15. August und 11. September 1778, die sich abgedruckt finden bei Brunner, Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts (Wien 1872), S. 202 f., leider nur fragmentarisch, in der Weise dieses seltsamen Buches. In dem Berliner Staatsarchiv finden sich, wie Herr Archivrat Dr. Bailleu die Güte hatte zu konstatieren, von einer solchen geheimen über Heidelberg gehenden Korrespondenz mit Mannheim keinerlei Andeutungen, ebensowenig in Karlsruhe; natürlich kein Grund, an der Richtigkeit der Lehrbach'schen Mitteilungen zu zweifeln. Der Minister von Hompesch, dessen durch die Delph vermittelte preussische Korrespondenz Karl Theodor offenbar besonders aufregte, fiel eben in jenen Wochen bei dem Kurfürsten in Ungnade und wurde nach Düsseldorf versetzt (Du Moulin Eckart, Bayern unter dem Ministerium Montgelas I. 74); es liegt nahe, an einen Zusammenhang zwischen dieser Strafversetzung und der Entdeckung jenes geheimen Briefwechsels zu denken; später wurde er wieder zu Gnaden angenommen.

Digitized by Google

protestantisch war, so hatte die letztere Partei alle Ursache, sich durch rüstige und hoffnungsvolle Männer zu verstärken".

In die schwüle Atmosphäre des damaligen pfälzischen Lebens, mit seinen reichen künstlerischen Aspirationen und seinen trostlosen kirchlichen Verhältnissen, sollte also Goethe als eine, wie man hoffen mochte, bald einflussreiche Stütze der protestantischen Partei eintreten. Wie weit von seinen eigenen Lebenszielen entfernt lag eine solche Rolle; aber man kommt fast in die Versuchung, sich in Phantasien darüber zu ergehen, wie der Lebens- und Entwickelungsgang des Dichters sich gestaltet haben würde, wenn sein fürstlicher Freund nicht Karl August, sondern Karl Theodor von der Pfalz, wenn seine neue Heimat nicht Weimar, sondern Mannheim und München geworden wäre.

Indem nun die Delph gleichzeitig mit jenen Plänen auch ein neues Heiratsprojekt in Aussicht nahm, so stand dieses natürlich mit dem allgemeinen Vorhaben in enger Verbindung. Goethe musste auch durch Familienbande an die Pfalz gefesselt werden. In „Dichtung und Wahrheit" wird der Name der in Aussicht genommenen jungen Dame nur mit dem Anfangsbuchstaben von W. bezeichnet; es ist nach den Ausführungen Löpers kaum zweifelhaft, dass damit eine Tochter des damals in Heidelberg lebenden kurpfälzischen Oberamtmanns und speierischen Hofrats von Wrede gemeint war, dem Goethe dabei freilich einen falschen Titel (als Oberforstmeister) beilegt[1]). Die Heirat konnte für den jungen Frankfurter Doktor als eine gute Partie gelten; die Familie gehörte zu den angesehenen im Lande, der Vater Wrede hatte in Heidelberg die vornehmste Beamtenstellung inne, und lebte, wie es scheint, in guten Verhältnissen in seinem stattlichen Amthause am Karlsplatze, in dem jetzigen sogenannten Grossherzoglichen Palais. Allerdings waren die Wrede's katholisch, aber wie manche andere katholische Familien hielten sie sich nicht zu der am Hofe herrschenden Partei, sondern standen mit der antijesuitischen und protestantischen Opposition in Verbindung, so dass auch in dieser Hinsicht die Kombination eine glückliche zu sein schien.

Welche von den beiden Wrede'schen Töchtern damals die Aufmerksamkeit Goethe's auf sich zog, die ältere oder die jüngere, ist nicht zu

---

1) v. Löper a. a. O. S. 229 f.; auch das Adelsprädikat wäre nach Löper für jene Zeit nicht richtig, er sei erst 1790 geadelt; in weiterhin zu erwähnenden Briefen aus den Jahren 1775/6 findet sich aber schon die Namensform von Wreden in Gebrauch.

Digitized by Google

ermitteln; auf das Erwachen einer gewissen Affektion könnte man vielleicht daraus schliessen, dass er bei der einen eine Ähnlichkeit mit Friderike Brion von Sesenheim herausfand. Indess liegt hier wohl einer von den Fällen vor, wo man Grund zu haben scheint, an der völligen Genauigkeit der Goethe'schen Lebenserinnerungen zu zweifeln. Aus „Dichtung und Wahrheit" erhält man durchaus den Eindruck, dass Goethe damals zuerst in das Wrede'sche Haus eingeführt wurde und die Bekanntschaft der Familie machte. Offenbar aber ist dies nicht richtig: unter den von C. A. H. Burkhardt gesammelten Briefadressen aus der Zeit vom 1. April bis 18. Oktober 1775 findet sich unter dem 19. September ein Brief Goethe's verzeichnet an „Frl. v. Vreden" in Heidelberg[1]); es kann damit niemand anders gemeint sein, als eine von den Damen des Wrede'schen Hauses, die Bekanntschaft mit der Familie muss also schon älteren Datums sein. Es liegt am nächsten, daran zu denken, dass Goethe bei seinem kurzen Besuch in Heidelberg vor der ersten Schweizerreise im Mai 1775 (s. oben S. 188) von der Delph in das Haus eingeführt worden ist, und nehmen wir dies an, so gewinnt auch die Vermutung eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass das „liebe Abenteuer" in dem Hause des Herrn Tüdou, von dem Goethe in den „Briefen aus der Schweiz" (Hempel-Ausgabe 16, S. 230) erzählt, eine durch fingierte Namen verschleierte Reminiscenz an einen damals erlebten Wrede'schen Familienabend sei[2]). Bei dem Heidelberger Besuch, der uns hier beschäftigt, Anfangs November 1775, wäre also Goethe schon als ein seit einigen Monaten Wohlbekannter in das Wrede'sche Haus gekommen; andere Spuren lassen erkennen, dass damals sogar schon gewisse intime Beziehungen zwischen Goethe's Mutter und einem Fräulein v. Wrede bestanden[3]).

1) Goethe-Jahrbuch IX. 127; die Schreibweise des Namens wechselt vielfach, Wrede, Wreden, Vreden.

2) Vergl. v. Löper, S. 230.

3) Dies geht hervor aus dem Brief der Frau Rat an den Leibmedikus Zimmermann vom 16. Februar 1776 (Goethe-Jahrbuch XIII. 119), worin sie diesem scherzend ihre geistigen Adoptivkinder aufzählt, zuletzt als Töchter „Demoiselle Fahlmer, Delph, von Wreden u. s. w." Ist mit der letztgenannten eine von den beiden jungen Wrede'schen Töchtern gemeint? Es wäre auch eine andere Vermutung möglich: wenn das in den „Briefen aus der Schweiz" geschilderte Tüdou'sche Haus wirklich eine abbildliche Reminiscenz an das Wrede'sche Haus ist, so würde es in diesem neben Vater, Mutter und Töchtern auch mehrere Tanten gegeben haben, von denen namentlich eine als glücklich begabt hervorgehoben wird; sehr möglich, dass dies eine unverheiratete Fräulein v. Wrede war, eine Schwester des Hausherrn, mit der die Frau Rat in freundschaftlichen Beziehungen stand; dies würde auch besser passen zu der Zusammenstellung mit der Fahlmer und der Delph; vielleicht war es dann

Digitized by Google

Gewahren wir also in „Dichtung und Wahrheit“ an dieser Stelle einen kleinen Gedächtnissfehler (oder richtiger sagen wir wohl, eine Bethätigung der zusammendrängenden und zurechtschiebenden künstlerischen Technik des Dichters), so dürfen wir vielleicht noch einen Schritt weiter gehen. Erfuhr Goethe erst damals, im November, wie es seine Darstellung annehmen lässt, von jenen für ihn geplanten Mannheimer Anstellungsprojekten? Es ist an sich nicht gerade sehr wahrscheinlich, dass eine so wichtige Angelegenheit nicht auch brieflich vorher sollte präpariert worden sein und dass Goethe die ersten Eröffnungen darüber in Heidelberg erhielt. Er war damals in der Lage, sich mit mancherlei Gedanken über eine feste bürgerliche Lebensstellung zu beschäftigen; neben der Frankfurter Anwaltspraxis kam die Übernahme einer politischen Agentur oder Residentschaft für auswärtige Regierungen in Betracht; auch die Frage des Eintritts in auswärtigen Justizdienst war angeregt worden und Kestner hatte ihm schon Ende 1773 den Vorschlag gemacht, eine solche Anstellung in Hannover zu suchen; gewiss sind auch andere Möglichkeiten erwogen worden, und im März 1775 schreibt Goethe an Sophie la Roche: „ich habe auch, Gott sei Dank, wieder Relaispferde für meine weitere Route getroffen“; auch diese Worte scheinen sich auf irgendwelche Anstellungspläne zu beziehen oder können wenigstens darauf bezogen werden[1]). Dass nun auch die Delph über ihre Mannheimer Projekte mit ihrem Schützling brieflich verhandelt hat, ehe er nach Heidelberg kam, ist allerdings nicht zu erweisen, von ihren Briefen an Goethe haben wir keine Kunde. Aber wenn es an sich nicht unwahrscheinlich ist, so liegt vielleicht eine Art von Bekräftigung doch in dem Umstand, dass jedenfalls ein lebhafter Briefwechsel zwischen den Beiden im Sommer und Herbst 1775 erkennbar ist: in der schon erwähnten Sammlung von Briefadressen aus dieser Zeit finden sich vier Briefe von Goethe an die Delph und einer an Frl. v. Wrede verzeichnet[2]), und es ist wohl als sicher anzunehmen, dass auch eine entsprechende Anzahl

---

auch diese Dame, an die der oben erwähnte Brief Goethe's gerichtet war. — Als achtjähriger Knabe lebte damals — beiläufig bemerkt — in dem Wrede'schen Elternhaus auch der nachmalige Feldmarschall Fürst Karl Philipp v. Wrede (geb. 1767), dem König Ludwig I. von Baiern in Heidelberg eine Bildsäule errichten liess und der also der Schwager Goethe's geworden wäre, wenn die Pläne der Delph in Erfüllung gegangen wären.

1) v. Löper, S. 166.

2) Burkhardt im Goethe-Jahrbuch IX. 125 f.; die verzeichneten Briefe an die Delph sind vom 31. Juli, 7. August, 7. und 12. Oktober 1775, der an die Wrede vom 19. September.

Digitized by Google

von Gegenbriefen aus Heidelberg nach Frankfurt ergangen sein wird. Von dem Inhalt der beiden Briefreihen wissen wir freilich nichts; es kann darin von den verschiedensten Dingen die Rede gewesen sein, von dem Verhältnis zu Lili Schönemann, von der Einladung nach Heidelberg u. s. w., aber ganz wird doch auch die Vermutung nicht von der Hand zu weisen sein, dass die praktische Delph von ihren, schwerlich von heute auf morgen entstandenen Plänen ihrem jungen Freund schon vorher Kenntnis gegeben haben wird und dass sie es nicht auf eine Improvisation oder Überrumpelung während seines kurzen Heidelberger Aufenthalts ankommen liess[1]).

In „Dichtung und Wahrheit" freilich wird durchaus dieser Eindruck hervorgerufen; die ganze Angelegenheit verläuft höchst dramatisch, in wenigen Tagen, mit lebhaften Eindrücken, eifrigen Gesprächen und einem wirkungsvollen Schlusstableau. Ob hierbei der Dichter manche Antecedentien vergessen, oder sie im Interesse der künstlerischen Erzählungstechnik mit Bewusstsein bei Seite gelassen hat, oder ob die Sache wirklich ganz so verlief, wie er sie darstellt, darüber sind einstweilen nur Mutmassungen möglich; besässen wir jenen Briefwechsel mit der Delph, so würde sich daraus wahrscheinlich die erwünschte Aufklärung ergeben.

Jedenfalls aber hatte unsere geschäftige Heidelbergerin hier ein missglücktes Unternehmen zu verzeichnen. Goethe ging seine eigenen Wege, und von den pfälzischen Plänen war niemals wieder die Rede.

Doch hat dies offenbar den bestehenden freundschaftlichen Beziehungen keinen Abbruch gethan. Die Delph gehörte nach wie vor zu den guten Freundinnen der Frau Rat und liess sich wohl von Zeit zu Zeit in Frankfurt sehen; es mag Zufall sein, dass für die nächsten Jahre keine spezielle Bezeugung für die Fortsetzung des Verkehrs vorliegt. Goethe selbst wird zur Korrespondenz mit der alten Freundin wohl kaum Veranlassung gehabt haben; bei der Schweizerreise mit Karl August im Herbst 1779 wurde Heidelberg nicht berührt; aber auf dem Heimweg von der Belagerung von Mainz im August 1793 sprach er getreulich bei der „alten treuen Freundin Delf" vor, bei der er auch seinen Schwager Schlosser fand. Die Begegnung der beiden Schwäger war freilich keine

1) In dem Reisetagebuch vom 30. Oktober 1775, also dem Tage der Abreise von Frankfurt nach Heidelberg (A. Schöll, Briefe und Aufsätze S. 160), schliesst der in leidenschaftlicher Erregung unterwegs niedergeschriebene erste Abschnitt mit den abgerissenen Worten: „Projekte, Plane und Aussichten!" Es ist vielleicht nicht zu viel gewagt, wenn man diese dunklen Worte mit der oben vorgetragenen Kombination in Verbindung setzt.

Digitized by Google

sehr erquickliche; die skeptisch ablehnende Haltung Schlossers gegenüber Goethe's damaligen Plänen für ein grosses wissenschaftliches Unternehmen zur Begründung seiner „Farbenlehre" reizte die Empfindlichkeit des naturforschenden Dichters; es kam zu unangenehmen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Männern, und die Delph hatte wieder einmal ihre alte Rolle als Vermittlerin zu spielen, um die streitenden Schwäger nicht in vollem Unfrieden auseinander gehen zu lassen[1]).

Vier Jahre später, als Goethe auf der Reise nach der Schweiz wieder des Weges kam (26. August 1797), diesmal allein, wurde noch einmal ein Rasttag in Heidelberg gemacht, im rechten Gegensatz zu dem vorigen ein Tag tiefsten beschaulichen Friedens. Man erhält aus der Erzählung von seinen Spaziergängen auf und nieder am Neckar, „in Erinnerung früherer Zeiten", den Eindruck, als habe der Dichter hier zum ersten male in stiller Seelenruhe den Reiz der schönen Landschaft voll auf sich wirken lassen, und er entwirft von ihr ein unvergleichliches stimmungsvolles Bild; „das alte verfallene Schloss in seinen grossen und ernsten Halbruinen" wird hier zum ersten male von ihm erwähnt. Auch die Freundin Delph fehlte natürlich nicht; doch wohnte jetzt Goethe nicht bei ihr, sondern in dem Gasthof zu den „Drei Königen"; für den Abend aber war sie in alter Weise auf angenehme Geselligkeit bedacht und führte ihn bei Frau von Cathcart ein, die damals mit ihrer Tochter in Heidelberg lebte[2]).

Dies war die letzte persönliche Begegnung Goethe's mit ihr; Grüsse und Nachrichten werden noch oft herüber und hinübergegangen sein[3]); aber als er das nächste mal nach Heidelberg kam, fand er die Delph nicht mehr unter den Lebenden. Noch in ihrem letzten Lebensjahre hatte sie Gelegenheit gehabt, die alte Freundschaft für den Vater dem Sohne zu gute kommen zu lassen, als August v. Goethe im Sommersemester 1808 Heidelberger Student wurde[4]). Aber noch im Herbst dieses Jahres, ein paar Wochen nach der Frau Rat in Frankfurt, ist sie hochbetagt in Heidelberg gestorben, am 20. Oktober 1808: „alt ohngefähr achtzig Jahr", wie das Kirchenbuch der reformierten Gemeinde zu St. Peter angiebt.

1) Belagerung von Mainz, am Schluss.

2) Reise in die Schweiz, zum 26. August 1797.

3) Ein Beispiel aus dem Jahre 1803 in dem Brief Goethe's an den in Heidelberg lebenden Maler Primavesi, in der Weimarischen Ausgabe der Briefe Bd. 18 S. 89.

4) Der Verkehr August v. Goethe's mit ihr ist bezeugt in dem Brief der Frau Rat vom 17. Mai 1808 (Schriften der Goethe-Gesellsch. 4, 343); vergl. Goethe-Jahrbuch X, 74 f.

Digitized by Google

Das kleine Haus ist noch vorhanden, welches der Schauplatz der geschilderten Begegnungen war, und, wie es scheint, wenig verändert. Es liegt am Marktplatz, trägt die Nummer 196 der Heidelberger „Hauptstrasse“ und gehört jetzt dem Kaufmann Karl Henrici, der darin wie einst die Familie Delph ein Ladengeschäft treibt.

Ein schmales Gebäude von nur zwei Fenstern Front. Das Erdgeschoss nach dem Markte zu wird ganz von dem geräumigen Laden eingenommen, an den eine kleinere Hinterstube stösst; daran schloss sich früher ein offener Hof von mässigem Umfang, der jetzt durch eine Glasüberdachung zu einem Zimmer umgestaltet ist. Auf der Rückseite anstossend, mit der Front nach der Mittelbadgasse, lag früher das „reformierte Schulhaus“, das jetzt mit dem vorderen Grundstück verbunden das Hinterhaus bildet[1]). Auf einer engen, etwas steilen Treppe gelangt man in das erste Stockwerk (nach hiesigem Brauch das zweite genannt), das die Wohnräume enthält, ein grosses helles Vorderzimmer in der ganzen Breite des Hauses, mit der Aussicht auf den Markt, das Rathaus und die Heiliggeistkirche; ein kleineres Hinterzimmer daneben; im zweiten Stockwerk wiederholt sich die gleiche Einteilung.

Es ist durch die Lage des Hauses und durch den augenscheinlich altertümlichen Bestand seiner Anlage ausgeschlossen, dass hier jemals wesentliche Veränderungen vorgenommen worden sein sollten; so wie es sich jetzt im Innern darstellt, wird es in der Hauptsache auch gewesen sein, als Dorothea Delph hier schaltete und als Goethe ihr Hausgast war. Es liegt nahe anzunehmen, dass im ersten Stockwerk sich die Wohnung der Delph'schen Schwestern befand, und dass man Gäste in den beiden Zimmern des zweiten (dritten) Stockes unterbrachte.

Hier also wurde Goethe in jener Novembernacht des Jahres 1775 durch das Horn des reitenden Postillons, der ihm die ersehnte Botschaft überbrachte, aus dem Schlafe geweckt; hier fasste er den Entschluss, der über die äussere Gestaltung seines Lebens entschied; von hier aus trat er am folgenden Morgen die Reise nach Weimar an.

An diesem unscheinbaren kleinen Haus haften also gar bedeutsame Erinnerungen; es gehört zu den denkwürdigen Stätten von Heidelberg. Eine Erinnerungstafel würde hier wohl angebracht sein. Ich empfehle den Vorschlag den Instanzen, in deren Hand es liegen würde, ihn zur Ausführung zu bringen.

1) Zur Zeit, als die Delph das Haus besass, gehörte dieses Hinterhaus noch nicht dazu; es wurde (nach Ausweis des städtischen Grundbuchs) erst von ihrem Nachfolger Cavallini im Jahr 1819 hinzugekauft.

Digitized by Google

Übrigens gehörte damals, im Jahre 1775, das Haus den Delph'schen Schwestern noch nicht eigentümlich an; sie bewohnten es nur mietweise, und erst im Februar 1782 ging es durch Kauf in ihren Besitz über. Später, im Jahr 1794, trat die ältere Schwester Elisabeth, die hier zum letzten mal in den Akten erwähnt wird, durch Schenkung den Alleinbesitz an Dorothea Delph ab. Offenbar gelangte diese im Laufe der Jahre zu einem behaglichen Vermögensstand; sie legte ihre Kapitalien bei dem Bankhaus der Gebrüder d'Orville in Frankfurt an und im Jahr 1800 gab sie, wie es scheint, ihr Ladengeschäft auf; das Haus verkaufte sie um den Preis von 6000 Gulden an einen jungen „Handelsmann" Jacob Maria Cavallini, der eben damals im Begriff stand, sich zu verheiraten und sich kaufmännisch zu etablieren und der vermutlich auch das Geschäft und seine Fortführung übernommen haben wird[1]).

Wer die Erben der Dorothea Delph waren, vermag ich nicht zu sagen. v. Löper, der vor Jahren in Heidelberg Nachforschungen über alle die hier berührten Personalien anstellte, giebt an, dass damals noch einige Verwandte von ihr lebten; ich habe nicht in Erfahrung bringen können, ob dies auch jetzt noch der Fall ist.

1) In den Magistratsakten vom 23. Oktober 1800 findet sich das Protokoll über den Vollzug des Hausverkaufs („Handelshaus"): das Original des Kaufbriefs (dat. 11. Juni 1801), auf Pergament mit dem anhängenden Stadtsiegel in hölzerner Kapsel, mit der eigenhändigen Unterschrift der „Delphin" und mehreren Einträgen über die erst nach Jahren erfolgte völlige Abtragung des Kaufpreises, ist noch vorhanden im Besitz des gegenwärtigen Hausinhabers Henrici.

Digitized by Google

2.

Goethe und Gagern 1794.

In Band XVI des Goethe-Jahrbuchs (1895 S. 12 ff.) teilt Bernhard Suphan das Konzept eines Briefes „an einen unbekannten deutschen Patrioten" mit, in welchem Goethe „eine an ihn ergangene Mahnung, gegen vaterlandsfeindliche Bestrebungen mit dem Gewichte seines Namens einzutreten, bescheiden und bestimmt ablehnt" [1]). Äussere und innere, jeden Zweifel ausschliessende Gründe bringen den Herausgeber zu der Annahme, dass der von einer Schreiberhand stammende, undatierte und nicht adressierte Entwurf in die neunziger Jahre gehört und jedenfalls vor dem Oktober 1795 entstanden ist. Indem Suphan dann auch nach einem Adressaten sucht, für den der Brief bestimmt war, wirft er die Vermutung hin, dass es wohl Friedrich Gentz sein könne: „er allenfalls konnte es sich damals herausnehmen, Goethe aufzumahnen, etwa in der Neuen Deutschen Monatsschrift, die er seit 1795 herausgab".

Da Suphan selbst auf diese Hypothese offenbar nicht viel Gewicht legt — „Gentz oder wer es sonst sei" — so unterlasse ich es hier, die Gründe aufzuführen, aus denen ich sie für unwahrscheinlich halte, ganz abgesehen von dem Hauptgrund, dass ich kein Gentz'sches Schriftstück aus dieser Zeit ausfindig machen kann, das in die Situation passt und auf welches die Goethe'sche Antwort passen würde. Der unbekannte deutsche Patriot, der Goethe zur politischen Bethätigung aufforderte, dürfte in einem anderen Kreise zu finden sein.

Der unheilvolle Verlauf des Koalitions- und Reichskriegs gegen Frankreich im Jahr 1794 rief besonders in dem zunächst bedrohten deutschen Südwesten die lebhafteste Aufregung hervor; das wachsende Übergewicht der französischen Waffen, die vor Augen stehende Lockerung der Koalition, die verworrene Ohnmacht des Reichskriegswesens und nicht zum wenigsten auch die Angst vor unheimlichen Plänen der beiden deutschen Grossmächte brachte den Zustand verzweifelter Hilflosigkeit, in dem man sich befand, immer mehr zum Bewusstsein. Zu den äusseren

1) Seitdem auch wieder abgedruckt unter den Nachträgen zu der Weimarischen Ausgabe der Briefe Bd. 18, S. 70.

Digitized by Google

Gefahren gesellten sich die inneren: die schwunghaft betriebene republikanische Propaganda der Franzosen gewann immer mehr Boden, revolutionäre Ideen bemächtigten sich weiter Kreise der Bevölkerung, nichts schien mehr fest zu stehen. In solchen Stimmungen greift ratlose Verzweiflung wohl zu den abenteuerlichsten Rettungsversuchen: der Markgraf Karl Friedrich von Baden und der Landgraf Wilhelm von Hessen machten einen Versuch, einen neuen „Fürstenbund" zum Schutz gegen äussere und innere Gefahren ins Leben zu rufen; in anderen Kreisen kamen ähnliche Gedanken auf — hier wie dort völlig wirkungslos. Besonders eifrig aber regt sich die publicistische Thätigkeit; in den Zeitungen und in einer Flut von Broschüren werden die öffentlichen Zustände besprochen; man findet da drastische Schilderungen, scharfe Kritik, eindringliche Ratschläge, und in der allgemeinen Ratlosigkeit wird manches vermeintlich neue und unfehlbare Heilmittel auf den Markt gebracht.

Ein Schriftstück dieser Art ist es wohl gewesen, welches Goethe zu dem hier besprochenen Brief Veranlassung gab.

Im August 1794 erschien eine Broschüre: „Ein deutscher Edelmann an seine Landsleute". Als Verfasser nennt sich der Freiherr Hans Christoph Ernst von Gagern, der damals Nassau-Weilburgischer Geheimer Rat war und später als Diplomat und historisch-politischer Schriftsteller eine vielgenannte Persönlichkeit geworden ist (geb. 1766, gest. 1852)[1]). Der Aufruf ist warm und eindringlich geschrieben: mit lebhaften Farben schildert er das Elend und die Zerfahrenheit der öffentlichen Zustände im Reich: „sollte es dann unmöglich sein, gegen den Enthusiasmus der Anarchie und des Zerstörens den Enthusiasmus der Ordnung und der Beschirmung anzufachen? Ruhe, Verfassung, Eigentum, Religion, Leben und Daseyn selbst — Alles, alles steht auf dem Spiel! und wir zaudern noch, und sind nicht einig?" Noch sind die Kräfte des deutschen Volkes keineswegs erschöpft; wir haben Menschen, haben Geld; was uns fehlt, ist nur die Einigkeit, ohne die der Gebrauch dieser Kräfte unmöglich ist; es fehlt in Deutschland an einem „Point de réunion",

1) Seine bekannteste Schrift ist die politische Selbstbiographie „Mein Antheil an der Politik" (5 Bde. 1823—1844), in der er auch die oben genannte Broschüre erwähnt (I. 56); vergl. über ihn den Artikel von Wippermann in der Allgem. Deutschen Biographie VIII. 303 ff., wo indess die Angabe zu berichtigen ist, dass die Broschüre durch den Baseler Frieden (1795) veranlasst sei; einige weitere Notizen über sie habe ich gegeben in der „Polit. Correspondenz Karl Friedrichs von Baden" II. 175. — Ich benutze, da mir der Originaldruck nicht zur Hand ist, hier den noch in demselben Jahre 1794 erschienenen Abdruck der Broschüre bei Girtanner Polit. Annalen VIII. 103—116.

Digitized by Google

von dem die rettende Wirkung ausgehen kann; die beiden deutschen Grossmächte, durch wechselseitige Eifersucht entzweit, können ihn nicht abgeben, noch weniger der entartete Reichstag in Regensburg — es bleibt nichts übrig, als dass die „deutschen Grossen" durch freiwilligen Entschluss zu einem „grossen Bund der Eintracht" zusammentreten und die Rettung des Vaterlandes in die Hand nehmen.

So kommt Gagern auf dem Wege dieses mehr wohlgemeinten als originellen Raisonnements zu dem Vorschlag, einen neuen „deutschen Fürstenbund" aufzurichten, und er begegnet sich in diesem Gedanken mit den Plänen, die eben damals auch in Karlsruhe und in Kassel verhandelt wurden[1]). Eine Anzahl patriotischer deutscher Fürsten sollen persönlich in Frankfurt a. M. zusammenkommen und den Grund des neuen Bundes legen. An erster Stelle wird der Kurfürst von Sachsen genannt (ohne besondere Motivierung und Empfehlung). Dann der Herzog von Braunschweig, der freilich durch den Feldzug in der Champagne an Ansehen verloren hat, „von dem man aber, seitdem er von dem grossen Schauplatz abgetreten ist, allmählig und langsam wieder zu mutmassen anfängt, dass er wohl doch ein grosser Feldherr, ein kluger Staatsmann, ein weiser Fürst sein möchte" (sic!). Weiter der Herzog Karl August von Weimar, „ein munterer, kühner, tapferer Herr"; der Landgraf von Hessen-Kassel, „der einzige, der als Fürst mit wahrer Energie gehandelt hat"; der Markgraf Karl Friedrich von Baden, „der schon mild handelte, wie das Mildseyn noch nicht so Ton nnd Sitte war"; dann der Prinz von Hohenlohe-Kirchberg, als tapferer Militär, der Coadjutor Dalberg, „ein dem grösseren Theil von Deutschland theurer Name", und als letzter in der seltsam zusammengestellten Reihe der mit Unrecht in seiner Grösse und Genialität verkannte — General Mack.

Im weiteren Verlaufe der Schrift werden dann einige der wichtigsten Programmpunkte für die Aktion des neuen Bundes aufgestellt, alles nur andeutend, anregend, ohne jedes Eingehen auf das Detail der Ausführung; auch der naive Wunsch fehlt nicht, dass Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm von Preussen, die nicht wohl persönlich erscheinen können, wenigstens durch Kommissare sich an den Beratungen über den zu gründenden Bund beteiligen möchten. Dazu kommt weiter der Vorschlag des Verfassers, dass ausser den Fürsten und ihren Ministern auch eine Anzahl von Vertretern der Wissenschaft und Litteratur für die Zwecke

1) In Karlsruhe war der Minister v. Edelsheim sogar geneigt, bei der Gagernschen Broschüre an ein indiskretes Plagiat zu denken; ein wohl zu weit gehender Verdacht; s. Polit. Correspondenz Karl Friedrichs II. 175.

Digitized by Google

des Bundes gewonnen werden sollen, „die kernhaft, blühend und deutlich schreiben und, wenn sie in solchem Wirkungskreis ihre Kenntnisse und ihre Feder der guten Sache und der Wahrheit ununterbrochen widmen wollten, bald die elende Schaar der Aufwiegler zum Schweigen bringen würden“; es wird in Aussicht genommen, dass aus diesem Kreis „belehrende Volksschriften“, vorher „wohl geprüft“, ausgehen sollen, und diese so entstandenen Schriften würden dann „nicht ephemere Produkte unbedeutender oder gar verdächtiger Privatpersonen sein, sondern die Korrespondenz des angesehenen und denkenden Teils der Nation zu den Minderunterrichteten“. Gagern macht eine Anzahl von Männern namhaft, die für diese litterarische Thätigkeit gewonnen werden müssten, und, auch hier mit wunderlicher Auswahl, schlägt er zunächst vor: Goethe, Wieland, Meiners, Rehberg; eine weitere Motivierung für die Nennung dieser Personen wird nicht gegeben.

Für die uns hier beschäftigende Frage kommt nur in Betracht, dass an erster Stelle Goethe genannt wird. Es ist als selbstverständlich anzunehmen, dass Gagern, indem er Goethe die bezeichnete Mission zuwies, ihm seine Schrift persönlich übersandte, so dass dieser also jedenfalls Kenntnis von ihr gehabt hat.

Und vergleichen wir nun den Inhalt der Gagern'schen Broschüre mit dem in Frage stehenden Goethe'schen Briefconcept, so kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, dass beide Stücke zusammen gehören. Goethe spricht seinen Dank aus für die ihm erwiesene Ehre, „indem Sie mich auf eine Weise vor unserm Vaterland nennen, welche zugleich Zutraun in meine Talente und meinen Charakter zeigt“; „nichts wünschenswerteres gäbe es für einen Schriftsteller, der sich schmeicheln darf, ein geneigtes Gehör bey seiner Nation zu finden, als [als] Organ des thätigen, anführenden, rettenden Theils der Nation aufzutreten“. Aber er bekennt zugleich seinen auf Erfahrung beruhenden Zweifel, und „dass es noch eher möglich seyn möchte, die gebietende Classe Deutschlands zu einem übereinstimmend wirkenden Vertheidigungsplan zu bewegen, als ihnen Zutrauen gegen ihre Schriftsteller einzuflössen“; er erklärt sich völlig einverstanden mit Gagerns Beurteilung der Lage, aber es ist geratener zu schweigen, „um nicht, wie Cassandra, für wahnsinnig gehalten zu werden, wenn man das weissagt, was schon vor der Thür ist“.

Noch augenfälliger ist die Bezugnahme des Goethe'schen Briefes auf die Gagern'sche Broschüre an einer anderen Stelle. Gagern führt am Schluss (S. 116) aus, weshalb er sich für berechtigt halte, öffentlich das Wort zu ergreifen: „weil ich ein Deutscher bin; weil ich ein Edelmann

Digitized by Google

bin, der zum Kriege gesteuert und Subsidien bewilligt hat; weil ich der Erbe eines Landguts bin, das schon zweimal vom Feinde geplündert und zerstört worden ist; weil ich im Dienste eines Fürsten, an der Spitze der Verwaltung eines kleinen Landes stehe, dessen schönste Theile an der Saar dem Französischen Staat anmasslich einverleibt, am Donnersberg nun schon geraume Zeit beständiges Kriegstheater sind und von einem hohen Grad des Wohlstandes in Armuth und Elend versinken". Offenbar nimmt Goethe auf diese Ausführungen Bezug, indem er zustimmend erwidert: „nur der aufgeopfert oder der aufzuopfern hat, sollte eine Stimme haben, die alsdann, wie nun die Ihrige, mit Ernst und Würde sich hören lässt"; mit einer feinen Wendung erkennt er den durch die dargebrachten Opfer wohlbegründeten Anspruch Gagerns auf thätige Teilnahme an dem geplanten patriotischen Werke an, um damit zugleich seine eigene Beteiligung als unmotiviert hinzustellen und abzulehnen.

Ich trage hiernach kein Bedenken, als Adressaten des Goethe'schen Briefes Gagern zu bezeichnen; das Schreiben sollte die Antwort sein auf die Übersendung der Broschüre und fällt demnach in den August oder September 1794. Suphan zweifelt, ob der Brief, da er weder datiert noch durchkorrigiert ist, in der vorliegenden Gestalt wirklich abgesandt worden sei; ich stelle dahin, ob jenes formelle Bedenken zur Begründung dieser Vermutung ausreicht; sachlich wenigstens ist der Entwurf mit grosser Feinheit und Überlegung abgefasst, und jedenfalls schliesst die Persönlichkeit und die Stellung Gagerns die Möglichkeit aus, dass die Sendung unbeantwortet blieb.

So trat an Goethe noch einmal im Jahr 1794 die alte Fürstenbundsidee heran, die in seinen Beziehungen zur Politik eine gewisse, allerdings nicht zu überschätzende Rolle gespielt hat. Vor langen Jahren (1778) hatte er selbst einmal, in bewusster oder unbewusster Begegnung mit ähnlichen vorangegangenen Plänen, den Gedanken einer Union deutscher Mittel- und Kleinstaaten, zum Zwecke der Abwehr grossmächtlicher Übergriffe, hingeworfen. Dann hatte er an der Seite Karl Augusts an den Fürstenbundsverhandlungen von 1785 intimen Anteil genommen. Die Anregung, die jetzt die Gagern'sche Broschüre bot, konnte Goethe nichts wesentlich Neues bringen; zu allen diesen Gedanken war er schon veranlasst gewesen Stellung zu nehmen und die Erfahrung hatte ihn skeptisch gestimmt. Auch der Vorschlag einer Mitwirkung litterarischer und wissenschaftlicher Kräfte war nicht originell und lief in der Hauptsache auf die nämlichen Gedanken hinaus, wie sie schon vor Jahren zwischen Karlsruhe und Weimar verhandelt worden waren und in dem

Digitized by Google

bekannten Herder'schen Projekt eines Instituts für den Allgemeingeist Deutschlands Ausdruck gefunden hatten (1787). Wie hätten solche Pläne, die man in jenen ruhigen Jahren unausführbar befunden hatte, in dem jetzigen Zeitensturm Bestand und Erfolg haben sollen? So lehnte Goethe, indem er auf seine entsprechenden Bemühungen im kleinen Kreise hinwies, seine litterarische Beteiligung an einem grossen Gesamtunternehmen ab. Den Grundgedanken aber, organisierte Selbsthilfe zur rechten Zeit, lässt er doch gelten, und so möge, hofft er, auch der Gagern'sche Aufruf dazu dienen, „die Menschen zu demjenigen nach und nach vorzubereiten, dem sie doch nicht ausweichen können".

Gerade ein Jahr später schrieb Goethe das rätselvolle Lilienmärchen; da legt er dem Alten mit der Lampe die Worte in den Mund: „ein Einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt; aufschieben wollen wir und hoffen".

Digitized by Google

Über die in Briefform ergangenen Erlasse römischer Kaiser.

Von

O. Karlowa.

Bei der Erörterung der Frage, ob von kaiserlichen Briefen an Behörden oder Privatpersonen das Original dem Adressaten zuging, oder ob dieses in dem betreffenden amtlichen Archiv aufbewahrt wurde und dem Adressaten nur eine beglaubigte Abschrift zuging, ist wohl die Möglichkeit, dass es von einem solchen Brief mehrere authentische Exemplare gegeben habe, nicht in Betracht gezogen. Nun waren aber seit Hadrian, seit welchem überhaupt die kaiserlichen Reskripte erst wahre Bedeutung erlangten, die Gehilfenstellungen a libellis und ab epistolis zu öffentlichen Ämtern, Staatsämtern, umgewandelt worden, und ebenso hatte das erst später aufgekommene scrinium a memoria den Charakter einer öffentlichen Behörde. Diese öffentlichen Ämter waren mit der Ausfertigung und Ausgabe der in Briefform ergehenden kaiserlichen Erlasse betraut. Wenn ihrerseits ein kaiserliches Reskript in mehrfachen Exemplaren ausgefertigt wurde, so hatten diese gleichmässig die Bedeutung von authentischen Ausfertigungen, mochte nun der Kaiser auf alle diese Ausfertigungen seinen Gruss an den Adressaten geschrieben haben, oder das eine Exemplar eine Abschrift des anderen sein. Einer besonderen Beglaubigung des einen Exemplares als einer Abschrift des anderen bedurfte es nicht: dafür, dass sowohl das dem Adressaten zugesandte als das im Archiv niedergelegte Exemplar den kaiserlichen Bescheid wortgetreu wiedergebe, genoss die mit der Ausfertigung betraute Behörde öffentlichen Glauben[1]). Solche Ausfertigungen eines kaiserlichen

1) Mommsen sagt schon in dem Bericht über die Verhandlungen der K. S. Gesellsch. d. Wissensch. Phil. H. Kl. III (1851) S. 379: „und darf man wohl annehmen, dass die in den Archiven der höchsten Behörden reponierten Exemplare schon durch ihren Aufbewahrungsort als hinreichend beglaubigt galten".

Digitized by Google

Schreibens in duplo oder gar in noch mehr Exemplaren wurde ja auch dann notwendig, wenn dasselbe ganz gleichlautend an mehrere hohe Beamten zu versenden war, wie das in den Subskriptionen zu den Konstitutionen des Theod. Codex nicht selten erwähnt wird, z. B. L. 8 C. Th. de princ. ag. in rebus 6, 28 (adressiert Valerio Magistro officiorum), wo es am Schluss heisst: Eodem exemplo Isidoro Pf. P., Regino Pf. P. Illyrici, Leontio Pf. U., Theodoto Comiti Aegypti, Abthartio Comiti Orientis, Cleopatro Praefecto augustali, Hesychio Proconsuli Achajae, Eustathio Vicario Asiae, Nectario Vicario Ponticae [1]). Diese verschiedenen Ausfertigungen des ganz gleichlautenden Schreibens unterschieden sich nur durch die Adresse [2]). — Wenn also ein Erlass Diocletians vom Jahre 292 an Crispinus, den Statthalter von Phoenice (L. 3 C. de divers. rescr. 1, 23: Sancimus ut authentica atque originalia rescripta et nostra manu subscripta, non exempla eorum, insinuentur) vorschreibt, dass den Parteien das Originalreskript insinuiert werden solle, so ist darin allerdings keine Neuerung zu sehen: es beweist aber der Erlass andererseits auch nicht, dass im Archiv der das Reskript ausstellenden Behörde nur eine dem Original nicht gleichstehende beglaubigte Abschrift aufbewahrt sei, es ist durch den Erlass keineswegs die Annahme ausgeschlossen, dass die Reskripte gleich in duplo ausgefertigt wurden, bezw. doch eine, wie das Original, als authentisch geltende gleichzeitige amtliche Abschrift im Archiv des betr. kaiserlichen scrinium aufbewahrt wurde. Das Reskript will nur dem Missbrauch entgegentreten, dass von den Provinzialstatthaltern das ihnen zur weiteren Beförderung an die betreffende Privatperson zugesandte Originalreskript für ihr Archiv zurückbehalten und der Partei nur eine auf ihren Befehl gefertigte Abschrift desselben insinuiert wurde.

Anders verhielt sich nun die Sache, wenn später von einer Korporation oder einem Privatmann Abschrift von einem kaiserlichen Schreiben zu nehmen gewünscht wurde. Die Bureaubeamten durften ohne höhere Genehmigung solche Abschrift nicht gestatten [3]). Nach erfolgter Erlaubnis wird dann aber nicht etwa eine amtliche Abschrift durch das scrinium epistolarum, libellorum u. s. w. ausgestellt, sondern es wird von einem Schreiber der betreffenden Behörde der Codex, in welchem das

1) Vgl. viele andere von Hänel in der Vorrede zum Cod. Theod. S. XLI A. 246 angeführte Beispiele.

2) Zur Vergleichung kann man heranziehen, dass die forma der Kolonie auf dem Markte der Kolonie öffentlich angeschlagen und im Duplicatoriginal im kaiserlichen Archiv aufbewahrt wurde. Hygin, de limit. p. 203 L.

3) Vgl. die von Mommsen a. a. O. S. 378 A. 2 gegebenen Belege.

Digitized by Google

fragliche Schreiben sich befindet, dem betreffenden Petenten vorgelegt. Der Petent, der die Abschrift benutzen will, lässt dieselbe anfertigen. Es wird nun wohl immer die Abschrift durch den das Originalschreiben vorlegenden scriba besorgt sein. Er bezeugt, dass er Abschrift genommen und diese Abschrift noch einmal mit dem Original verglichen und als richtig befunden habe, durch den darunter gesetzten Vermerk: Rescripsi Recognovi. Aber der blosse scriba geniesst nicht, wie unsere heutigen Notare und die Behörden selber, öffentlichen Glauben. Um der Abschrift Glauben zu verschaffen, mussten sieben Zeugen zugezogen werden, von denen sich jeder von der Richtigkeit der Abschrift überzeugen konnte, und diese Zeugen mussten dem Rescripsi Recognovi des scriba ihre signa hinzufügen. Es ist dieselbe Art der Beglaubigung, welche schon seit republikanischer Zeit für verschiedenartige Erklärungen gebräuchlich war [1]). Über den ganzen Akt der Vorlegung der Originalurkunde u. s. w. wurde dann auch ein Protokoll aufgenommen. Der Vermerk rescripsi recognovi auf kaiserliche Schreiben enthaltenden Urkunden findet sich bis jetzt nicht häufig, nur vier mal: zuletzt auf einem im Bulletin de correspondance hellénique XVII (1893) S. 501 ff. von Ch. Diehl veröffentlichten Erlass der Kaiser Justin und Justinian vom 1. Juni 527, dessen lateinischer Text am Schluss die Worte hat: m i rescripsi + recognovi +.

Die eine oder andere dieser Urkunden lässt das eine oder andere in der obigen Darstellung angeführte Moment deutlicher hervortreten. Die Antwort des Antoninus Pius in der smyrnaischen Urkunde vom Jahre 139 zeigt, dass der Kaiser dem Petenten das Nehmen einer Abschrift des älteren Reskripts gestattet (describere tibi permitto), nicht die Anfertigung einer amtlichen Abschrift anordnet, und dass demnächst die (nicht amtliche) Abschrift durch signatores bestärkt wird. Die Antwort des Pius selbst wurde in der amtlichen Ausfertigung wohl vom Vertreter des smyrnaischen Gemeinderats dem letzteren übersandt, er selbst nahm dann, um sich bei den Bureaubeamten, welche das ältere Reskript Hadrians zur Abschrift vorlegen sollten, legitimieren zu können, eine Abschrift dieser Antwort des Pius. Das Schreiben Gordians an die Skaptoparener vom Jahre 238 zeigt am deutlichsten, dass zu der (nicht amtlichen) Abschriftnahme und der Kollationierung der Abschrift mit dem Original Zeugen zugezogen wurden, welche ihre signa neben das rescripsi recognovi setzten. Dass in diesem Fall der Vertreter der petitionierenden Dorfschaft keine amtliche Ausfertigung des kaiserlichen Bescheides erhalten habe, ist m. E. nicht anzunehmen. Die Dorfschaft

1) Vgl. meine Rechtsgeschichte I S. 780.

Digitized by Google

bezw. ihr Vertreter nahm später noch eine Abschrift des kaiserlichen Bescheides, um denselben auf die aufzustellende Tafel zu übertragen, die ihr zugegangene amtliche Ausfertigung wurde bei der Verhandlung vor dem Thrakischen Statthalter gebraucht.

Mommsen hat in seinen neueren Äusserungen über die Bedeutung der Worte rescripsi recognovi dieselben nicht in ganz gleicher Weise aufgefasst. Nach der ersten (Zeitschr. d. Savignystiftung XII S. 253 ff.) steht das recognovi auf dem Originalreskript und beglaubigt nur die Thatsache der Abschriftnahme selbst, „wie dies ja nothwendig geschehen musste, wenn die Eintragung in das Kopialbuch für die Geltung der Urkunde erforderlich war". Recognovi soll darnach bedeuten: (den vorstehenden Erlass) habe ich verglichen (mit der Abschrift). Mir scheint diese Deutung nicht möglich. Wo recognovi eine Vergleichung bedeutet, da kann immer nur das Original das Muster sein, mit dem verglichen wird. Auch ist mir nicht klar geworden, wie es für die Geltung des Originalreskripts erforderlich sein konnte, dass davon eine Abschrift für das kaiserliche Archiv genommen war. Abweichend davon ist die in der zitierten Zeitschrift Bd. XVI S. 197 enthaltene neueste Äusserung Mommsens. Hier stellt er nicht Original und Abschrift, sondern Konzept und Reinschrift einander gegenüber. Namentlich auf Grund eines von ihm im neuen Archiv für deutsche Geschichtskunde (11, 368) herausgegebenen Schreibens des Papstes Felix IV. vom Jahr 530 nimmt er an, dass als Subjekt des recognovi nicht der mit der Ausfertigung beauftragte Officiale, sondern der Beamte selbst, also bei kaiserlichen Schreiben der Kaiser selbst anzusehen sei. Dem Beamten seien, wie die Konzepte selbst, so auch die Reinschriften vorgelegt und beide von ihm unterzeichnet worden: das rescripsi sei unter das (regelmässig von fremder Hand entworfene) Konzept, das recognovi unter die Reinschrift gesetzt, jenes habe das Konzept als authentisch, dieses die Reinschrift als dem Konzept konform bezeichnet. Im kaiserlichen Archiv seien die Konzepte zurückbehalten, die mit recognovi unterzeichneten Reinschriften seien den Adressaten ausgehändigt oder öffentlich ausgehängt. Auch dieser Auffassung gegenüber lassen sich die Bedenken nicht unterdrücken. Auch nach dieser Auffassung steht das recognovi in keiner Beziehung zum rescripsi. Wenn recognovi aber bedeuten soll: ich habe verglichen, so muss etwas vorhergehen, woraus hervorgeht, was verglichen und womit es verglichen werden soll, wie in der subscriptio des Testator: quod illi dictavi et recognovi (L. 1 §. 8, L. 15 §. 3 D. de leg. Corn. 48, 10), ebenso in dem bekannten descriptum et recognitum facere. Weiter aber: ist denn die

Digitized by Google

Urkunde, welche eine Schrift als vom Kaiser herrührend bezeichnet, noch Konzept? Was vor des Kaisers Genehmigung vorliegt, ist Entwurf. Das Schriftstück aber, das seine Genehmigung, die sich äusserlich in der Unterschrift vollendet, erhalten, ist nicht mehr Konzept oder Entwurf, sondern das fertige kaiserliche Schreiben. Sodann aber: man kann es doch nicht als Aufgabe des Kaisers bezeichnen, die Reinschriften mit den Konzepten zu vergleichen und die Konformität der ersteren mit den letzteren zu prüfen. Von allem anderen abzusehen, wie hätte der Beherrscher des römischen Reichs dafür die Zeit gewinnen wollen? Musste er dies aber seinen Beamten überlassen, so konnte er auch nicht jene Konformität durch sein auf die Reinschrift gesetztes recognovi konstatieren. Die in dem Erlass Justins und Justinians vom 1. Juni 527 den Worten rescripsi + recognovi + vorausgehenden Buchstaben m i sind wohl nicht aufzulösen: manu imperatoris, sondern: manu inferiore, wodurch das rescripsi recognovi ebenso wie am Schluss des Schreibens des Commodus durch das Et alia manu von dem vorhergehenden kaiserlichen Schreiben abgesondert wird. Wie könnte auch, wenn als Subjekt des recognovi der Kaiser zu denken wäre, das in der smyrnaischen Urkunde auf recogn(ovi) folgende undevicensimus erklärt werden? Nach den verschiedenen Arten der Briefe haben wir uns das Zustandekommen derselben wohl so zu denken: Die als subscriptiones (oder adnotationes) bezeichneten Antworten auf libelli von Privaten wurden von dem betreffenden Beamten, später dem Beamten a memoria, mündlich beantragt, und auch die kaiserliche Entscheidung erfolgte mündlich. Diese hatte dann jener Beamte aus seiner Erinnerung in schriftliche Fassung zu bringen. Das ist das (ad memoriam) dictare adnotationes, welches die notitia dignitatum dem magister des scrinium memoriae zuschreibt. In dieser schriftlichen Fassung wurde dann die auf den libellus gesetzte kaiserliche Entscheidung dem Kaiser zur Untersetzung seines Grusses vorgelegt. Bei den durch selbständige Schreiben zu beantwortenden Eingaben von Privaten oder Behörden u. s. w. wurde dem Kaiser wohl gleich ein schriftlicher Entwurf der Antwort von dem Beamten, in dessen Ressort die Sache fiel, also je nach Umständen von dem Beamten a libellis oder dem ab epistolis, dann auch dem a memoria vorgelegt. Befahl er nach geschehener Beratung darüber Änderungen, so unterschrieb er gewiss nicht den korrigierten alten Entwurf, sondern es musste ihm dann ein dem Befehl gemäss abgeänderter neuer Entwurf vorgelegt werden, dem er dann durch seine Unterschrift (die kürzere oder längere Grussformel) seine Genehmigung erteilte.

Digitized by Google

Die Erteilung der kaiserlichen Unterschrift durch das Wort rescripsi ist unerweislich. Drei der Schreiben, unter denen wir das rescripsi recognovi finden, nämlich das des Antoninus Pius auf die Eingabe des smyrnaischen Stadtrats, das des Commodus an die afrikanischen Kolonen und das des Gordian an die Skaptoparener sind auf die Eingabe gesetzte subscriptiones. Hier hätte also, wenn der Kaiser die Entscheidung durch ein Wort als authentisch bezeichnen sollte, besser subscripsi als rescripsi gepasst. Das tritt namentlich deutlich im Fall der Skaptoparener hervor: der Kaiser bescheidet hier den Bittsteller, er solle sich eher an den Statthalter mit seiner Beschwerde wenden, quam rescripto principali certam formam reportare debeas. Er verweigert also Erteilung einer prinzipiellen Entscheidung (einer certa forma) durch ein eigentliches Reskript. Wenigstens auffällig wäre dann die Unterschrift mit rescripsi. Der Erlass aber des Justin und Justinian hätte nicht mit rescripsi, sondern mit rescripsimus unterschrieben werden müssen. Auch steht in dieser Urkunde das rescripsi + recognovi + erst hinter dem Datum, mit welchem der kaiserliche Erlass selbst schliesst. Wäre rescripsi auf den Kaiser zu beziehen, so müsste es vor dem Datum stehen.

Nicht mit dem an das rescripsi sich anschliessenden recognovi darf m. E. das in dem Schreiben des Papst Felix IV. vom Jahre 530 (von Mommsen im N. A. der G. für ältere deutsche Geschichtskunde 11, 368 herausgegebenen) sich findende recognovi zusammengestellt werden. Durch das Schreiben bestimmt Felix letztwillig den Archidiakon Bonifatius zu seinem Nachfolger und sagt zum Schluss: qui et hanc voluntatem meam et domnis et filiis nostris regnantibus indicavi, quam etiam recognovi. Felix erkennt also nochmals jene Bestimmung als seine voluntas an. Damit darüber kein Zweifel bleibe, unterschreibt er eigenhändig noch (Et manu Felicis Papae: Recognovi). Das recognoscere hat hier also die Bedeutung des Anerkennens einer Willensäusserung.

Der Einwand, den man gegen meine Auffassung des rescripsi, recognovi geltend machen wird, ist, dass rescribere gewöhnlich nicht „abschreiben" bedeute, und dass in der Antwort des Pius auf die Bitte der Smyrnaer describere für „abschreiben", ebenso in über Abschriften aufgenommenen Protokollen immer „descriptum et recognitum factum", nicht „rescriptum et recognitum factum" gesagt sei. Indessen rescribere bedeutet nicht bloss „zurückschreiben", sondern auch „von neuem, nochmals schreiben". Es bedeutet auch nicht geradezu abschreiben, sondern „wieder, nochmals schreiben", wie relegere in ähnlicher Anwendung, „wieder lesen" bedeutet. Das tritt besonders klar hervor in Cic. ad Att. XVI,

Digitized by Google

2, 1: — qui de residuis CCCC H-S, CC praesentia solverimus, reliqua rescribamus. Ein Teil der Schuld wird bar bezahlt, der Rest durch dem früheren korrespondierenden Bucheintrag als noch geschuldet verzeichnet. Das rescribere ist hier ein dem früheren scribere korrespondierendes, wiederholtes scribere. Solches früherem scribere korrespondierendes scribere kann als abschreiben verstanden werden, und muss im Zusammenhang mit dem recognoscere so verstanden werden. Beides zusammen bildet erst den vollständigen Akt: das wiederholte Schreiben und die Vergleichung desselben mit dem früher Geschriebenen. Später war das rescribere in dieser Bedeutung nicht mehr gebräuchlich, der alte zunftmässige Ausdruck hat sich aber bei den Abschriftnahmen durch die zähe Schreibertradition durch die Jahrhunderte hindurch erhalten.

Auch die Art, wie die in Briefform erfolgten Erlasse mitgeteilt bezw. veröffentlicht sind, muss hier noch ins Auge gefasst werden. Wenn Briefe „ihrer Natur nach nicht für die Öffentlichkeit, sondern nur für diejenigen bestimmt sind, an die sie gerichtet sind", so ergiebt sich aus dieser Natur mit Notwendigkeit, dass sie zur Kenntnis derjenigen, an die sie gerichtet sind, gebracht werden, ihnen mitgeteilt werden müssen. Wenn Briefe gleichzeitig oder später veröffentlicht werden, so ist das eine Überschreitung ihrer Natur, wozu eben nur besondere Gründe führen werden. Wenn nun in neuerer Zeit festgestellt ist, dass der hinter so vielen kaiserlichen Reskripten in der Unterschrift sich findende Vermerk P. P. = proposita auf den öffentlichen Aushang des Reskripts hindeutet[1]), so muss dies öffentliche Anschlagen, diese besondere Veröffentlichung der Reskripte ihren besonderen Grund gehabt haben: aus dem Wesen des Briefes allein, auch des kaiserlichen Briefes, erklärt sich diese Veröffentlichung nicht. Mommsen ist der Ansicht, dass durch die Proposition der Antwort die Insinuation derselben an die Partei überflüssig gemacht werde. Man habe es den Parteien überlassen, sich von dem öffentlich aufgestellten Erlass auf dem hergebrachten privaten Wege die beglaubigte Abschrift zu beschaffen. Das sei nicht für die Parteien, aber wohl für die Regierung eine nicht geringe Erleichterung gewesen. Die Bescheide nebst Anlagen seien nach genommener Abschrift einfach an den Stadtpräfekten geschickt. Dass die Proposition an die Stelle der Insinuation

1) In der Berliner Sammlung der ägyptischen Urkunden aus den Kön. Museen Bd. I findet sich ein Erlass der Kaiser Severus und Antoninus vom 29. Dec. 199 mit der subscriptio: *Προετέθη ἐν Ἀλεξανδρείᾳ τῷ. Τῦβι[ ] γ.* Sie zeigt also, dass die Proposition der Reskripte auch am Orte des Empfangs derselben stattfinden konnte, wie das ja häufig nachweisbar ist bezüglich der in Briefform ergangenen leges edictales der späteren Zeit.

Digitized by Google

habe treten können, soll die thrakische Urkunde über das Reskript Gordians an die Skaptoparener zeigen. Indessen, dass in dieser Inschrift das regelmässige Data oder Scripta mit Angabe des Datums fehlt, ist doch kein Beweis dafür, dass es sich unter der subscriptio Gordians nicht gefunden. Fehlt doch auch das P. P. unter derselben. Nur aus dem über die Abschrift genommenen Protokoll entnehmen wir, dass auch dieser Bescheid Gordians durch öffentlichen Anshang in porticu Thermarum Trajanarum veröffentlicht ist. Der Band, auf Grund dessen die Abschrift gemacht ist, wird bezeichnet als liber libellorum rescriptorum, a domino nostro — Gordiano et propositorum Romae u. s. w. Unter dem Ausdruck libelli rescripti ist die Beisetzung des Data oder Scripta oder Suscripta hinter die kaiserliche Entscheidung schon inbegriffen, denn sie gehörte ohne Zweifel zum vollständigen Reskript. Was hätte es überhaupt für einen Sinn, falls das Schreiben dem Bittsteller nicht zugeschickt wäre, dass die Adresse gefasst wäre: — vikanis per Pyrrum mil. compossessorem. Der Zusatz per Pyrrum u. s. w. hat doch nur Bedeutung, wenn diesem der kaiserliche Bescheid für die Skaptoparener zugesandt wurde. Träte die Proposition an die Stelle der Insinuation, so hätte er keinen Zweck, der Kaiser konnte dann einfach vikanis antworten. Für einen grossen Teil der den Kaiser um Rechtsweisung bittenden Privaten wäre der kaiserliche Bescheid, falls er nur durch Proposition in Rom veröffentlicht wäre, gänzlich verloren gewesen, denn wie viele in entfernten Provinzen Wohnende werden nicht in der Lage gewesen sein, einen Vertreter nach Rom zu senden, oder einen in Rom Lebenden zum Vertreter zu ernennen, um sich eine Abschrift des kaiserlichen Bescheides anfertigen zu lassen. Für die Regierung lag aber keine Schwierigkeit vor: sie sandte ohne Zweifel die epistolae, Reskripte u. s. w. den Statthaltern der Provinzen, in welchen die Petenten wohnten, zu. Natürlich mussten die Petenten in ihrer Eingabe dafür Sorge tragen, ihren Namen und Wohnort so genau anzugeben, dass sie ohne zu grosse Mühe von den Provinzialstatthaltern ermittelt werden konnten.

Für die Verwendung des Reskripts im Reskriptsprozess erscheint doch die Insinuation desselben an den Kläger unumgänglich, da dasselbe prozessualische Wirkungen haben soll und dem Richter vorgelegt werden muss. Das kann doch nicht von dem Zufall abhängig gemacht sein, dass es der Partei möglich war, sich eine beglaubigte Abschrift desselben zu verschaffen. Auch wäre der Erlass Diocletians (L. 2 C. de div. res. 1, 23), wonach die originalia rescripta insinuiert werden sollten, nicht verständlich, wenn die Insinuation in grossem Umfange durch die Proposition

Digitized by Google

ersetzt wäre, der Partei also doch nur eine privatim beglaubigte Abschrift in die Hände gekommen wäre. Dass die Insinuation in grossem Umfange durch die Proposition ersetzt sei, wird auch durch die Angabe des notitia dignitatum über den Geschäftskreis der magister memoriae widerlegt: annotationes omnes dictat et emittit, denn unter dem emittere ist eben die Zufertigung an die Parteien, die Adressaten verstanden, wie denn ja auch bei einzelnen uns erhaltenen Kaiserbriefen darunter neben dem data noch besonders das emissa sc. epistola angemerkt ist. Wenn nun die Proposition die Mitteilung des Briefs an den Petenten nicht ersetzt haben kann, so muss sie einen anderen Grund gehabt haben. Dieser kann nur darin gefunden werden, dass die Reskripte legis vicem hatten. Schon der unter Hadrian lebende Gaius sagt J. I 5: — nec unquam dubitatum est, quin id (nämlich auch was der imperator epistula constituit), legis vicem optineat, cum ipse imperator per legem imperium accipiat —. Das gilt auch von den subscriptiones, nach Ulp. lib. I institutionum in L. I § 1 D. de const. pr. 1, 4: Quodcunque — imperator per epistulam et subscriptionem statuit — —, legem esse constat. Dass die einen Rechtssatz aussprechende epistola oder adnotatio gesetzgleiche Kraft hat, einen Rechtssatz ausspricht, ist der besondere die Veröffentlichung veranlassende Grund, mag der Rechtssatz streitig oder ganz unbestritten geltend sein. Das kaiserliche Reskript, welches für einen bestimmten Prozess erging, bot eine doppelte Seite dar. Um für den betreffenden Prozess Giltigkeit zu haben, musste es insinuiert sein. Als Quelle eines Rechtssatzes, welcher auch in anderen Fällen Anwendung finden sollte, bedurfte es der Proposition. Ohne dieselbe konnte es eben nur Geltung für den Fall, für welchen es erlassen war, beanspruchen. Auch wenn das Reskript einen feststehenden Rechtssatz aussprach, brauchte man im Falle gehöriger Proposition desselben nicht auf andere Rechtsquellen zurückzugehen, sondern konnte sich einfach auf das kaiserliche Reskript berufen, welches ihn ausgesprochen und nun auch als Quelle desselben dienen konnte. Die Juristen gewöhnten sich mehr und mehr, auch für unstreitige Rechtssätze sich auf kaiserliche Reskripte zu berufen. Wenn nun auch im allgemeinen die Grenze gezogen sein wird, dass die einen Rechtssatz aussprechenden Reskripte proponiert, die andern, welche vielleicht nur Gnadenerweisungen für ein Individuum enthielten, nicht proponiert wurden, so mag doch im einzelnen manche Willkürlichkeit vorgekommen sein. Auch der Erlass an die Skaptoparener spricht keinen Rechtssatz aus: er mochte sich aber deshalb für die Proposition eignen, weil er, was von allgemeinerem Interesse war, aussprach, eine solche querela sei

Digitized by Google

nicht der Art, um dafür durch kaiserliches Reskript eine certa forma zu erlangen.

Es mag sich der Mühe verlohnen, rücksichtlich der Art und Mitteilung eine andere Art von kaiserlichen Erlassen der späteren Zeit zur Vergleichung heranzuziehen, welche nicht zu den Reskripten und adnotationes gehören. Bekanntlich sind seit der Begründung der absoluten Monarchie manche generales leges in der Form von Erlassen an hohe Beamte, in deren Ressort oder Gebiet der betreffende Gegenstand fiel, gegeben worden. Diese Gesetze sind zwar materiell Edikte, ihrer Form nach aber nicht: ihrer Form nach sind sie Briefe an die betreffenden Beamten, und diese Form mag denn auch wohl von den Reskripten entnommen sein. In den uns im Theodosianischen Codex, den posttheodosischen Novellen und anderen Rechtssammlungen häufig ziemlich genau erhaltenen Subskriptionen treten nun die verschiedenen bei der Behandlung kaiserlicher Briefe beobachteten Momente deutlicher hervor, als in den nicht so vollständig erhaltenen Subskriptionen der eigentlichen Reskripte. Häufig giebt die Subscriptio nur das Data sc. epistola unter Hinzufügung des Orts, des Tags und Jahrs. Nicht selten erscheint neben dem Data bezw. Proposita das Accepta (sc. epistola) des Adressaten ebenfalls mit Beifügung von Ort, Tag und Jahr[1]) (wobei die durch Vergleichung von Datum des Briefs und Empfangszeit zu ermittelnde Zeit, welche der Brief bis zur Ankunft beim Adressaten brauchte, nicht ohne Interesse ist). Da der den Empfang bezeugende Vermerk nur von dem Beamten, an den der Brief gerichtet ist, bezw. dessen Officium herrühren kann, so kann man daraus wohl entnehmen, dass die betreffenden Erlasse aus den Archiven dieser Beamten entnommen sind, während die aus den Archiven der die kaiserlichen Schreiben ausfertigenden Beamten entnommenen Erlasse nur das Data, nicht das Accepta anmerken konnten. Es finden sich auch, wenngleich nicht häufig, Erlasse, welche nur das Accepta, nicht das Data bieten[2]). Ob dieses nur auf Willkür oder Nachlässigkeit der späteren Sammler zurückzuführen sei, ist mir doch zweifelhaft. Auch diese Konstitutionen müssen aus den Archiven der Adressaten

1) L. 1 C. Th. de mand. pr. 1, 3. L. 10 C. Th. de off. pr. u. 1, 6. L. 3 C. Th. de jurisd. 2, 1. L. 1 C. Th. de denuntiat. 2, 4. L. 18 C. Th. de feriis 2, 8. L. 6 C. Th. de spons. 3, 5. L. 1 C. Th. de praef. pr. 6, 7. L. 1 C. Th. de quaestor. 6, 9. L. 2 C. Th. de primicerio 6, 10. L. 1 C. Th. de mag. scr. 6, 11. L. 1 C. Th. de proximis 6, 26. L. 1 C. Th. de curiosis 6, 29. L. 1 C. Th. de fil. mil. a. 7, 22. L. 1 C. Th. de priv. app. 8, 3. L. 1 C. Th. de concuss. 8, 10. L. 2 C. Th. de mat. b. 8, 18. L. 6 C. Th. eod. tit. u. a. m.

2) z. B. L. 3 C. Th. de extraord. s. s. m. 11, 16. L. 24 C. Th. de decur. 12, 1. L. 2 C. Th. de naufrag. 13, 9. Consultat. 1, 6.

Digitized by Google

entnommen sein, denen vielleicht das Schreiben nachlässiger Weise ohne den Datavermerk zugegangen war. Selten ist in den Subskriptionen auch das emissa sc. epistola vermerkt [1]). Gar nicht selten ist neben dem Data auch das Proposita angemerkt, und zwar auch mit Angabe des Tages, der Stadt und der Stelle der Proposition. Dabei findet sich dann noch der Unterschied, dass die Proposition entweder in der Stadt, in welcher der kaiserliche Erlass ergangen war [2]), oder in der Stadt, in welcher der Adressat seinen Sitz hatte, erfolgt ist [3]). Neben der Proposition kommen hie und da auch andere Weisen der Veröffentlichung vor, wie Verlesung in einem Gerichtslokal [4]) (Lecta apud acta, allegata in basilica u. s. w., in secretario).

1) L. 9 C. Th. de ag. in reb. 6, 27. L. 3 C. Th. de numerar. 8, 1. L. 11 C. Th. de div. off. 8, 7. L. 112 C. Th. de decur. 12, 1. Nov. Val. XVIII, 1.

2) L. 1 C. Th. de off. mag. offic. 1, 9. L. 2 C. Th. de spon. 3, 5. L. 6 C. Th. ad Sc. Claud. 4, 11. L. 5 C. Th. de fil. m. a. 7, 22. L. 3 C. Th. de exsec. 8, 8. Nov. Val. III XI, 1. XIX, 1. XX, 1. 2. XXII, 1. XXIV, 1. XXVI, 1. XXX, 1.

3) L. 2 C. Th. de int. rest. 2, 16. L. 11 C. Th. de tironib. 7, 13. L. 41 C. Th. 8, 5. L. 1 C. Th. de infirm. poen. 8, 16. L. 3 C. Th. ad leg. Jul. 9, 7. L. 5. 6. C. Th. de appell. 11, 30. L. 18 C. Th. eod. tit. L. 25 u. 28 C. Th. eod. tit. L. 1 C. Th. de privileg. corp. 14, 2. L. 5 C. Th. de Judaeis 16, 8. L. 1 C. Th. Ne Christianum 16, 9. Const. Sirm. IV. XII.

4) L. 1 C. Th. de cognit. 2, 12. L. 2 C. Th. fin. reg. 2, 26. L. 4 u. 6. C. Th. de indulgent. 9, 38. L. 3 C. Th. de bon. vac. 10, 8. L. 2. 4. C. Th. de extraord. s. s. m. 11, 16. L. 14 C. Th. eod. tit. L. 30 C. Th. de app. 11, 30 L. 50 C. Th. eod. tit. L. 2 C. Th. de naufrag. 13, 9. L. 14 C. Th. de episcop. 16, 2. Consult. 9, 2. 9, 4.

Digitized by Google

Zur Hygiene der Arbeit.[1])

Von

E. Kraepelin.

In den sehnsüchtigen Kindheitsträumen der Völker begegnen wir öfters der Vorstellung eines längst entschwundenen, reinen Glückszustandes, eines Zeitalters sorglosen Genusses in ungebrochener Jugendkraft, frei von Schmerz und Krankheit, frei auch von den Mühen der Arbeit. So schildert die Schöpfungssage der Bibel das Glück des Paradieses als ein thatenloses Geniessen; erst nach dem Sündenfalle kommt mit andern Übeln die Arbeit in die Welt. „Im Schweisse Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen", spricht der Herr strafend zum ersten Menschen und drückt dadurch der Arbeit den Stempel seines Fluches auf, den die Menschheit unter der Herrschaft der Sünde zu tragen verdammt ist. Kein Wunder daher, dass auch die gläubige Hoffnung auf ein himmlisches Paradies in ihm der Arbeit keine Stätte hat einräumen können! Noch heute ist diese aus dem Grunde der Volksseele geborene Anschauung von dem Fluche der Arbeit unter uns lebendig. Es hat einen tiefen Sinn, wenn der vierte Stand das Elend seiner Lage nicht besser zu kennzeichnen versteht, als durch seine Verkettung mit der Arbeit. Wie der Sklave zum Freien, so soll der Arbeiter in Gegensatz gestellt werden zum Geniessenden, die Mühsal des täglichen Kampfes ums Dasein zum sorglosen Nichtsthun des Schlaraffenlebens.

Der Wahrheitskern, der in diesen Vorstellungen steckt, ist unschwer aufzufinden. Jede Arbeit ist mit der Überwindung von Hindernissen und Schwierigkeiten verknüpft; sie führt zur Ermüdung, zum Gefühle der Schwäche und Mattigkeit, und zerstört damit das frische Behagen am Dasein. Ja, sie verbraucht unsere Kräfte, zehrt an Körper und Geist und kann uns dem Siechtume in die Arme treiben. Zudem fordert sie von uns die wertvollste Zeit unseres Lebens und zwingt uns in ein

1) Vortrag, gehalten am 19. August 1896 auf der Gewerbeausstellung in Berlin.

Digitized by Google

Joch, dem wir nur zuweilen und nur vorübergehend zu entrinnen vermögen. So wird es begreiflich, dass sie uns als die Strafe des erzürnten Gottes erscheint, dass die Arbeit das Wahrzeichen der Mühseligen und Beladenen geworden ist.

Und doch regt sich auch heute schon in den Rittern der Arbeit weit mehr, als das Gefühl, Stiefkinder des Glücks zu sein. Ein trotziges Selbstbewusstsein hat den Namen des Arbeiters zum Ehrentitel gemacht, indem es den thatkräftigen Träger und Schöpfer menschlicher Gesittung in Gegensatz stellt zum nutzlosen Schmarotzer. Die Arbeit ist nicht mehr die schwere Bürde, unter welcher das Menschengeschlecht seufzt, sondern sie ist der eigentliche und wesentliche Inhalt unseres Daseins, der allein ihm Wert und Berechtigung zu geben im Stande ist. Auch diese Auffassung ist uralt. Sie musste sich dem Menschen aufdrängen, sobald ihm die handgreiflichen Früchte seines Fleisses vor Augen standen, sobald die Arbeit ihm Quellen des Wohlbehagens erschloss, die ihm bis dahin unzugänglich gewesen waren. Befestigt und vertieft wurde sie durch jene Befriedigung, welche die glückliche Überwindung von Schwierigkeiten, den Erfolg unserer Anstrengungen begleitet, durch das Hochgefühl des eigenen Wertes, wie es aus dem Bewusstsein höchster Leistungsfähigkeit entspringt. Wir dürfen es aber mit Stolz aussprechen, dass schwerlich irgend eine Zeit den Segen und den Adel der Arbeit lebendiger empfunden und höher geschätzt hat, als unser Jahrhundert; hat doch auch niemals der sinnende und schaffende Fleiss derartige Umwälzungen in unseren gesamten Lebensbedingungen hervorgerufen, wie sie uns zu erleben beschieden waren. Mit wachsender Macht durchdringt daher unser Geschlecht die tiefe Überzeugung, dass die Arbeit nicht das traurige Verhängnis der Unterdrückten, sondern dass sie das köstliche Vorrecht des Gesunden ist. Zu den Zeiten des Tacitus galt dem freien Deutschen jede Arbeit ausser dem Waffenhandwerk als Unehre. Vielleicht haben sich hie und da noch Reste solcher Anschauungen erhalten, aber es giebt heute keinen Stand mehr, der es wagen könnte, die ehrliche Arbeit als unter seiner Würde zu betrachten. Vielmehr sehen wir Prinzen und gekrönte Häupter in den Wettstreit der Kräfte auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft und Technik eintreten, und auch in der Frauenwelt ist mächtig der Widerwille gegen das thatenlose Liliendasein erwacht, gegen die verlogene Vornehmheit des standesgemässen Müssigganges. Stetig mehrt sich die Zahl derer, denen die Arbeit nicht mehr Erwerbsmittel ist, sondern Lebensbedürfnis und zugleich reinste und unversieglichste Quelle menschlichen Glückes überhaupt.

Digitized by Google

Ein Doppelantlitz ist es demnach, welches die Arbeit trägt. Fluch und Segen liegt in ihr beschlossen. An uns ist es, der Arbeit ihren Stachel zu nehmen, sie so zu gestalten, dass wir uns ihrer Segnungen freuen können, ohne Leid und Not des Lebens zu mehren. Je rückhaltloser und einmütiger unser Volk seine ganze Kraft zu gemeinsamer Arbeit einsetzt, desto dringender tritt an uns die Mahnung heran, Sorge zu tragen, dass nicht das Werkzeug denjenigen verletze oder gar vernichte, der es im Dienste menschlicher Gesittung handhabt.

Die Lösung der hier sich erhebenden Fragen ist nicht leicht. Wohl kennen wir in den gröbsten Umrissen die Gefahren der Arbeit, wie sie uns die Erfahrung des täglichen Lebens zeigt. Eine genauere Erforschung der Bedingungen jedoch, welche die Arbeitsleistung beeinflussen, ist kaum jemals versucht worden. Die fruchtbare Wissenschaft der Hygiene hat uns bis in die kleinsten Einzelheiten vorgeschrieben, wie wir uns kleiden und nähren, wie wir Häuser und Städte einrichten und ansteckende Krankheiten verhüten sollen, aber sie lehrt uns nichts darüber, welches Mass geistiger und körperlicher Arbeit wir zu ertragen vermögen, wo die Gefahren der Überarbeitung beginnen und wie wir im Stande sind, ihnen zu begegnen.

Das Mittel, diese Lücke auszufüllen, ist der Versuch. Wenn es uns gelingt, ein Mass für die Grösse der Arbeitsleistung in einer bestimmten Zeit aufzufinden, so können wir auch die Änderungen feststellen, welche sich unter den verschiedensten Bedingungen des täglichen Lebens ergeben. Es wird möglich sein, zu prüfen, unter welchen Verhältnissen Menge und Wert der Arbeitsleistung sich am günstigsten gestalten, namentlich aber auch, welche Umstände eine Herabsetzung der Leistungsfähigkeit, eine Schädigung der Arbeitskraft herbeizuführen geeignet sind. Der hier angedeutete Weg ist seit einer Reihe von Jahren beschritten worden[1]). Zur Messung der geistigen Leistungsfähigkeit wurden vorzugsweise fortlaufende einfache Rechen- und Lernaufgaben, zur Prüfung der Muskelarbeit regelmässige Hebungen von Gewichten nach einem von Mosso angegebenen Verfahren benutzt. Man wird es verstehen, dass diese Untersuchungen erst an einigen wenigen Punkten haben angreifen können; gleichwohl lassen sich schon heute einzelne wichtige Beziehungen zwischen Leistungsfähigkeit und Arbeitsbedingungen deutlich genug übersehen. Vor allem aber dürfte durch die Ergebnisse der bisherigen Versuche der vollgiltige Beweis dafür geliefert sein, dass wir in ihnen und nur in

1) Vgl. die von mir herausgegebenen „Psychologischen Arbeiten", Leipzig, Engelmann.

Digitized by Google

ihnen ein zuverlässiges Mittel in der Hand haben, die Grundlagen für eine wirkliche Hygiene der Arbeit zu schaffen.

Das wesentliche Ziel dieser jungen Wissenschaft ist der Kampf gegen die Ermüdung. In der Ermüdung liegt der Fluch, liegt die Gefahr der Arbeit. Was die Ermüdung bedeutet, ist noch nicht ganz geklärt. Wir dürfen indessen annehmen, dass bei derselben zwei verschiedene Vorgänge sich nebeneinander abspielen. Jede Arbeit in unserem Körper beruht auf der Zerlegung zusammengesetzter Stoffe in ihre einfacheren Bestandteile; jeder Leistung in Gehirn oder Muskeln entspricht demnach ein Verbrauch von Kraftvorräten, welche den Heizstoffen vergleichbar sind, die unsere Dampfmaschinen im Dienste verbrennen. Soll die Arbeit lange Zeit hindurch von Statten gehen, so muss für das Verbrauchte Ersatz geschafft werden; sonst wird am Ende der Fortbestand des arbeitenden Gewebes in Frage gestellt oder doch seine Leistungsfähigkeit für längere Zeit erheblich vermindert. Weiterhin aber wirken manche der Zerfallstoffe, welche die Arbeit erzeugt, auf die Gewebe unseres Körpers giftig, verändern sie und setzen damit ihre Arbeitskraft herab. Zum Teil werden diese Stoffe im arbeitenden Gewebe selbst zerstört, zum Teil vom nimmer ruhenden Blutstrome ausgewaschen und besonderen Stätten in unserem Körper zugeführt, an denen sie unschädlich gemacht werden. Schon eine kurze Ruhe oder die einfache Durchströmung eines Muskels mit Kochsalzlösung genügt unter Umständen, um diese Giftwirkungen wieder zu beseitigen. Sie gewinnen nur dann grössere Ausdehnung, wenn angestrengte Thätigkeit so beträchtliche Mengen von Zerfallstoffen erzeugt, dass sie nicht schnell genug vernichtet oder fortgeschafft werden können. Ebenso wird auch der Verbrauch an Kraftvorräten erst dann zu einer Herabsetzung der Arbeitsfähigkeit führen, wenn der gleichfalls durch den Blutstrom bewirkte Ersatz erheblich hinter dem Bedarfe zurückbleibt.

Es ist leicht verständlich, dass die Zerstörung oder die Auswaschung giftiger Stoffe aus den Geweben im allgemeinen rasch bewerkstelligt werden kann. Ungleich langsamer dagegen vollzieht sich der Ersatz der Kraftvorräte und die Aufnahme neuer Bestandteile in die Gewebe. Wir werden daher erwarten dürfen, dass ein Teil der Arbeitsschädigung sich sofort ausgleicht, während ein anderer Teil jener Wirkungen nur ganz allmählich, innerhalb längerer Zeiträume wieder verschwindet. Diese Erwartung wird durch die Erfahrung bestätigt. Wir wissen, dass nach kürzerer Arbeit die Ermüdungserscheinungen sehr bald nachlassen, dass aber wiederholte, wenn auch kurze Arbeitszeiten nach und nach eine

Digitized by Google

fortschreitende Ermüdung erzeugen, welche bisweilen am nächsten Tage oder selbst später noch nachweisbar ist. Ja, wir können sagen, dass im Gehirne des Menschen und der höheren Tiere der Verbrauch unter allen Umständen während des Wachens dauernd höher sein muss, als der Ersatz, da auch bei völligem Nichtsthun schon am Ende jedes Tages ein Zustand von Ermüdung erreicht wird, der nicht mehr durch einfaches Ausruhen, sondern nur noch durch den Schlaf beseitigt werden kann.

Wie aus diesen Darlegungen hervorgeht, ist die Ermüdung, mag man auf den einen oder auf den anderen der geschilderten Vorgänge das Gewicht legen, ein unzertrennlicher Begleiter, nichts, als die naturnotwendige Folge der Arbeit. Streng genommen beginnt die Ermüdung daher mit der Arbeit selbst. Jedenfalls lassen sich durch geeignete Versuche die ersten leisen Spuren der Ermüdung schon sehr früh nachweisen. Freilich sind sie oft längere Zeit hindurch recht geringfügig und werden gelegentlich durch entgegengesetzte Einflüsse äusserlich vollkommen verdeckt, so dass sie nur durch besondere Kunstgriffe überhaupt dargestellt werden können. Bei der Muskelarbeit gelingt das im allgemeinen viel leichter, als bei geistiger Thätigkeit.

Das wichtigste Zeichen der Ermüdung ist ein fortschreitendes Sinken der Arbeitsleistung. Einfache Herabsetzung der Leistungsfähigkeit berechtigt noch nicht zur Annahme von Ermüdungswirkungen; sie kann durch eine ganze Reihe von andersartigen Ursachen zu Stande kommen, von denen hier zunächst nur körperliches Unbehagen, gemütliche Verstimmung, Ablenkung durch äussere oder innere Vorgänge erwähnt werden sollen. Ebensowenig dürfen wir jedes vorübergehende Sinken der Arbeitswerte schon als Ermüdungszeichen auffassen. Abgesehen davon, dass die verschiedenartigsten Störungen eine solche Schwankung herbeiführen können, handelt es sich vielfach gar nicht um eine wirkliche Herabsetzung der Arbeitsleistung, sondern nur um das Schwinden einer voraufgehenden, durch besondere Einflüsse hervorgerufenen Steigerung, um die Rückkehr von beschleunigter oder selbst überhasteter Arbeit zum gewöhnlichen Zeitmasse. Wo wir aber die Leistungsfähigkeit bei fortgesetzter Thätigkeit dauernd und in immer verstärktem Grade abnehmen sehen, da kann über die Deutung der Erscheinung kein Zweifel mehr bestehen — da handelt es sich bestimmt um die Wirkungen der Ermüdung.

Mit der Herabsetzung der Arbeitsmenge verbinden sich regelmässig auch Veränderungen ihrer Beschaffenheit im Sinne einer Verschlechterung der Leistung. Natürlich sind diese eben so mannigfaltig wie die menschliche Arbeit selbst, und nur wenige Formen solcher Verände-

Digitized by Google

rungen haben sich bis heute messenden Bestimmungen zugänglich erwiesen. Eine der wichtigsten Ursachen für die Minderwertigkeit der Ermüdungsarbeit ist ohne Zweifel die Herabsetzung der Aufmerksamkeitsspannung, welche die Ermüdung begleitet. Wir werden zerstreut, können unsere Gedanken nicht mehr recht sammeln, schweifen ab. In Folge dessen werden wir zunächst unfähig zu solchen Leistungen, welche die höchste Anspannung unserer geistigen Kräfte erfordern, wie die schöpferische Thätigkeit auf künstlerischem oder wissenschaftlichem Gebiete. Aber auch bei sehr einfachen Arbeiten machen sich deutliche Störungen bemerkbar. Stellen wir etwa Jemandem die Aufgabe, auf zugerufene Worte jeweils die erste Vorstellung zu nennen, die in ihm auftaucht, so lässt sich zeigen, dass mit dem Eintritte der Ermüdung diese Vorstellungen einförmiger werden und in immer äusserlicherer Verknüpfung mit den zugerufenen Worten stehen. Vielfach kehren dieselben Vorstellungen wieder, auch wo sie gar nicht passen, oder es werden an das erste Wort einfach Silben und Ergänzungen angehängt, ohne Beziehung zu dem eigentlichen Sinn. Diese Erscheinung, die uns aus gewissen Krankheitszuständen wohl bekannt ist, bedeutet eine Verflachung des Gedankenganges. Wir erinnern uns hierbei jener Stunden, in denen wir beim Sprechen oder Schreiben trotz aller Anstrengung immerfort dieselben Wendungen gebrauchen und ausser Stande sind, unsere Gedanken zusammenhängend darzustellen.

Ferner wird unsere Arbeit, wie die alltägliche, z. T. durch den Versuch bestätigte Erfahrung lehrt, unter dem Einflusse der Ermüdung ungleichmässiger, unzuverlässiger. Wir fassen äussere Eindrücke unsicherer auf, vermengen sie mit eigenen Zuthaten, irren uns leichter bei schwierigen Rechnungen, prägen uns den Lernstoff unvollkommen und fehlerhaft ein. Es scheint, dass auch die Spuren solcher Arbeit, wie sie sich in der fortschreitenden Übung nachweisen lassen, weniger fest haften; ihr Übungswert ist ein geringerer. Auf körperlichem Gebiete verlieren die Bewegungen nicht nur an Kraft, sondern namentlich auch an Sicherheit und Feinheit; sie werden plumper und ungeschickter; bei stärkerer Ermüdung tritt geradezu Muskelzittern ein, welches alle verwickelteren Leistungen unmöglich macht.

Von grösster Wichtigkeit sind die nahen Beziehungen, welche zwischen körperlicher und geistiger Ermüdung bestehen, wie zuerst Mosso eingehender dargelegt hat. Starke geistige Anstrengung setzt auch die Grösse der Muskelleistung herab, und umgekehrt lässt sich zeigen, dass längere körperliche Arbeit ein sehr deutliches Sinken der geistigen

Digitized by Google

Leistungsfähigkeit zur Folge hat. Die Erklärung dieser Thatsachen liegt einmal darin, dass auch die Muskelarbeit nur durch die Bewegungsantriebe zu Stande kommt, die vom Nervengewebe ausgehen. Bei körperlicher Thätigkeit wird also dieses letztere immer gleichzeitig mit ermüdet, und andererseits wird auch Ermüdung des Gehirns allein recht wohl eine Erschwerung jener Bewegungsantriebe bewirken können, wenn nun zur Muskelarbeit übergegangen werden soll. Es ist jedoch auch möglich, dass durch geistige und körperliche Thätigkeit in gleicher Weise giftige Zerfallstoffe gebildet werden, welche bei stärkerer Anhäufung im Körper nicht nur am Orte ihrer Entstehung, sondern vielleicht allgemein jene Herabsetzung der Arbeitsfähigkeit herbeiführen, die wir als Ermüdung bezeichnen.

Offenbar ist die hier berührte Frage, ob jeder Abschnitt unseres Körpers gesondert ermüdet, oder wie weit die Ermüdung auf einem Gebiete andere Leistungen in Mitleidenschaft ziehen kann, von grosser wissenschaftlicher und praktischer Bedeutung, doch vermögen wir sie leider heute noch nicht mit Sicherheit zu beantworten. Nur soviel sei angedeutet, dass nach den mir vorliegenden Versuchen der Wechsel zwischen verschiedenartiger geistiger Arbeit niemals so günstig wirkt wie das Einschieben entsprechender Ruhepausen. Demnach muss eine Art geistiger Thätigkeit auch auf anderen Gebieten unseres Seelenlebens Ermüdungswirkungen zu erzeugen im Stande sein, wenn auch wahrscheinlich in geringerem Grade. Die tägliche Erfahrung würde diesen Satz offenbar bestätigen. Wir wollen indessen darauf hinweisen, dass bei Versuchen mit ausgedehnten Spaziergängen die Ermüdung von einer Erleichterung der Bewegungsantriebe begleitet war, welche nach einfacher geistiger Anstrengung vollkommen fehlte. Hier würden wir einen Unterschied in der körperlichen und geistigen Ermüdung vor uns haben, doch liegt der Gedanke nahe, dass jene Erscheinung eine Nachwirkung der körperlichen Anstrengung darstellt, die an sich mit der Ermüdung nichts zu thun hat; sie pflegt sich auch weit schneller zu verlieren, als die Beeinträchtigung der Arbeitsfähigkeit.

Der eigenen Wahrnehmung kündigt sich die Ermüdung sehr deutlich durch das Gefühl der Müdigkeit, Ermattung, Abgespanntheit an, welches allmählich zu einem immer stärker anwachsenden Ruhebedürfnisse und endlich zum Schlafe führt. Dazu gesellt sich eine Erhöhung der gemütlichen Reizbarkeit, namentlich wenn wir an der Befriedigung des Ruhebedürfnisses gehindert werden. Wir können das Gefühl der Müdigkeit vielleicht als eine Art Schutzeinrichtung betrachten, ähnlich

Digitized by Google

dem Schmerze. Wie dieser uns veranlasst, leidende Teile unseres Körpers zu schonen, so werden wir durch die Müdigkeit gezwungen, die Arbeit abzubrechen, sobald die Gefahr einer stärkeren Schädigung durch dieselbe nahe liegt. Indessen derartige Schutzgefühle sind nicht unter allen Umständen untrüglich. Ein Glied kann schmerzen, ohne Sitz einer Krankheit zu sein; wir können Hunger empfinden, ohne dass ein eigentliches Nahrungsbedürfnis bestände, und wir können müde werden, ohne wirklich ermüdet zu sein. Den schlagendsten Beweis für diese Möglichkeit liefert das Entstehen der Müdigkeit durch einfaches Einreden in der Hypnose; weitere Beispiele sind die Müdigkeit am Morgen nach dem Erwachen und Mittags nach der Mahlzeit. Wenn hier nicht zufällig besondere Anstrengungen vorhergegangen sind, wird von einer Ermüdung, einer Verminderung des verfügbaren Kraftvorrates in der Regel keine Rede sein. Trotzdem besteht bei sehr vielen Menschen sowohl unmittelbar nach dem Aufstehen wie nach der Hauptmahlzeit das deutliche Gefühl der Abspannung und Ruhebedürftigkeit, welchem auch eine Herabsetzung wenigstens der geistigen Leistungsfähigkeit zu entsprechen pflegt. Allein während bei wirklicher Ermüdung durch fortgesetzte Thätigkeit die Arbeitsleistung rasch immer tiefer geschädigt wird, stellt sich hier im Gegenteil ein allmähliges Ansteigen der Arbeitswerte ein; zugleich verschwindet die Müdigkeit.

Ganz ähnliche Verhältnisse haben wir bei der Langweile vor uns, die so häufig mit der Ermüdung verwechselt wird. In Wahrheit ist die Ähnlichkeit eine ganz äusserliche. Die Langweile tritt bei einförmiger Arbeit auf, auch wenn sie nicht anstrengend ist, ja wir beobachten sie häufig gerade dann, wenn wir gar keine Arbeit leisten. Die Arbeitsfähigkeit ist daher, wie die Messung lehrt, bei der Langweile auch keineswegs herabgesetzt. Namentlich dann, wenn wir aus irgend einem Grunde Geschmack an der langweiligen Arbeit finden oder die Thätigkeit wechseln, zeigt sich trotz fortgesetzter Anstrengung vielfach ein Ansteigen der Leistung, in völligem Gegensatze zu dem Verhalten der Ermüdung, die unter allen Umständen nur durch Ruhe wieder beseitigt werden kann.

Auf der anderen Seite kennen wir hochgradigste Ermüdung ohne eine Spur von Müdigkeit. Wir sehen öfters Tobsüchtige viele Monate lang in unaufhörlicher schwerster Aufregung bei fast völliger Schlaflosigkeit und ganz ungenügender Ernährung ihre Kräfte bis zum äussersten erschöpfen, ohne dass sie dabei irgend welche Müdigkeit empfänden. In kleinerem Massstabe ist uns das Ausbleiben oder Verschwinden der Müdigkeit bei lebhaften gemütlichen Erregungen aus dem gesunden Leben

Digitized by Google

bekannt. Eine Arbeit, die uns fesselt, verscheucht das Schlafbedürfnis, ja es kommt nicht selten vor, dass die gewohnheitsmässig zu bestimmter Stunde sich einstellende Müdigkeit einfach wieder verschwindet, wenn wir derselben nicht nachgeben. Auch die körperliche Ermattung kann sich ganz plötzlich verlieren, wenn die Lage eine letzte grosse Kraftanstrengung von uns fordert oder die Aussicht auf glückliches Gelingen eines schweren Werkes uns in freudige Erregung versetzt. Eine Beseitigung der thatsächlichen Ermüdung findet in allen diesen Fällen durchaus nicht statt. Die Müdigkeit pflegt unter gewöhnlichen Verhältnissen bereits zu einem Zeitpunkte sich einzustellen, an welchem der verfügbare Kraftvorrat noch ein recht bedeutender ist. Missachten wir das Warnungszeichen, so sind wir immerhin im Stande, längere Zeit hindurch unsere Arbeit fortzusetzen, wenn auch mit stetig sinkender Leistungsfähigkeit. Diese Abnahme der Arbeitswerte lässt sich durch die Messung auch dann nachweisen, wenn keinerlei Müdigkeitsgefühl vorhanden ist. Freilich vermögen gemütliche Erregungen und Willensanstrengungen die Arbeitsleistung wieder zu steigern, aber stets nur ganz vorübergehend; nach einer solchen Steigerung erfolgt dann der Abfall um so schneller.

Aus allen diesen Thatsachen geht unwiderleglich hervor, dass Müdigkeit und Ermüdung zwei ganz verschiedene Zustände sind, die sich zwar häufig, aber durchaus nicht immer mit einander verbinden. Es giebt Menschen, bei denen das Warnungszeichen der Müdigkeit zu ihrem grossen Schaden trotz zweifelloser Ermüdung ausbleibt, namentlich am Abend, wo es den notwendigen Schlaf einleiten sollte. Aber es kommt auch vor, dass ein quälendes Gefühl von Abspannung ohne wirkliche Ermüdung fast ständig die Arbeitsfreudigkeit erstickt und zu einer zaghaften Selbstschonung führt, welche die Leistungsfähigkeit empfindlich schädigt und das Übel noch zu verschlimmern pflegt. Gerade für solche Fälle, in denen uns die natürlichen Wegweiser im Stiche lassen, wird nur eine genaue Kenntnis der Ermüdungsbedingungen uns lehren, wie wir die Gefahren der Arbeit beseitigen können, ohne doch ihres Segens verlustig zu gehen.

Die Grösse der Ermüdung hängt einerseits ab von der Art und Dauer der Arbeit, andererseits von den besonderen Eigenschaften des Arbeiters. Wie die tägliche Erfahrung lehrt, tritt die Ermüdung um so rascher und deutlicher hervor, je höher die Anforderungen sind, die eine Arbeit an unsere geistigen oder körperlichen Kräfte stellt. Beim Lernen sinnloser Silbenreihen ist die Ermüdung vielfach schon nach 15—20 Minuten

Digitized by Google

sehr in die Augen fallend, während sie beim Rechnen oft erst gegen das Ende der ersten Stunde die Leistung merklicher herabsetzt. Sobald aber einmal die Ermüdung deutlich wird, wächst sie immer rascher und rascher an. Sie muss also bei fortgesetzter Arbeit notwendig zu völliger Lähmung führen. Beim Muskel tritt dieser Zeitpunkt ziemlich bald ein. Nach 50—60 Hebungen eines Gewichtes von fünf Kilogramm im Secundentact war bei einer Reihe von Personen die Leistungsfähigkeit der Fingerbeuger durchaus erschöpft. Bei geistiger Thätigkeit kommt es nicht so rasch zu einem vollständigen Versagen, vielleicht weil dort die Arbeitsgebiete weniger scharf abgegrenzt sind, als bei den Bewegungen unserer Glieder. Die Schnelligkeit, mit welcher sich die Ermüdungswirkungen einstellen, ist zu verschiedenen Zeiten nicht immer die gleiche. Das allgemeine körperliche Befinden, Witterung und Jahreszeit, der Tageslauf, allerlei gelegentliche Einflüsse, Schlafstörungen, Ausschweifungen vermögen die Ermüdbarkeit erheblich zu beeinflussen.

Trotz derartiger Schwankungen jedoch bildet ein bestimmter Grad von Ermüdbarkeit einen allgemeinen Grundzug der persönlichen Eigenart. Wenn wir eine Gruppe von Personen nach dem Grade ihrer Ermüdbarkeit ordnen, so erhalten wir, abgesehen von krankhaften Störungen, bei den verschiedensten Arbeiten immer dieselbe Reihenfolge. Dass die Unterschiede in der persönlichen Ermüdbarkeit sehr beträchtliche sind, lässt sich schon jetzt sagen, obgleich die vorliegenden Messungen höheren Anforderungen an Genauigkeit noch nicht genügen. Kinder sind unvergleichlich stärker ermüdbar, als Erwachsene, aber auch bei ihnen bestehen ungemein grosse Verschiedenheiten, die um so leichter verkannt werden können, als sich grosse Ermüdbarkeit häufig mit grosser Übungsfähigkeit zu verbinden pflegt. Manche Erfahrungen deuten darauf hin, dass beide Eigenschaften möglicherweise nur verschiedene Seiten einer und derselben allgemeinen Grundeigenschaft der Persönlichkeit sind, einer grösseren oder geringeren Eindrucksfähigkeit unseres Nervengewebes. Je rascher und ausgiebiger dasselbe durch äussere und innere Reizanstösse beeinflusst wird, desto leichter werden sich ihm jene bleibenden Spuren der Arbeit einprägen, die wir als Übung bezeichnen, desto stärker aber auch werden die Umsetzungen sein, welche den Zustand der Ermüdung herbeiführen.

Suchen wir nach dieser flüchtigen Bekanntschaft mit dem Feinde unserer Arbeitsfähigkeit in der Rüstkammer unseres Seelenlebens nach den Werkzeugen, mit denen wir ihn bekämpfen können, so ist es klar, dass nur solche Waffen für uns dauernden Wert haben können, die das Übel an

Digitized by Google

seiner Wurzel angreifen, also die Ursachen der Ermüdung selbst beseitigen. Als gelegentliche dürftige Notbehelfe müssen jene Hilfsmittel angesehen werden, welche die Erscheinungen der Ermüdung zurückdrängen, ohne doch den gesunkenen Kraftvorrat zu erhöhen. Dahin gehören vor allem die Willensanstrengungen und die Gemütsbewegungen. Beide können uns zu einer Missachtung der Warnungszeichen und zu rücksichtsloser Verwendung der letzten verfügbaren Kräfte hinreissen. Die Arbeitsleistung wird auf diese Weise gesteigert, aber nur auf Kosten des rasch zusammenschmelzenden Kraftvorrates. Auch eine solche Verschwendung kann unter Umständen geboten, ja sie kann für den Augenblick unendlich viel zweckdienlicher sein, als das vorschriftsmässige Haushalten, aber sie darf immer nur eine seltene und zielbewusste Ausnahmemassregel bleiben, wenn sie nicht zu tiefgreifenden Schädigungen führen soll. Zudem ist ihre Wirkung regelmässig eine ganz vorübergehende; ihr folgt die Erschöpfung nach, die nunmehr eine doppelt vorsichtige Schonung der Kräfte notwendig macht.

Unter ganz ähnlichen Gesichtspunkten zu beurteilen sind wahrscheinlich jene Arzneien und Genussmittel, denen man mit mehr oder weniger Recht einen günstigen Einfluss auf die Arbeitsfähigkeit nachrühmt. In erster Linie haben wir hier des Alkohols zu gedenken, der in grösstem Massstabe zur Erhöhung der Arbeitskraft genossen wird. Wie sich durch ausgedehnte Versuche und genaue Messungen hat zeigen lassen, haben wir es dabei wenigstens für das Gebiet der geistigen Thätigkeit mit einem überaus folgenschweren Irrtume zu thun; alle eigentliche Denkarbeit, namentlich höherer Art, wird schon durch verhältnismässig kleine Mengen geistiger Getränke sofort und nachhaltig erschwert. Der Gedankengang erleidet eine ganz ähnliche, nur weit stärkere Verflachung wie durch die Ermüdung. In etwas grösseren Gaben ist der Alkohol geradezu als ein Schlafmittel zu betrachten und also nicht im mindesten geeignet, der Ermüdung entgegen zu arbeiten. Ein wenig anders liegt die Sache hinsichtlich der Muskelarbeit. Zwar wird die Kraftleistung unzweifelhaft herabgesetzt, aber wir sind unter dem Einflusse des Alkohols im Stande, längere Zeit hintereinander fortzuarbeiten. Zur Erklärung dieser Erscheinung hat man an die ernährenden Eigenschaften des Alkohols gedacht; ich selbst bin jedoch geneigt, dafür mehr jene erleichterte Auslösung von Bewegungsantrieben verantwortlich zu machen, die uns in der lärmenden Erregung des Rausches so deutlich entgegentritt. In diesem Falle würde — und die tägliche Erfahrung scheint mir das zu bestätigen — der spätere Rückschlag nicht ausbleiben können.

Digitized by Google

Über die feineren Wirkungen des Morphium und der Coca, welche letztere in ihrer Heimat vielfach als ermüdungswidriges Mittel benutzt wird, sind die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen. Soviel aber steht auch jetzt schon fest, dass beide Mittel äusserst gefährliche Gifte sind, die im günstigsten Falle nur ganz vorübergehend die Leistungsfähigkeit nach dieser oder jener Richtung hin zu steigern vermögen, dafür aber mit nahezu unfehlbarer Sicherheit das Lebensglück derjenigen vernichten, die zu ihnen ihre Zuflucht nehmen; sie übertreffen in dieser Beziehung fast noch die verhängnisvollen Wirkungen des Alkohols. Sehr viel harmloser sind Kaffee und Thee, welche einerseits die geistige Arbeit erleichtern, andererseits auch die Kraftleistung unserer Muskeln steigern. Ob dabei wirklich eine bessere Ausnutzung der verfügbaren Kräfte oder eine Verschleuderung derselben stattfindet, die sich späterhin rächt, ist zur Zeit noch unbekannt. Man wird indessen gut thun, allen künstlichen Eingriffen in unsere Arbeitskraft mit einigem Misstrauen zu begegnen, auch dann, wenn sich bleibende Nachteile zunächst nicht erkennen lassen, wie beim Genusse der letztgenannten Stoffe. Insbesondere ist solche Vorsicht geboten gegenüber dem Tabak, von dem übrigens noch nicht einmal feststeht, ob er irgend eine erleichternde Wirkung auf die geistige oder körperliche Arbeit auszuüben vermag.

Jedenfalls ist das natürlichste und daher weitaus wirksamste Kampfmittel gegen die Ermüdung die Ruhe. In der Ruhe wird der Verbrauch eingeschränkt und zugleich die Beseitigung der Zerfallstoffe wie der Ersatz der Kräfte erleichtert. Wir sehen daher den Muskel, den wir soeben bis zur völligen Leistungsunfähigkeit angestrengt haben, nach einer Pause von 5—10 Minuten die Arbeit mit voller Kraft wieder aufnehmen. Auch bei geistiger Thätigkeit wird durch das Einschieben von Ruhepausen im allgemeinen die Leistungsfähigkeit gesteigert. Allein es hat sich hier bei Versuchen die merkwürdige Thatsache herausgestellt, dass wenigstens bei leichter und nicht zu lange fortgesetzter Arbeit kurze Pausen günstiger zu wirken scheinen, als längere. Dieses sehr auffallende Verhalten erklärt sich einfach dadurch, dass jede Pause nicht nur als Ruhe, sondern zugleich als Unterbrechung der Arbeit wirkt. In unserem Seelenleben spielen sich fortwährend eine solche Menge von Vorgängen ab, dass jede bestimmte Richtung unserer Thätigkeit, jede einseitige Arbeit erst nach einer gewissen Zeit die volle Herrschaft über alle anderen Regungen zu gewinnen vermag. Auch ganz abgesehen von den Übungseinflüssen steigert sich daher unsere Arbeitsleistung im Anfange, bis wir einmal mit der Thätigkeit so recht im Zuge sind. Wir dürfen uns dabei an

Digitized by Google

allmähliche Anlassen einer Maschine erinnern. Diese „Anregung", che durch die Arbeit selbst entsteht, geht in der Ruhe rasch wieder oren. Nach kurzer Pause ist noch ein grosser Teil derselben vor- den; die Maschine ist noch nicht ganz wieder zur Ruhe gekommen. tert die Arbeitsunterbrechung aber mehr, als 10—15 Minuten, so sen wir uns von neuem in die Arbeit hineinfinden. War die Arbeit z und wenig anstrengend, so wird der Ausgleich der geringfügigen müdungswirkungen nur einen unbedeutenden Ausschlag geben. So kann s kommen, dass die Verbesserung der Leistung durch die Erholung mehr als überwogen wird durch den Verlust der Anregung. Haben wir jedoch schon lange und mit grosser Anstrengung gearbeitet, so wirkt gerade die längere Pause günstiger, weil die Besserung der starken Ermüdungserscheinungen gegenüber dem Verluste der Anregung weit stärker ins Gewicht fällt. Daher empfinden wir auch im täglichen Leben eine längere Unterbrechung ermüdender Arbeit als willkommene Ruhepause, während sie uns im Anfange als unliebsame Störung erscheint; darum macht es uns wenig aus, zwischen der Arbeit eine kurze Anfrage zu beantworten; dagegen reisst uns ein unvorhergesehener Besuch in ärgerlichster Weise aus dem Zusammenhange.

Hinsichtlich der Länge der Pausen, welche für eine vollständige Erholung nötig sind, hat Maggiora festgestellt, dass bei der regelmässigen Hebung eines Gewichtes von sechs Kilogramm zehn Secunden Ruhe zwischen den einzelnen Hebungen ausreichen, um auf absehbare Zeit das Eintreten von Ermüdungszeichen zu verhüten. Addieren wir wiederholt je eine halbe Stunde einstellige Zahlen und schieben zwischen die einzelnen Arbeitsabschnitte halb- oder ganzstündige Pausen ein, so zeigt sich, dass dieselben höchstens einmal genügen, um die Ermüdungswirkungen vollständig auszugleichen. Nach der zweiten Pause sinkt die Leistung fortschreitend, schneller natürlich bei halbstündiger, als bei einstündiger Ruhe. Der Grund für dieses ungünstige Ergebnis ist höchst wahrscheinlich in dem Umstande zu suchen, dass die Pausen für unser Seelenleben, anders als für den Muskel, keineswegs wirkliche Ruhe bedeuten. Wenn schon das völlige Nichtsthun allein genügt, um eine wachsende Ermüdung im Laufe des Tages zu erzeugen, so kann es uns nicht Wunder nehmen, dass die einfache Ruhe nicht im Stande ist, die einmal vorhandene Ermüdung wieder völlig zu beseitigen. In noch höherem Masse muss das von jeder andersartigen Ausfüllung der Pausen gelten. Wir werden kaum erwarten dürfen, dass ein Wechsel der Thätigkeit mehr leisten kann, als eine Verlangsamung im Fortschreiten der

Digitized by Google

Ermüdung. Selbst die leichteste Zerstreuung wird niemals die Spuren vorausgegangener Ermüdung ganz zu verwischen vermögen, auch wenn sie vielleicht das Gefühl der Müdigkeit durch ihre Einwirkung auf die Stimmung verscheucht hat.

Vielmehr ist ein vollkommener Ausgleich der Ermüdung ausschliesslich durch den Schlaf zu erreichen. Die ganz ausserordentliche Wichtigkeit der Dauer und Tiefe des Schlafes liegt daher auf der Hand. Die Thatsache des Schlafes beweist uns unwiderleglich, dass wir auch ohne eigentliche geistige Thätigkeit dauernd mehr ausgeben, als wir einnehmen. Darum bedürfen wir in kurzen Zwischenzeiten immer wieder eines Zustandes, in welchem unsere Ausgaben auf ein Mindestmass eingeschränkt und unsere Einnahmen vielleicht noch gesteigert sind, in welchem jedenfalls dem Nervengewebe die Möglichkeit zur Ansammlung neuer Kraftvorräte gegeben ist. Nach ausreichendem Schlafe ist daher im allgemeinen unsere Leistungsfähigkeit auf geistigem wie auf körperlichem Gebiete völlig wieder hergestellt. Nur dann, wenn die Anstrengungen des vorhergehenden Tages zu gross oder der Schlaf nach Dauer oder Tiefe ungenügend war, kann sich die Nachwirkung der Ermüdung über den nächsten Tag hinaus erstrecken. So konnten wir die Spuren einer durcharbeiteten Nacht in abnehmender Stärke noch vier Tage lang erkennen. Genügt der Schlaf längere Zeit hindurch nicht, um die tägliche Arbeitsschädigung auszugleichen, so entwickelt sich ein Zustand von dauernder Übermüdung, welcher durch Herabsetzung der Leistungsfähigkeit und grössere Ermüdbarkeit, ferner durch Steigerung der gemütlichen Reizbarkeit, durch Verstimmung, Schlafstörung und eine Reihe anderer nervöser Erscheinungen gekennzeichnet wird. Geistige Überarbeitung führt diesen Krankheitszustand, namentlich wenn sie mit lebhaften gemütlichen Erregungen verbunden ist, viel leichter herbei, als körperliche Überanstrengung, weil sie ungleich rascher und nachhaltiger den Schlaf zu schädigen pflegt. Beseitigt wird eine solche nervöse Erschöpfung durch längeres Ausruhen, durch behagliches Nichtsthun unter sorgfältiger Pflege des Schlafbedürfnisses.

Der Ersatz der verbrauchten Kraftvorräte in Gehirn und Muskel geschieht zunächst aus den im Blute verfügbaren Beständen. Bei weiterem Bedarfe können andere Gewebe, insbesondere das Fett, zur Lieferung neuer Nährstoffe mit herangezogen werden. Das Gehirn scheint das letzte Organ zu sein, welches bei hungernden Tieren erheblich an Gewicht einbüsst. In der Regel jedoch ergänzen sich die arbeitenden Gewebe unmittelbar durch die Nahrungsaufnahme. Einige Zeit

Digitized by Google

dem Essen, besonders nach der Zufuhr rasch aufsaugbarer näh-
r Flüssigkeiten, pflegt sich daher eine Zunahme der Arbeitskraft
stellen. Allerdings ist die geistige Leistungsfähigkeit gerade un-
lbar nach einer reichlichen Mahlzeit zunächst sogar deutlich herab-
zt, vielleicht deswegen, weil die Verdauungsarbeit dem sehr blut-
ftigen Gehirne zu viel Ernährungsflüssigkeit entzieht. Wir sind
nach Tisch meist träge, selbst wenn wir vorher durchaus nicht
üdet waren. Setzen wir uns nun an die Arbeit, so ist die Leistung
fänglich gering, aber sie steigert sich, um etwa drei bis vier Stunden
ach der Mahlzeit ihre Höhe zu erreichen. Die körperliche Arbeitskraft
erfährt viel früher eine erhebliche Zunahme. Wenn wir uns derselben
nicht bewusst werden, so liegt das nur an dem nach Tisch eintretenden
Ruhebedürfnisse, welches uns zunächst von der Verwertung der frisch
gewonnenen Kräfte abhält.

Bei der praktischen Messung der Ermüdungserscheinungen stossen wir überall auf einen Einfluss, der in besonders wirksamer Weise jener Schädigung entgegenarbeitet — das ist die Übung. Lange Zeit hindurch kann der stetige Übungsfortschritt die allmählich anwachsende Ermüdung vollständig verdecken; bei sehr langer Fortsetzung der Arbeit wird er allerdings schliesslich immer von jener letzteren überwunden. Indessen der Einfluss der Ermüdung ist ein vorübergehender; er kann durch Ruhe, Schlaf und Nahrung verhältnismässig sehr schnell spurlos verwischt werden. Die Übung dagegen erhält sich längere Zeit, wenn auch ein beträchtlicher Teil derselben bald wieder verloren geht. So kommt es, dass die Wirkungen der Übung sich nach und nach steigern können, während diejenigen der Ermüdung zumeist den Tag nicht überdauern. Auf diesem Wege kann die Übung zu greifbaren Umwandlungen im arbeitenden Gewebe führen, geradeso wie es vielleicht die Ermüdung thut, wenn sie zum bleibenden Zustande wird. Wir können es mit leichter Mühe wahrnehmen, wie der fleissig geübte Muskel nicht nur an Kraft, sondern auch an Umfang zunimmt, und wir werden uns vorstellen dürfen, dass auch die geistige Arbeit ihre Spuren in den körperlichen Trägern unseres Seelenlebens auszuprägen vermag. Nicht mit Unrecht sprechen wir davon, dass eine häufig wiederholte Thätigkeit uns schliesslich in Fleisch und Blut übergeht; die Verrichtung übt einen formenden Einfluss auf das Gewebe.

Nur durch diese Annahme wird uns die bleibende erleichternde Wirkung der Übung recht verständlich. In der dauernden Veränderung der Leistungsfähigkeit haben wir den weitaus mächtigsten Bundes-

Digitized by Google

genossen im Kampfe gegen die Ermüdung vor uns, da sie nichts anderes bedeutet, als eine Herabsetzung der Ermüdbarkeit. Je eingeübter ein Vorgang ist, desto leichter geht er von statten, und desto geringfügiger sind die durch ihn hervorgerufenen Ermüdungserscheinungen. Alle früher von uns besprochenen Massregeln waren geeignet, die einmal entstandene Ermüdung jeweils in möglichst vollkommener Weise wieder unschädlich zu machen. Die Übung dagegen vermag zwar im Augenblicke die Wirkungen der Ermüdung nur zu verdecken; dafür aber beschränkt sie deren Entstehungsbedingungen.

Die bis hierher aus Versuchen abgeleiteten Ergebnisse bieten uns im wesentlichen ein geläutertes und durch Massbestimmungen bereichertes Bild der täglichen Erfahrung. Diese Übereinstimmung, die den Wert des Versuches am deutlichsten darthut, berechtigt uns weiterhin, die gefundenen Sätze zur Grundlage praktischer Vorschriften für die Gestaltung unserer Arbeit, für den täglichen Kampf mit der Ermüdung zu wählen. Wir dürfen hoffen, dass wir auch auf diesem Gebiete überall die enge Fühlung mit dem Leben behalten. Zugleich aber erwarten wir, dass die zergliedernde und klärende Kraft des Versuches unseren Aufstellungen eine grössere Folgerichtigkeit und Zuverlässigkeit verleihen wird, als sie den widerspruchsvollen, vielfach getrübten persönlichen Eindrücken erreichbar ist.

Die erste Frage, die wir zu beantworten haben, ist diejenige nach der Menge und Einteilung der täglichen Arbeit. Wir müssen wissen, wie lange wir ohne Schaden durchschnittlich jeden Tag unsere Kräfte einsetzen dürfen. Kant hat diese Frage dahin beantwortet, dass wir vernünftiger Weise je acht Stunden der Arbeit, der Erholung und dem Schlafe widmen sollten. In unserer Zeit ist geradezu eine staatliche Festsetzung der zulässigen Arbeitszeit in den verschiedenen Gewerbebetrieben gefordert und teilweise auch zugestanden worden. Der zehnstündige, der achtstündige, gelegentlich auch wohl noch kürzere Arbeitstage haben ihre eifrigen Verteidiger gefunden, während die Brotherren ohne grosse Bedenken selbst 16- und mehrstündige tägliche Leistungen sich gefallen lassen. Leider ist die Wissenschaft nicht im Stande, mit einiger Sicherheit in diesem Kampfe der Wünsche und Ansichten zu entscheiden. Die Umstände, welche die Ermüdungswirkungen einer Arbeit bestimmen, sind so verwickelte, dass sich allgemein giltige Grenzen für die zulässige Arbeitsdauer schwerlich jemals werden abstecken lassen. Nicht nur die Art der Arbeit an sich ist es, die in Betracht kommt, sondern auch die Kraft des Arbeitenden, seine Ermüdbarkeit, sein Ernährungszustand, seine

Digitized by Google

ganzen Lebensgewohnheiten, der Eifer, mit dem er das Werk angreift und fördert. Eine Arbeitsdauer, die von dem kräftigen, nüchternen, gemütsruhigen Arbeiter mit Leichtigkeit ertragen wird, kann für den erregbaren, zu Ausschweifungen geneigten Schwächling eine dauernde Überanstrengung bedeuten.

Die Festsetzung einer täglichen Arbeitszeit, selbst für die mehr gleichartigen Verhältnisse eines bestimmten Betriebes, wird daher stets Gefahr laufen, trotz sorgfältiger Abwägung aller Verhältnisse einen Teil der Arbeiter zu stark zu belasten. Eine andere Gruppe dagegen wird gehindert sein, ihre Arbeitskraft in vollem Masse auszunutzen. Die wirtschaftliche Lage dieser letzteren gestaltet sich dadurch weniger günstig, als bei freier, unbeschränkter Thätigkeit. Auch in der Schule muss sich der Betrieb aus naheliegenden Gründen den Kräften der Schwächeren anbequemen, während die leistungsfähigeren Schüler ohne dieses Hemmnis weit rascher fortschreiten könnten. Den natürlichen Verhältnissen würde es daher entsprechen, die Arbeiter eines Betriebes nach ihrer Leistungsfähigkeit in Gruppen einzuteilen, denen man eine verschiedene Arbeitszeit zugestehen könnte. Eine derartige Massregel würde sich wenigstens so lange empfehlen, als der Arbeiter durch seine Lage genötigt ist, unter allen Umständen die möglichst vollständige Verwertung seiner Kräfte zu Erwerbszwecken anzustreben. Thatsächlich sehen wir überall dort, wo der Gewinn sich nicht nach der Arbeitszeit, sondern nach der Leistung bemisst, freiwillige Arbeitstage von erschreckender Länge entstehen. Das ist eine Wirkung des Erwerbstriebes oder der wirtschaftlichen Not. Ebenso pflegt die Arbeit auch dann, wenn sie zum höchsten Lebenszwecke geworden ist, sich weit über die von Kant gezogenen Grenzen hinaus auszudehnen. In allen diesen Fällen ist die Gefahr der Überarbeitung ohne Zweifel vorhanden. Freilich wird ihr weniger durch staatliche Anordnungen, als durch Besserung der Lebensverhältnisse und durch sachgemässe Belehrung zu begegnen sein.

Jede Arbeit leidet unter den Einflüssen der Ermüdung, je höhere Anforderungen sie stellt, desto mehr. Wir werden daher die schwierigste Arbeit regelmässig an den Beginn unserer Thätigkeit zu legen und sie in unermüdetem Zustande zu erledigen suchen, andererseits das Auftreten der Ermüdung überhaupt nach Möglichkeit vermeiden. Um jedoch sichere Grundlagen für die Bemessung zweckmässiger Arbeitstage zu gewinnen, wäre es notwendig, für eine Reihe von Gestaltungen menschlicher Thätigkeit die Schnelligkeit und Grösse der Ermüdungswirkungen genau zu kennen. Im Allgemeinen wird nicht das Auftreten deutlicher Ermüdungs-

Digitized by Google

zeichen an sich, sondern erst die unvollkommene Ausgleichung derselben am nächsten Tage uns anzeigen, dass die zulässige Arbeitsbelastung überschritten wurde. Natürlich wird sich das im Getriebe des täglichen Erwerbslebens nicht immer vermeiden lassen. Mit Recht haben daher weise Gesetzgeber und Religionsstifter der verschiedensten Völker jene regelmässig wiederkehrenden Ruhetage eingesetzt, an denen sich die Schädigungen wieder ausgleichen können, welche die Anforderungen der Woche etwa erzeugt hatten. Für das jugendliche Gehirn und für anstrengendere Thätigkeit genügen vielfach diese kurzen Unterbrechungen nicht mehr, oder es fehlt doch die Möglichkeit, sie voll auszunutzen. So werden als weitere Sicherung gegen die Gefahren der Überarbeitung Schulferien und Erholungsurlaub notwendig, um die letzten haftenden Spuren von Ermüdung zu beseitigen. Wer in geregelter Thätigkeit dauernd unter dem Masse seiner Arbeitsfähigkeit bleibt und die Sonntagsruhe beschaulich geniessen kann, wird die wachsende Last der Überbürdung nicht kennen lernen; es ist aber gewiss kein Zufall, dass die Forderung nach zeitweiser Ausspannung im aufreibenden Daseinskampfe unserer Tage immer dringender und allgemeiner sich geltend macht.

Im Rahmen unserer Tagesarbeit wird die Thätigkeit derart zu verteilen sein, dass wir einen möglichst grossen Arbeitserfolg in möglichst kurzer Zeit erreichen. Wir werden daher die Ermüdung nur soweit durch Einschieben von Erholungspausen bekämpfen, als der Nutzen schnellerer Arbeit nicht durch den Zeitverlust der Erholung überwogen wird. In einem bestimmten Beispiele stellte sich heraus, dass eine Vermehrung des Zeitaufwandes um ein Drittel eine Verbesserung der Arbeit um etwa 5 % zur Folge hatte. Hier wäre es offenbar unzweckmässig gewesen, die Ermüdung zu vermeiden, da der Arbeitsgewinn in sehr ungünstigem Verhältnisse zum Zeitverluste stand. Allein dieses Verhältnis ändert sich mit der Dauer und der Schwere der Arbeit. Bei länger fortgesetzter oder sehr anstrengender Thätigkeit kommt unfehlbar ein Zeitpunkt, an welchem die Leistung so stark gesunken ist, dass ihre Aufbesserung durch eine Erholungspause den Mehraufwand an Zeit reichlich lohnt. Leider sind die Beziehungen zwischen Ermüdungsgrösse und Erholungsgewinn im Einzelnen fast gänzlich unbekannt. Wir kommen daher einstweilen kaum über die alltägliche Wahrheit hinaus, dass Arbeitspausen erst nach längerer Thätigkeit vorteilhaft sind, und dass sie bei schwerer Arbeit häufiger und länger sein müssen, als bei leichter.

Es ist selbstverständlich, dass gerade an diesem Punkte die persönliche Ermüdbarkeit wesentlich mit in Frage kommen muss. Wer leicht ermüdet, soll häufigere, wenn auch kurze Pausen machen, sobald er seine

Digitized by Google

Arbeitskraft mit möglichstem Nutzen verwerten will. Bei geringer Ermüdbarkeit dagegen dürfte selteneres, aber dann längeres Ausspannen zweckmässiger sein. Jedenfalls aber müssen die Arbeitspausen, dem Gange der Ermüdung entsprechend, fortschreitend wachsen, oder die Arbeit muss leichter werden. In einem Versuche mit halbstündigem Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe genügte die Pause das erste mal, um die Ermüdung fast vollständig zu beseitigen; in den folgenden Arbeitsabschnitten sank die Leistung trotz gleichbleibender Pause zunächst um 5, dann um 15 %. Die Ruhe verliert also immer mehr an Erholungswirkung, vielleicht so lange, bis die Leistung durch einfaches Ausruhen überhaupt nicht mehr nennenswert verbessert werden kann.

Allerdings ist bei dieser Betrachtung die Wirkung der Ermüdung auf den Wert der Arbeit ganz ausser Anschlag geblieben. Durch diese Rücksicht kann unter Umständen das Einschieben einer Pause weit früher geboten werden, als im Hinblicke auf die Arbeitsmenge. Es giebt auf geistigem wie auf körperlichem Gebiete Leistungen, die überhaupt nur im Zustande höchster Steigerung der Arbeitsfähigkeit möglich sind. Die wirklich schöpferische Thätigkeit des Gelehrten und Künstlers, andererseits alle fein durchgebildeten Geschicklichkeitsleistungen, erfordern so vollkommene Herrschaft über die geistigen oder körperlichen Kräfte, dass sie schon durch die ersten Spuren der Ermüdung empfindlich gestört werden. Hier wird daher nicht der Gewinn an Zeit, sondern an Güte der Arbeit für die Anordnung und Dauer der Arbeitspausen massgebend sein müssen.

Da die vollständige Beseitigung der Ermüdungswirkungen durch den Schlaf geschieht, so werden in Übereinstimmung mit dem alten Sprichworte die ersten Stunden nach dem Schlafe als die beste Arbeitszeit angesehen werden dürfen. Dabei sind jedoch gewisse persönliche Verschiedenheiten zu beachten, die mit dem Verhalten des Schlafes in naher Beziehung stehen dürften. Versuche haben gezeigt, dass bei manchen Personen der Schlaf sehr bald nach dem Einschlafen seine grösste Tiefe erreicht, um dann gegen Morgen, lange vor dem Erwachen, ganz oberflächlich zu werden. Umgekehrt tritt bei Anderen die grösste Tiefe erst nach mehreren Stunden ein; sie pflegt sich hier bis zum Morgen verhältnismässig wenig zu verflachen. Diesen Beobachtungen entspricht die alltägliche Erfahrung, dass jene Personen, die abends bald müde werden und rasch einschlafen, sich am Morgen zumeist früh und in völliger geistiger Frische erheben. Sie sind die Morgenarbeiter im Gegensatze zu der zweiten Gruppe, den Abendarbeitern, deren Regsamkeit am

Digitized by Google

Morgen zunächst durch Müdigkeit beeinträchtigt wird. Es soll nicht geleugnet werden, dass die beiden allmählich ineinander übergehenden Gruppen durch besondere Lebensverhältnisse erheblich beeinflusst werden können; in der Hauptsache aber dürfte es sich um angeborene Eigenart handeln, welche die Lebensgewohnheiten formt, anstatt von ihnen bestimmt zu werden.

Durch diese Erfahrungen erleidet der Satz von dem Werte der Morgenstunde eine gewisse Einschränkung. Bei den Abendarbeitern erschwert die erst allmählich schwindende Müdigkeit zunächst die höchste geistige Sammlung und Anspannung. Späterhin aber steigert sich die Leistungsfähigkeit, ein Zeichen dafür, dass wir es nicht mit wirklicher Ermüdung zu thun haben. Die Vormittagsstunden sind daher auch für sie in der Regel eine fruchtbare Arbeitszeit; nur liegt der Höhepunkt bei ihnen später, als für die eigentlichen Morgenarbeiter.

Die gegen Mittag sich einstellende Steigerung der Ermüdbarkeit mahnt zur Nahrungsaufnahme, durch die sie zum grössten Teile beseitigt wird. Nach dem Essen verführt die Müdigkeit häufig zum Schlafe. Versuche haben indessen gelehrt, dass dieser Schlaf unter Umständen geradezu die Arbeitsfähigkeit herabsetzen kann. Persönliche Unterschiede, vielleicht auch die Gewöhnung, scheinen hier eine Rolle zu spielen. Der Verdauungsthätigkeit ist jedoch Ruhe nach dem Essen förderlich. Die nächsten Stunden bis zum Abend bringen eine neue Steigerung der Arbeitsfähigkeit, namentlich für den Abendarbeiter, der hier oft die beste Leistung aufzuweisen hat, während sich bei dem ausgeprägten Morgenarbeiter die Zeichen der Tagesermüdung schon zu zeigen beginnen. Nach dem Abendessen findet sich dasselbe Verhalten wie nach der Mittagsmahlzeit, nur in schwächerer Ausbildung. Späterhin werden die Zeichen wachsender Ermüdung immer deutlicher; nur bei sehr starker Neigung zur Abendarbeit beobachten wir noch ein neues Ansteigen der Arbeitsleistung.

Wir können nicht daran zweifeln, dass die Neigung zur Abendarbeit als eine Verschiebung der natürlichen Arbeitsbedingungen anzusehen ist. Im allgemeinen scheint die Leistungsfähigkeit der Morgenarbeiter eine grössere und gleichmässigere zu sein. Dafür spricht auch die durch Versuche gefundene Thatsache, dass die Abkürzung des Schlafes vom Morgenarbeiter besser vertragen wird, als vom Abendarbeiter. Wer erst gegen Morgen seine grösste Schlaftiefe erreicht, bietet bei frühem Aufstehen die deutlichen Zeichen der Ermüdung dar, Herabsetzung der Leistung und Verflachung der Gedankenverbindungen. Vom Standpunkte der Gesundheitspflege dürfte daher die Entwicklung der Morgenarbeit so viel

Digitized by Google

wie möglich zu begünstigen sein. Das geschieht vor allem durch die Sorge für rasches Erreichen der grössten Schlaftiefe. Freilich kennen wir die Mittel noch nicht, die uns diesem Ziele näher bringen, aber wir wissen doch, dass die vornehmlichste Bedingung für das Eintreten des Schlafes vollkommene Seelenruhe ist. Alle Einflüsse, welche gemütlich erregend wirken, wären daher vor der Schlafenszeit zu vermeiden. Dahin gehören ausser gewissen Formen der Arbeit selbst geräuschvolle Vergnügungen, grosse körperliche Anstrengungen, unzweckmässiger Lesestoff. Namentlich das Lesen im Bette kurz vor dem Einschlafen schafft eine künstliche Erregung, die mit Notwendigkeit Verzögerung der Schlaftiefe zur Folge haben muss. Auch späte und sehr reichliche Abendmahlzeiten, ferner Missachten der Ermüdungszeichen scheinen leicht eine Verflachung des Schlafes zu bewirken. Allerdings wird im allgemeinen die abendliche Abkürzung des Schlafes von Abend- und Morgenarbeitern durch grössere Schlaftiefe ziemlich gut wieder ausgeglichen, aber nur dann, wenn keine Erregung das rasche Einschlafen verhindert. Eine solche Erregung stellt sich namentlich leicht bei Übermüdung mit Schwinden der Müdigkeit ein. Es ist daher ein folgenschwerer Fehler, die Stunde des Schlafengehens immer weiter hinauszuschieben, weil sich der Schlaf wegen Übermüdung nicht einstellen will. Im Gegenteil führt hier oft recht frühzeitige Nachtruhe, bisweilen auch das Einschieben eines Nachmittagsschlafes zum Ziele, indem nun die natürliche Einleitung des Schlafes, die Müdigkeit, wiederkehrt, die so lange durch die Erregung fern gehalten wurde.

Die nahen Beziehungen der Arbeitsfähigkeit zur Nahrungsaufnahme weisen uns auf die Wichtigkeit einer zweckmässigen Verteilung der Mahlzeiten hin. Da die Nahrung die Ermüdbarkeit herabsetzt, werden sehr ermüdbare Personen gut thun, in kürzeren Pausen kleinere Mengen Nahrung zu sich zu nehmen. Auf diese Weise wird die ungünstige Wirkung sehr reichlicher Mahlzeiten vermieden und doch eine Förderung der Arbeitsleistung erreicht. Ferner erscheint es zweckmässig, am Morgen bald vor der Arbeit einen kräftigeren Imbiss zu nehmen. Wie uns Versuche gezeigt haben, wird dadurch die Leistungsfähigkeit nicht nur bei körperlicher, sondern auch bei geistiger Arbeit nachhaltig gesteigert. Gerade in dieser Beziehung dürfte die englische Sitte vor der unserigen den Vorzug verdienen. Dagegen möchte ich auf Grund der Versuchserfahrungen die Verlegung der Hauptmahlzeit in die Mitte des Tages für vorteilhafter halten, als die Verschiebung derselben an das Ende der Arbeit. Im letzteren Falle kommt die günstige Spät-

Digitized by Google

wirkung der Mahlzeit unserer Arbeit überhaupt nicht mehr zu Gute; zugleich ermöglicht die Trennung des Arbeitstages in zwei mehr auseinanderliegende Abschnitte ein vollkommeneres Ausruhen nach der Morgenleistung; die Nachmittagsarbeit wird also in grösserer geistiger Frische durchgeführt.

Von der grössten Bedeutung für die Gestaltung der Arbeitsleistung ist endlich ohne Zweifel die Ausfüllung der Ruhepausen, die Art der Erholung. Nur dann wird die Arbeit zum Vergnügen werden, wenn das Vergnügen nicht zur Arbeit wird. Wer seine Arbeitskraft zu ernsten Zwecken ausnutzen will, darf sie nicht in den Pausen vergeuden. So lange wir daher noch schwierigere Aufgaben zu lösen haben, müssen die Zeiten zwischen den Arbeitsabschnitten wirklicher Erholung gewidmet sein. Als solche ist in erster Linie die völlige geistige und körperliche Ruhe anzusehen, dann aber auch gewisse leichte Beschäftigungen, welche wenigstens annähernd einen Ausgleich der Ermüdungswirkungen ermöglichen. Dahin gehört das Lesen unterhaltenden Stoffes, einfache Spiele, behagliches Plaudern, ein kurzer Spaziergang u. dergl. Sobald diese Beschäftigungen erheblichere Anforderungen an unsere Leistungsfähigkeit stellen, können sie nicht nur das Schwinden der Ermüdung verhindern, sondern dieselbe geradezu steigern, auch wenn wir uns selbst dessen zunächst nicht bewusst werden. So waren wir nicht wenig erstaunt, als wir durch Messung entdeckten, dass ein zweistündiger Spaziergang die geistige Leistungsfähigkeit in demselben Masse herabsetzte wie einstündiges Addieren. Wenn das höchste geleistet werden soll, lassen sich ernste Lektüre, anstrengendere künstlerische Genüsse, weite Wanderungen nur an den Schluss der Arbeit oder an solche Tage verlegen, an denen wir keine sonstigen Pflichten zu erfüllen haben.

Auch dann aber sollen sie keine Ermüdungswirkungen erzeugen, welche die Nacht überdauern. Diese Gefahr droht entweder bei zu anstrengender oder bei zu aufregender Beschäftigung. Im ersteren Falle genügt der Nachtschlaf nicht, um ihre Spuren zu verwischen; im letzteren wirkt er nicht rasch und tief genug. Wer mit voller Thatkraft das Spiel betreibt, sei es das königliche Schach, seien es Bewegungsspiele, sei es endlich der Sport des Ruderns, Schwimmens oder Radfahrens, wird davon gewiss grossen Genuss, unter Umständen auch wesentliche Vorteile für seine Gesundheit haben. Nur darf er nicht glauben, dass er in solchen Beschäftigungen Erholung von der Arbeit finden wird. Jede, auch die zweckloseste Thätigkeit, kann zur Arbeit werden, sobald sie uns anstrengt und ermüdet.

Digitized by Google

Wir würden daher der Erholungsarbeit nur innerhalb ganz bestimmter Grenzen einen günstigen Einfluss auf unsere Leistungsfähigkeit zuschreiben dürfen. Allein dieselbe hat noch ganz andere Zwecke im Haushalte unseres Seelenlebens zu erfüllen, auch da, wo sie nicht berufen erscheint, die Ermüdung zu bekämpfen. Indem sie die Einförmigkeit der Arbeit verwischt, erhält sie unsere Arbeits*freudigkeit*. Jede gleichartige Thätigkeit erzeugt bei längerer Dauer ein Gefühl des Überdrusses, auch wenn sie an sich nicht besonders ermüdend wirkt. In den Arbeitswerten lässt sich die Entwicklung dieses Zustandes daran erkennen, dass der Arbeitsantrieb durch den Willen, wie er sich in gewissen vorübergehenden Steigerungen der Leistung kundgiebt, seltener und undeutlicher wird. Freilich braucht bei einfacher Thätigkeit die Durchschnittsleistung durch das Gefühl des Überdrusses nicht erheblich zu leiden, im Gegensatze zu den Wirkungen der Ermüdung; die Arbeitslust kann bis zu einem gewissen Grade durch Pflichttreue ersetzt werden. Allein für die höheren und schwierigeren Arbeiten spielt die Freudigkeit, mit der wir bei dem Werke sind, doch unzweifelhaft eine wesentliche Rolle, ja es giebt Aufgaben, die wir ohne den rechten Schwung überhaupt nicht zu lösen vermöchten. Diese Arbeitsstimmung aber bleibt auf die Dauer nur erhalten, wenn wir *Abwechselung* in unsere Thätigkeit bringen. Völlig einseitige Beschäftigung macht uns geistig unfrei und gedankenarm; sie führt zu einer Erstarrung und Verkümmerung unserer Persönlichkeit. Wohl ermöglicht sie die höchste maschinenmässige Vollendung der einzelnen Leistung, aber sie ertötet die selbstständige Fortentwicklung.

Aus diesen Gründen darf die Beurteilung der Erholungsbeschäftigung nicht allein ihre Ermüdungswirkung berücksichtigen; sie wird vielmehr auch die Bedeutung derselben für die Auffrischung der Arbeitsfreudigkeit, für die reichere Ausbildung der körperlichen, geistigen oder sittlichen Persönlichkeit ins Auge zu fassen haben. Wir werden auf Kunst und Spiel, auf körperliche Übungen und geistiges Geniessen neben der Berufsarbeit niemals verzichten können, wenn wir vollentwickelte Menschen und nicht Arbeitsmaschinen heranziehen wollen, deren Wert nur in der Zahl nutzbarer Pferdekräfte liegt. Aber Jedes hat seine Zeit. Als unmittelbare Vorbereitung für die Arbeit taugt nur die Ruhe; wer das höchste leisten will, bedarf für sein Werk der vollen Verfügung über seine gesamte Kraft. Dagegen ist für die dauernde Erhaltung der geistigen und körperlichen Frische die Nebenbeschäftigung, die Zerstreuung, das Vergnügen keine entbehrliche Zugabe, sondern un-

Digitized by Google

erlässliche Bedingung. Am meisten bedarf ihrer derjenige, der unter der Last des Tagewerks am schwersten leidet, und dessen Arbeit am wenigsten geeignet ist, ihm die erhebende Befriedigung schöpferischer Thätigkeit zu gewähren.

Wenn somit unsere gesamte Lebensführung unter höherem Gesichtspunkte dem grossen Ziele der Erhaltung und Förderung unserer Arbeitskraft dienstbar wird, so kann uns diese Rücksicht auch die Wege weisen, die wir gehen müssen, wenn wir die Mitgift der Natur getreu verwalten wollen. Allerdings hängt die Gestaltung der Lebensbedingungen nur zum kleinen Teile von dem Willen des Einzelnen ab. Die Ernährungsverhältnisse, vielfach auch die Dauer der Erholung und des Schlafes werden wesentlich von der wirtschaftlichen Lage des Arbeiters bestimmt. Hier bestehen innige Berührungen zwischen der Hygiene der Arbeit und der sozialen Frage. Wollen wir die Arbeitskraft unseres Volkes erhalten und vergrössern, so dürfen wir keinen Raubbau treiben. Nicht nur die Bibel, sondern schon die einfachste Nützlichkeitsrechnung weisen uns darauf hin, dass jeder Arbeiter seines Lohnes wert sein muss. Die Sorge für ausreichende Ernährung und Erholung des Arbeiters, für gesunde Wohnungen und Verringerung der Arbeitsgefahren ist daher nicht nur eine sittliche Pflicht, sondern eine Massregel der Selbsterhaltung. Unsere Volkskraft würde versinken in Not und Siechtum, wenn wir nicht die Bedingungen schaffen wollten, unter denen allein sie gedeihen und sich fortentwickeln kann.

Aus dem gleichen Grunde haben wir dringenden Anlass, mit allen Mitteln den Kampf gegen einen der gefährlichsten Feinde unseres Volkes aufzunehmen, der in immer wachsendem Masse an unserem Marke zehrt, das ist der Missbrauch des Alkohols. Die Verheerungen, welche die Wirkung und Nachwirkung dieses tückischen Giftes in unserer Arbeitskraft anrichtet, sollten genugsam bekannt sein. Gleichwohl wird der gewohnheitsmässige Genuss geistiger Getränke nicht nur geduldet, sondern von der Gesetzgebung wie von der öffentlichen Meinung liebevoll gepflegt. Vergebens sprechen Irren- und Idiotenanstalten, Gefängnisse und Zuchthäuser, Spitäler und Armenpflege ihre beredte Sprache; vergebens sehen wir alljährlich im deutschen Reiche 12000 Menschen im arbeitsfähigen Alter dem Alkoholsiechtume verfallen — die grosse Menge wie die gebildeten Kreise gehen achtlos an dem Abgrunde vorüber, der unberechenbare Summen von Wohlstand und Arbeitskraft verschlingt.

Auch sonst müssen wir bekennen, dass unsere Lebensgewohnheiten in vielen Punkten noch recht weit davon entfernt sind, die Erhaltung

Digitized by Google

der Arbeitsfähigkeit zur Richtschnur zu nehmen. Die zunehmende Üppigkeit in unseren persönlichen Bedürfnissen, die Jagd nach dem Erwerb, die künstliche Züchtung einer anstrengenden und nutzlosen Geselligkeit, die Häufung geräuschvoller Vergnügungen, das Nachtleben — das alles sind Erscheinungen, welche die Kraft zu ernster Arbeit untergraben und zahlreiche gute Ansätze zerstören, die bei rechter Pflege zur Frucht hätten heranreifen können. Strenge Selbstzucht ist hier unerlässlich für alle Diejenigen, welche nicht an ihrem Besten Schaden leiden wollen, an der Fähigkeit, den grossen Aufgaben unseres Volkes zu dienen. Nicht beim üppigen Mahle, nicht beim Becher, nicht auf Bällen und prunkenden Festen werden die grossen Schlachten des Geistes und der Thatkraft geschlagen, sondern im stillen Arbeitszimmer und im rastlosen Getriebe der Werkstatt.

Darum muss es unsere vornehmste Sorge sein, uns selbst und das heranwachsende Geschlecht planmässig und gewissenhaft zur Arbeit zu erziehen. Nur durch die Übung wachsen die Kräfte; alle geistigen und körperlichen Gaben verkümmern, wenn wir sie nicht entwickeln und pflegen. Unendlich schier ist der Weg, der zum fernen Ziele führt und allzu kurz die Spanne Zeit, die uns das Schicksal gewährt. Jeder Stillstand in unserer Arbeit, der nicht durch die Rücksicht auf die Erhaltung der Arbeitsfähigkeit geboten ist, bedeutet einen unersetzlichen Verlust, da wir nur diejenigen Kräfte wirklich besitzen, welche wir uns in stetem Ringen von neuem erwerben. Schon in der Jugend muss diese Erziehung zur Arbeit beginnen, und sie muss beide Geschlechter in gleichem Masse darauf vorbereiten, dass wir beim Mahle des Lebens nicht bloss Gäste, sondern auch Wirte sind. So verschieden die Anlagen und Neigungen des Weibes von denen des Mannes sein, so weit ihre Bethätigungsgebiete auseinanderfallen mögen — das Recht auf Arbeit, auf die volle Entfaltung ihrer Kräfte, haben beide. Es ist daher eine kurzsichtige Vergeudung kostbarer Volkskraft, wenn noch heute unsere sogenannten höheren Stände ihre Töchter vielfach zu unfreiwilligem Drohnentum erziehen, wenn der jugendfrische Drang nach Thätigkeit in dem hohlen Einerlei geselliger Pflichten, nichtiger Tändeleien oder allenfalls im kleinen Dienste des elterlichen Haushaltes erstickt wird.

Mensch sein heisst Kämpfer, Arbeiter sein; köstlich wird unser Leben erst dann, wenn es Mühe und Arbeit gewesen ist. Darum soll schon das Spiel des Kindes seine Kräfte üben, seine Widerstandsfähigkeit steigern, seinen Willen entwickeln. Auch von der Schule werden wir fordern, dass sie die Jugend vor allem zur Arbeit tüchtig macht. Nicht

Digitized by Google

die Kenntnisse sind der wertvollste Gewinn, den der Schüler ins Leben mit sich nimmt, sondern die gefestigte und erprobte Arbeitskraft; sie bleibt ihm, wenn der mühsam erlernte Gedächtniskram längst seiner Erinnerung entschwunden ist. Diejenige Schule wird daher den nachhaltigsten und segensreichsten Einfluss auf ihre Zöglinge ausüben, die am rücksichtslosesten Erweckung und Übung aller schlummernden Kräfte über die Anhäufung gelehrten Wissens stellt. Freilich kann sie nur den Grund legen; die erziehenden Mächte des Lebens haben auszubauen, was sie begonnen hat. Das augenfällige Bestreben unserer Zeit, überall an die Stelle der reinen Belehrung die Schulung, die thätige Ausbildung der eigenen Leistungsfähigkeit zu setzen, ist nur ein Zeichen dafür, dass mit dem Wachsen der Anforderungen auch die rechten Mittel gefunden werden, denselben zu genügen. Gerade unter diesem Gesichtspunkte dürfen wir die militärische Erziehung als ein besonders wertvolles Hilfsmittel für die Entwicklung unserer Volkskraft betrachten. Sollte die riesige Fortbildungsschule, die unser Heer darstellt, einmal nicht mehr zu unserer Sicherheit nötig sein — wir müssten eine neue, ähnliche Einrichtung erfinden, um die gleiche Durchbildung der allgemeinen körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit zu erreichen. Vielleicht würde dann auch einmal das weibliche Geschlecht der Segnungen teilhaftig werden, welche die planmässige Übung im harten Dienste, unter straffer Zucht für das Können und Wollen in sich schliesst.

Jetzt tragen wir die schwere Rüstung der Kriegsbereitschaft. Aber auch im friedlichen Wettkampfe der Völker ist das Ringen ums Dasein ein erbittertes. Wer schwach ist, wird auch hier unterliegen. Nicht Pulver und Schwert allein bestimmen die Geschicke der Völker, sondern ebenso die emsige Forschung und die Werte schaffende Thatkraft. Ihr Wirken ist vielleicht unscheinbarer, als die Grossthaten unserer Heere, aber sie einigen, was jene trennten; sie sind es, die erhalten, was durch Blut und Eisen gewonnen ward. Wir müssen auch auf diesem Felde Sieger bleiben, und wir werden es, wenn wir die Zeichen sorgfältig beachten. Aus der Arbeit quillt der Jungbrunnen, der unsere Glieder stählt und unseren Geist beflügelt. In sich selbst trägt sie das Heilmittel für die Wunden, die sie schlägt; dem rechten Arbeiter wachsen die Kräfte, indem er sie wirken lässt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dumbarton Oaks

4/19/46

Digitized by Google

Widener Library
2044 092 886 266

Digitized by Google